

kürbiskern

Literatur

DSR

1898–1956

Bertolt Brecht:

Die Wälder wachsen noch.
Die Äcker tragen noch.
Die Städte stehen noch.
Die Menschen atmen noch.

Auskunft über die Verhältnisse

4/86
OKTOBER

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitzer, Klaus Konjetzky,
Oskar Neumann, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

LITERATUR: AUSKUNFT ÜBER DIE VERHÄLTNISSE

<i>Gisela Elsner: Der Schwamm</i>	4
<i>Friedrich Hitler: Die Brücke von San Fernando</i>	16
<i>Andreas B. C. Gross: Das Floß der Medusa</i>	36
<i>August Kühn: Helma</i>	46
<i>Hans Dieter Schwarze: Blick. Schlag. Fliege tot.</i>	54
<i>Rainer Wochele: Stuttgarter Sprüche</i>	55
<i>Oswald Andrae: Sturzflüge . . . • Ich sah im Herbst . . .</i>	62
<i>Gerda Biernath: Leserbrief • Kranzniederlegung</i>	63
<i>Monika Littau: Kontakte • Schwarz weiß gold</i>	66
<i>Ronald M. Schernikau: Kalle K. und Berlis K., Elektriker und Hausfrau, 30 und 27 Jahre</i>	69
<i>Klaus-Peter Wolf: Wie die Marktfrau Herta Busch dem Literaturwissenschaftler Müller-Hildebrandt eine Lektion erteilte</i>	77
<i>Wolfgang Borsich: Unmögliche Wirklichkeit • Haus am Meer • Der Blick zurück (ins Heimatglück) • Andererseits</i>	78
<i>Hans van Ooyen: Am Fluß . . . • Ich sende meine Schiffe . . .</i>	80
<i>Susanne Hennemann: Tagesanbruch</i>	80
<i>Gerd Herholz: IC-Patrizier</i>	81
<i>Michael Basse: Im Garten</i>	81
<i>Maria von Fransecky: Versäumnis</i>	82
<i>Peter Schumann: worauf warten? • so wird es dir klar • handschellen • einfach von heute auf morgen</i>	83
<i>Ales Adamowitsch: Nicht abseits vom Wichtigsten</i>	86
<i>Uwe Gardein: Arno Schmidt und Einer seiner Bewunderer. Zum Briefwechsel mit Alfred Andersch</i>	99
<i>Nathalie Sarraute: Das Gefühl der vagen Empfindungen. Ein Gespräch mit Vera Botterbusch</i>	110
<i>Werner Jung: Das Werk Ludwig Börnes</i>	117
<i>Horst Brandstätter: Der Verbrecher aus verlorener Ehre oder Die Unschuld der Begriffe</i>	130
<i>Oskar Neumann: Zarteste Lyrik und asiatische Bedrohung</i>	140
<i>Georg Herde: „Ostdeutsche Kulturarbeit“ der Landsmannschaften</i>	145
ANMERKUNGEN	159

Auf-Gelesenes

Im Sommer 1986 öffnete die Münchner Abendzeitung die Spalten ihres Feuilletons einer neuen AZ-Serie „Gibt es die Literatur der 80er Jahre?“ Wir fanden darin eine Kontroverse, aus der wir einige Kerngedanken zitieren. Den Abschluß des Auf-Gelesenen verdanken wir dem Schweizer Literaturkritiker und kürbis-kern-Mitarbeiter Heinz Hug. Er hielt fest, was Max Frisch zur Lage der Literatur der 80er Jahre aus Anlaß seines 75. Geburtstags am 15. Mai 1986 äußerte.

Wolf Wondratschek

„Bin ich das Arschloch der achtziger Jahre? / Bin ich der Macho mit dem Knick? / Bin ich das Opfer romantischer Opernmusik? / Wohin des Wegs ins Wunderbare? . . .“

Es gibt in der Kunst keinen Fortschritt. Fortschritte machen nur die Wissenschaften. Es gibt in der Literatur auch kein Diktat einer Entwicklung, hinter die man nicht zurückfallen darf . . .

Mehr Humor. Geiles, nicht nur Geniales. Daß weiterhin geschrieben, aber weniger publiziert wird. Ich habe eine Witzzeichnung neben meiner Schreibmaschine hängen. Darauf sagt ein Verleger zu einem Autor, der ihm sein Manuskript gebracht hatte: ‚Das ist Dostojewski. Es ist Melville. Es ist Flaubert. Aber es tanzt nicht.‘ Das ist es, was ich meine: Literatur soll tanzen! Die Leser wollen alles von der Literatur, nicht nur ein bißchen.“ . . .

(Münchner Abendzeitung, 2./3. August 1986)

Florian Furtwängler

„Lieber Wolf, du bist von gestern . . .“

Aussagen wie: „Es gibt in der Kunst keinen Fortschritt. Fortschritte machen nur die Wissenschaften“ sind in ihrer Analytik so treffsicher wie die Erkenntnis, daß Michelangelo zu einem hohen Prozentsatz aus Wasser bestanden hat.

Oder eine andere Aussage: „Ein wichtiger Schriftsteller lebt in allen Zeiten“ ist doch nur ein Freibrief für Unverbindlichkeit. Und soviel selbstgefällige Banalität, weil Du zufällig weit genug weg von Tschernobyl gerade noch einmal davongekommen bist. Würden Dir jetzt die Haare ausfallen, wie Leuten in Gomel, würdest Du Dir kaum mehr einbilden können, irgend jemand könnte es ‚wichtig‘ finden, ob Du Dir selbst die Haare raufst oder nicht, als ‚spontaner Ausdruck von Empfindungen‘.“ . . .

(Münchner Abendzeitung, 7. August 1986)

Max Frisch

„Eine Gesellschaft, die nicht mehr durchleuchtet werden will. Man muß nicht mehr wissen, man will nicht mehr wissen oder soll nicht mehr wissen. Also wollen wir Ornamente der Verschleierung . . . Es ist jetzt alles erlaubt, nur nicht Auskunft über die Verhältnisse, nur nicht Aufklärung. Man will nicht Bewußtsein haben, das bringt nichts, es bringt nur Verantwortung.“

Gisela Elsner Der Schwamm

Das Schrillen der Schulglocke, das die große Pause ankündigte, riß den Erstkläßler Heiner Wurbs aus seinen alles andere als phantastischen Träume reien. Nicht an Feen, Schneeköniginnen, Seeräuber, Wunderlampen oder versunkene Schätze hatte Heiner Wurbs, während er ein kleines i nach dem anderen auf seine Schiefertafel kritzelt, gedacht. Vielmehr hatten sich seine Gedanken seit dem Beginn der Unterrichtsstunden, in denen der Lehrer immerzu: STRICHAUFSTRICHABSTRICHAUFPUNKTCHENDRAUF geschrien hatte, ausschließlich um den an einem Band baumelnden runden roten neuen Schwamm gedreht, mit dem der Mitschüler Herbert Schleef, ein aufgeschossener, ausgehungerter, aber überaus wendiger Junge, an diesem Morgen das Klassenzimmer betreten hatte.

Von dem Augenblick an, da er den aus Schleefs Ranzen heraushängenden Schwamm, der im Gegensatz zu seinem eigenen weder zerissen noch mutwillig mit Griffeln durchstochen worden war, zu Gesicht bekommen hatte, waren die in ihrer Dumpfheit zumeist recht stabilen Gefühle von Heiner Wurbs in Wallung geraten. Es gab für ihn nur eines: er mußte irgendwie in den Besitz dieses Schwamms gelangen. Bald von einem bohrenden Neid gepeinigt, bald vor Selbstmitglied den Tränen, die er, so benachteiligt er sich auch immer fühlte, als Junge doch nicht vergießen durfte, sehr viel näher als sonst, hatte er mühsam gegen seine ohnehin leicht entfachbare Habgier angekämpft, die es ihm ratsam hatte erscheinen lassen, den schönen runden roten Schwamm einfach an sich zu reißen.

Allerdings hatte die Tatsache, daß Herbert Schleef, der nur der Sohn eines Werkzeugmachers war, über einen solchen Schwamm verfügte, nicht allein Heiners Habgier wachgerufen. Sie hatte auch sein Gerechtigkeitsempfinden verletzt, das, längst unter das Joch einer triebhaften Ichsucht geraten, nur die Gebote des Eigennützes zu berücksichtigen pflegte. Seitdem Heiner Wurbs denken konnte, hatte er stets das, was ihm schadete, als ungerecht und das, was ihm nutzte, als gerecht empfunden. Daß Herbert Schleef einen dermaßen begehrenswerten Schwamm sein eigen nennen durfte, empfand Heiner Wurbs als im höchsten Grade ungerecht.

Obwohl er dies keineswegs begründen hätte können, war er überzeugt davon, daß unter den Schülern der Dorfschule von Großreuth, in der nach der Zerbombung der städtischen Schulen im Westen von N. auch Stadtkindern das Schreiben, Lesen und Rechnen beigebracht wurde, nur ein einziger ein Anrecht auf den runden roten Schwamm besaß, nämlich er, Heiner Wurbs, der von seinen Tanten, Onkeln und Großmüttern so genannte WONNE-PROPEN.

Dabei bin ich doch so drollig, sagte er sich, indem er erneut den Schwamm fixierte.

Lediglich die Furcht vor der Rache seines Mitschülers Herbert Schleef, der mit seinen spindeldürren Fäusten Nasenbeine zu brechen und Zähne auszuschlagen vermochte, hielt Heiner Wurbs davon ab, sich den Schwamm ge-

waltsam anzueignen. Weil er, so stämmig er auch war, aus Schwerfälligkeit mit seinen Kräften nicht umzugehen wußte, fühlte er sich dem Mitschüler Schleef nicht gewachsen. Er sah voraus, daß er, wenn er es wagte, Schleef des begehrten Schwamms zu berauben, von diesem Klassenkameraden mindestens fünf Hiebe würde einstecken müssen, ehe er ihm seinerseits den ersten Hieb versetzen konnte.

Mit seinen kleinen, ein wenig schrägstehenden blaßgrünen Augen, deren Lider zum Leidwesen seiner Mutter wieder einmal merklich gerötet waren, verfolgte Heiner Wurbs, wie Herbert Schleef, der vor ihm auf der zweiten Bank in der mittleren Reihe saß, kaum daß die Schulglocke die große Pause angekündigt hatte, seinem Ranzen hastig eine Scheibe trocknen Brots entnahm. Er hat Hunger, sagte sich Heiner Wurbs, während ihm jäh die Idee, wie er in den Besitz des Schwamms gelangen konnte, in den Kopf kam.

Mit einer gewissen Verschlagenheit im Blick griff er unter seine Bank und brachte sein sorgfältig in Butterbrotpapier gewickeltes Frühstückspäckchen zum Vorschein. Obwohl er wußte, daß dieses Frühstückspäckchen keine dürftige Scheibe trockenen Brots, sondern eine von seiner Mutter mit Butter und Leberwurst bestrichene Semmel enthielt, wickelte er die Semmel aus, klappte sie auseinander und beröhrte die Leberwurst, die sein Vater am verflossenen Wochenende in einem Ort namens Heuchlingen ergattert hatte, wo er seit den letzten Kriegsjahren nahezu regelmäßig Transformatoren gegen Spanferkel oder gegen halbe Kälber tauschte.

Bei dem Gedanken, daß er, um in den Besitz des Schwamms zu gelangen, wohl oder übel auf seine Semmel verzichten mußte, wurde es Heiner Wurbs weh ums Herz. Ungeachtet dessen, daß der Tauschhandel, den er da ausgeheckt hatte, noch nicht einmal in die Wege geleitet worden war, kam er sich schon jetzt wie ein Betrüger vor. Es verstieß ganz einfach gegen seine Natur, etwas, das er besaß, herzugeben. Daß er nicht die Semmel behalten und darüber hinaus des Schwamms habhaft werden konnte, war ihm zwar bewußt. Einsehen oder gar als recht und billig erachten konnte er diesen Sachverhalt hingegen keineswegs. Die Gesetze, die auf dieser Welt geltend waren, erschienen ihm auf eine beunruhigende Weise undurchsichtig. Solange diese Gesetze die Befriedigung seiner Triebe, vor denen sein Verstand oft genug kapitulieren mußte, gestatteten, fühlte sich Heiner Wurbs auf der Erde bestens aufgehoben. Erlegten die für ihn so undurchsichtigen Gesetze indes seinen Trieben irgendwelche Zwänge auf, so floh er verängstigt und gekränkt zu seiner Mutter und preßte seine dicken roten Backen in die Kuhle, die der Rock seiner Mutter, wenn sie saß, zwischen ihren zwar ein wenig kurzgeratenen, aber durchaus wohlgeformten Schenkeln bildete.

Auch in diesem Augenblick fühlte sich Heiner den in dieser Welt geltenden Gesetzen so nackt und hilflos überantwortet, daß er sich nach der Kuhle im Schoß seiner Mutter sehnte. Während die meisten Mitschüler bereits in den Schulhof oder zu den immer wieder über den Senkgruben einbrechenden Holzlatrinen stürzten, deren Gestank den ganzen Hof umhüllte, stand Heiner Wurbs mutterseelenallein mit der Semmel in der Hand neben seiner Bank und sah hinter seinem Mitschüler Herbert Schleef her. Halb weinerlich, halb haßerfüllt beobachtete er, wie sich Schleef, der sich die Kartoffeln und die

Runkelrüben, die er von den Äckern stahl, roh einzuverleiben pflegte, den Rest der Scheibe trockenem Brots in den Mund stopfte.

Er muß großen Hunger haben, sagte sich Heiner Wurbs, ehe er dem Mitschüler Schleef zurief, daß er ihm etwas zeigen wolle.

Sofort blieb Herbert Schleef stehen und drehte sich argwöhnisch nach Heiner Wurbs um, dem zumal die aus der Arbeiterschicht stammenden Mitschüler, seit es in der Klasse ruchbar geworden war, daß sein Vater, der Herr Doktor Heinrich Wurbs, in den DEITZ-WERKEN als Leiter einer Entwicklungsabteilung tätig war, nicht nur mit einer Reserviertheit begegneten, die eine unterschwellig gärende Feindseligkeit in sich barg. Einige Mitschüler nannten Heiner Wurbs mit unverhohlem Hohn den SOHN DES GROSSKOPFGEN und dessen Vater das HOHE TIER.

Was willst du mir zeigen, fragte Herbert Schleef eher unwirsch als neugierig. Heiner Wurbs streckte ihm wortlos die Semmel hin.

Es ist eine Leberwurstsemme, sagte er, indem er die Semmel auseinanderklappte und die Hälfte, die mit Leberwurst bestrichen war, der spitzen Nase seines Mitschülers näherte, der plötzlich unübersehbar zu schlucken begann. Kann ich einmal hineinbeißen, fragte er mit einer rauhen Stimme.

Wenn du hineinbeißt, sage ich es meiner Mutter und die sagt es dem Lehrer, erwiderte Heiner Wurbs. Aber du könntest die ganze Semmel haben, wenn du mir deinen Schwamm dafür geben würdest.

Meine Mutter verprügelt mich mit dem Teppichklopfer, wenn ich ohne den Schwamm heimkomme, meinte Herbert Schleef.

Sie hat nämlich für den Schwamm ihre drei letzten Taschentücher opfern müssen, fügte er hinzu, ehe er ein paar Schritte in die Richtung des Schwamms tat.

Du kannst deiner Mutter doch erzählen, daß du den Schwamm verloren hast, entgegnete Heiner Wurbs, der dem Sohn des Werkzeugmachers mit der Semmel in der Hand gefolgt war.

Aber sie hat den Schwamm ja eigens ganz fest an das Band geknotet, damit ich ihn nicht verlieren kann, jammerte Herbert Schleef, und er sah, als sei er in eine Falle geraten, mit gehetzten Blicken erst die Semmel, dann den tatsächlich fest an das Band geknüpften Schwamm und dann abermals die Semmel in der Hand von Heiner Wurbs an, der nun, befriedigt, daß es ihm gelückt war, seinen ausgehungerten Mitschüler in Versuchung zu führen, recht unvermittelt dazu überging, den Retter in der Not herauszukehren.

Der Schwamm ist doch gar nicht fest an das Band geknotet, sagte er, indem er sachte, ja fast väterlich den um einen Kopf größeren Mitschüler zur Seite schob, seine Semmel auf dessen Bank ablegte und sich daraufhin daran machte, mit seinen kurzen, dicken, aber keineswegs ungeschickten Fingern den Knoten in dem Band, an dem der runde rote Schwamm befestigt war, zu lösen. Obwohl seine Bewegungen an Ruhe und Bedacht nichts zu wünschen übrigließen, gelang es ihm erst, als das Schrillen der Schulglocke das Ende der großen Pause ankündigte, den Schwamm abzubinden.

Mit einer geradezu paralysierenden Selbstverständlichkeit bemächtigte er sich des Schwamms. Ohne auf die Mitschüler zu achten, die jetzt in das Klassenzimmer drängten, stand er breitbeinig mit leicht verschleierten Augen und

ein wenig aufgeworfenen Lippen neben der Bank des Mitschülers Schleef, auf der noch immer die Semmel lag, die der Sohn des Werkzeugmachers in der Zwischenzeit nicht angetastet hatte.

Erst jetzt traf er Anstalten, sie zu ergreifen. Aber ehe er sie auch nur berühren konnte, kam ihm Heiner Wurbs zuvor. Mit einer Fixigkeit, die ihm keiner zutraut hätte, brachte er die Semmel an sich.

Du bekommst sie gleich, sagte er.

Ich will sie sofort haben, stieß der Sohn des Werkzeugmachers hervor, der mittlerweile ganz augenscheinlich bereit war, die Prügel, die ihm der Verlust des Schwamms einbringen würde, in Kauf zu nehmen.

Für Herbert Schleef, dessen Eltern weder Transformatoren noch chinesische Teeservice oder Orientbrücken besaßen, mit denen sie den in ganz N. ihrer Knickrigkeit wegen verrufenen Bauern der umliegenden Dörfer Würste hätten entlocken können, war von Kindesbeinen an allein die Bezeichnung Leberwurst ein Synonym für etwas schlachtwegs Unerreichbares gewesen. Stirnrunzelnd verfolgte er, wie Heiner Wurbs nun die flache untere Hälfte der Semmel nach oben kehrte und daraufhin auf diese nach oben gekehrte untere Semmelhälfte den runden roten Schwamm legte, damit jeder sehen konnte, daß der Schwamm kleiner als die Semmel war.

Gib mir sofort die Semmel, wiederholte der Sohn des Werkzeugmachers, der viel zu gewitzt war, um das Betrugsmäöver, das der Schüler Wurbs im Sinne hatte, nicht auf Anhieb zu durchschauen.

Siehst du nicht, daß meine Semmel größer ist als dein Schwamm, erkundigte sich Heiner Wurbs, bei dem der Gedanke, daß er sich von seiner Semmel würde trennen müssen, eine mit Gehässigkeit durchtränkte Weinerlichkeit hervorrief.

Sein Mitschüler bestritt die nur schwerlich bestreitbare Feststellung, daß die Semmel größer als der Schwamm sei, ebensowenig wie er sie bestätigte. Er war ganz einfach außerstande, der unterschiedlichen Größe zweier so unterschiedlich beschaffener Dinge wie der Semmel und dem Schwamm die Bedeutung beizumessen, die ihr Heiner Wurbs zu unterschieben trachtete. Gereduzt überwältigt von der gigantischen Kleinlichkeit, die Heiner Wurbs an den Tag legte, starnte er den Sohn des Großkopfigen an, der jetzt die mit der flachen unteren Hälfte nach oben gekehrte Semmel, auf deren Mitte noch immer der runde rote Schwamm lag, zu seinem Munde führte und sich den etwa einen Zentimeter breiten Semmelstreifen, der über den Rand des Schwamms hinausragte, mit kleinen, zuschnappenden Bissen einverleibte.

Mit einer gewissenhaften, gewichtigen Sachlichkeit, die davon kundete, daß es kein Heißhunger, sondern hauptsächlich ein übermächtiger Futterneid war, der ihn zu dieser Handlungsweise getrieben hatte, schaffte Heiner Wurbs das vermeintliche Unrecht, das seiner vom Eigennutz deformierten Logik zufolge der Täusch zweier so unterschiedlich großer Dinge wie der Semmel und dem Schwamm darstellte, Biß um Biß aus der Welt. Immerzu darauf bedacht, so uneigennützig wie nur möglich zu erscheinen, verkleinerte er seine jetzt nur noch stellenweise über den Schwammrand hinausragende Semmel. Auf das Argument seines Mitschülers Schleef, daß die unterschiedliche Beschaffenheit der Semmel und des Schwamms weitaus entscheidender

sei, als deren unterschiedliche Größe, reagierte Heiner Wurbs, indem er mit einer wegwerfenden Handbewegung den geschäftsschädigenden Einwand des Werkzeugmachersohns zu einer Nebensächlichkeit degradierte.

Anscheinend volllauf damit beschäftigt, jedermann Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, entging es ihm gänzlich, daß außer seinen Mitschülern auch der Lehrer, der inzwischen ebenfalls das Klassenzimmer betreten hatte, seine Biß für Biß eklatanter werdende Bauernfängerei zur Kenntnis nahm. Zum ersten Mal in seinem noch vergleichsweise kurzen Leben war Heiner Wurbs dank der Schamlosigkeit, mit der er einen Mitschüler zu übervorteilen suchte, außerhalb seines Verwandtenkreises, in dem man sich über den drolligen Won nepropfen, der einen Geistlichen im Meßgewand für Adolf Hitler gehalten und beim Einmarsch der amerikanischen Truppen lauthals das Nazilied DIE FAHNE HOCH gesungen hatte, schieflachen pflegte, der Mittelpunkt des allgemeinen Interesses geworden.

Ohne daß diesbezüglich eine nähere Erläuterung vonnöten gewesen wäre, begrißen seine Mitschüler wie auch der Lehrer Eugen Döperlich angesichts der Semmeloberfläche, die Heiner Wurbs mit seinen kleinen, zuschnappenden Bissen rundum auf den Schwammdurchmesser reduziert hatte, daß hier ein Tauschhandel abgewickelt wurde, bei dem der Schüler Schleef, nicht nur von seinem Hunger in die Enge getrieben, sondern obendrein entwaffnet von der überwältigenden Kleinlichkeit des Schülers Wurbs den kürzeren zog. Obwohl Schleef nach Strich und Faden hereingelegt wurde, kam im Klassenzimmer nirgendwo ein schadenfrohes Gekicher auf.

Während der Schüler Wurbs, der dumpf zu ahnen begann, daß der Vorteil, den er sich erschlichen hatte, jäh in einen Nachteil umzuschlagen drohte, mit einer Großspurigkeit, die seinen Mangel an Großmut nur noch krasser zutage treten ließ, seinem genasführten Klassenkameraden die auf den Schwammumfang reduzierte Semmel überreichte, versagten ihm seine Mitschüler den Beifall, den sie anderen Siegern ganz und gar nicht ungern zu zollen pflegten. Die Unverfrorenheit, mit der der Sohn des Großkopfigen den Schüler Schleef übervorteilt hatte, gab ihnen allen, wenn auch nicht lange, zu denken. Leise miteinander wispernd schielten sie bald zu dem Schüler Wurbs, der genüßlich immer wieder mit der Hand den runden roten Schwamm zusammenquetschte, bald zu dem Schüler Schleef hinüber, der sich mittlerweile die Semmel wie einen großen Ppropfen in seinen Mund gestopft hatte, so daß rechter Hand und linker Hand des Mundes zwei dicke Wülste zu sehen waren, die in dem sommersprossigen, hohlwangigen Gesicht des Werkzeugmachersohns wie Beulen wirkten.

Nur der Lehrer Döperlich, der sich während der Kriegsjahre als Mitglied der Nationalsozialistischen Partei in einer ungemein rührigen Art und Weise um die Säuberung arischen Gedankenguts von semitischen Schmutzflecken verdient gemacht hatte, hielt sich, damit niemand merkte, daß er über den kleinen Wurbs, der so artig und unbedarfst mit dem runden roten Schwamm in der Hand auf seiner Bank saß, schmunzeln mußte, kurzfristig die Hand vor den Mund. Daß sich dieses Kerlchen, das auf ihn bislang einen eher dümmlichen Eindruck gemacht hatte, als ein so hartgesottener Bursche erwies, ließ in ihm jäh den mehr und mehr erlöschenden Glauben an die Lebenskraft der

arischen Rasse aufflackern. Durchaus angetan von dem Einblick, den er dank des Tauschhandels gewonnen hatte, schlug er, um dem Geraune der Schüler ein Ende zu machen, mehrmals mit seinem langen Lineal auf das Pult, ehe er, überzeugt davon, daß er es seinen unverrützbaren Grundsätzen schuldig sei, den Tauschhandel betreffend als Autoritätsperson das letzte Wort zu sprechen, den mit einer verzweifelten Hektik kauenden Sohn des Werkzeugmachers aufrief.

Hast du vergessen, daß es verboten ist, während des Unterrichts zu essen, fragte er den Schüler Schleef, dessen Mund so voll war, daß er weder ja noch nein sagen konnte.

Weil ihm die schwammgroße Leberwurstsemmel in seinem Mund keine andere Wahl ließ, als dem Lehrer die Antwort auf seine Frage schuldig zu bleiben, stand Schleef stumm mit seinen verräterischen dicken Wülsten neben den Mundwinkeln in einer strammen Haltung da und wartete, ohne es zu wagen, weiterzukauen, auf die Strafe, die Herr Döperlich über ihn verhängen würde.

Obwohl Eugen Döperlich nie lange zu überlegen pflegte, welche Strafe über einen Schüler zu verhängen sei, ließ er sich, um die ihm anvertrauten jeweiligen Missetäter auf die Folter zu spannen, möglichst lange Zeit, ehe er sie von der Strafe, die sie seiner Meinung nach verdienten, in Kenntnis setzte. Seit Döperlich kurz nach der Kapitulation von fünf betrunkenen amerikanischen Soldaten mit Maschinengewehren dazu gezwungen worden war, sich in finsterster Nacht im Pyjama mit seinem kostbar gerahmten Hitlerportrait unter dem Arm auf einen Rübenacker zu begeben, wo ihm die schießwütigen Befreier befohlen hatten, das Führerportrait mit den Armen über seinen Kopf zu halten und in dieser Position so lange reglos zu verharren, bis der auf dem Ölbild abgebildete Kopf seines Vorbilds Adolf Hitler von Kugeln durchlöchert worden war, tat Döperlich, der von sich selbst zu behaupten pflegte, daß er in jener Nacht mehr Tode gestorben wäre, als all die Juden, um deren Leichen nach seinem Dafürhalten viel zu viel Aufhebens gemacht wurde, sein Menschenmögliches, um seinen Schülern das, was er als weibische Zimpellichkeiten zu bezeichnen pflegte, restlos auszutreiben.

Milde fielen seine Strafen nicht einmal an jenen Tagen aus, da es ihm gelungen war, seinem Todfeind, einem Sozialdemokraten, der seinerzeit auf seine, Döperlichs, Anzeige hin in ein Konzentrationslager eingeliefert worden war, zu zeigen, was eine Harke war. Was den Sozialdemokraten bis aufs Blut reizte, war merkwürdigerweise weniger Döperlichs Anzeige als vielmehr die Tatsache, daß Döperlich kein Hehl daraus machte, daß er auch heute noch so handeln würde, wie er es seinerzeit getan hatte.

Solchen Burschen kann ein KZ-Aufenthalt nur guttun, pflegte Döperlich zu behaupten.

Selbst wenn man den Volksschullehrer daran erinnerte, daß der Sozialdemokrat mit nurmehr einer Ohrmuschel und sechseinhalb Fingern sowie einer tief in seine Haut eingebroannten hakenkreuzförmigen Verzierung auf seiner Brust aus dem Konzentrationslager herausgetragen worden war, nahm Döperlich von seiner Behauptung keineswegs Abstand. Seiner Meinung nach geschah es dem Sozialdemokraten recht, daß sich dieser wegen der haken-

kreuzförmigen Verzierung auf seiner Brust, die Mißverständnissen geradezu zwangsläufig Tür und Tor öffnen mußte, bis zu seinem Lebensende in keiner Badeanstalt mehr blicken lassen konnte.

In den gleichen Geschäften, in denen ihn sein Todfeind einen Nazi nannte, schwärzte Döperlich den Sozialdemokraten seinerseits als einen verkappten Kommunisten an. Momentan war das Ende des gleich nach dem Kriegsende zwischen Döperlich und dem Sozialdemokraten ausgebrochenen Kleinkriegs, bei dem Gewächshäuser mit Kieselsteinen beworfen, Sand in Wohnzimmerfenster gestreut, Ligusterhecken verstümmelt, Geranien entwurzelt, Teerosen zertrampelt, Goldhamster vergiftet, Wellensittiche erdrosselt und seitenvlange Drohbriefe per Einschreiben versandt wurden, noch nicht abzusehen. Feststand allein, daß der Sozialdemokrat anfänglich von Döperlich lediglich erwartet hatte, daß dieser seine Anzeige betreffend zumindest Reue heuchelte. Während Döperlichs Todfeind den Bewohnern der Siedlung, in der er und Döperlich sich zu ihrer beidseitigen Leidwesen Häuser gekauft hatten, an Stelle von Argumenten erst seinen Ohrmuschelstumpf, dann seine sechseinhalbfingerigen Hände und, wenn dies alles bei den Bewohnern der Siedlung, die sich unter allen Umständen aus der Angelegenheit heraushalten wollten, nichts half, zu guter Letzt als Zugabe die hakenkreuzförmige Verzierung auf seiner Brust zu zeigen pflegte, sorgte Döperlich mit Hilfe eines regelrechten Stacheldrahtdickichts, das er eigenhändig rund um seinen Gartenzaun angebracht hatte, und mit Hilfe einer Alarmanlage, die er, um festzustellen, ob sie auch wirklich noch funktionierte, mehrmals in der Woche einschalten zu müssen meinte, dafür, daß jeder schon von weitem sah und hörte, vor welchen massiven Übergriffen er, Döperlich, sich zu schützen hatte.

Sobald die Alarmanlage des Volksschullehrers zu schrillen begann, stürzte die gesamte Nachbarschaft, oft genug in einer alles andere als korrekten Kleidung, auf die Straße, um bloß nicht den eigentlichen Vergeltungsschlag des Sozialdemokraten zu verpassen, auf den Döperlich, seinen eigenen Äußerungen zufolge, jeden Augenblick gefaßt war. Döperlich selbst entschuldigte sich zwar jedesmal, wenn er die Alarmanlage eingeschaltet hatte, bei seinen Nachbarn wegen der Ruhestörung. Aber er gab seinen Mitbürgern, die weder ihm, Döperlich, sein Engagement für Hitler noch Döperlichs Todfeind, dem Sozialdemokraten, seinen KZ-Aufenthalt anlasten mochten, zu verstehen, daß sie mit weiteren Ruhestörungen zu rechnen hätten, so lange der besagte Vergeltungsschlag des Sozialdemokraten für seine, Döperlichs, Anzeige noch ausstand. Auch redete Döperlich auf jene geheimnikrämerische Art und Weise, die auf die meisten Menschen überaus beeindruckend wirkt, von einer sogenannten kalten und einer sogenannten heißen Methode, mit der ihm der Sozialdemokrat die Anzeige heimzahlen konnte, die seine Einlieferung ins KZ, den Verlust einer Ohrmuschel, zweier Daumen, eines Zeigefingers, eines halben kleinen Fingers sowie die Einbrennung einer seine Freizeitgestaltung beeinträchtigenden hakenkreuzförmigen Verzierung in seine Brust und ein unablässiges Zucken des linken Augenlids zur Folge gehabt hatte. Fragte man Döperlich, was unter der sogenannten heißen und der sogenannten kalten Methode zu verstehen sei, so erwiderte er, daß er sich hierzu aus gutem Grund nicht äußern wolle. Er ließ lediglich durchblicken, daß der Sozialde-

mokrat mit seiner einen Ohrmuschel, mit seinen sechseinhalb Fingern und seinem ohne Unterlaß zuckenden linken Augenlid auf Verbündete angewiesen sei, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, daß sein Vergeltungsschlag als ein Fiasko endete.

Er sei sich sicher, daß der Sozialdemokrat solche Verbündete längst gefunden habe, pflegte Döperlich mit einem galligen Auflachen zu sagen.

Hilfe von seiten der Bewohner der Siedlung, von denen ihm keiner jemals seine Hilfe angeboten hatte, lehnte der Volksschullehrer, dem es unbegreiflich war, wie seine Mitbürger zugleich ihm und seinem Todfeind recht geben konnten, mit einer Entschiedenheit ab, die jedermann glauben möchte, er, Döperlich, würde allerseits regelrecht bekneipt, sich helfen zu lassen. Daß die über Nacht entweder bigott oder philosemitisch gewordenen ehemaligen Nationalsozialisten, die Döperlich, in einem Anfall von Hysterie vergebens um Beistand angegangen hatte, kein Hehl daraus gemacht hatten, daß Döperlich sie mit weiteren Besuchen nur kompromittieren würde, verschwieg der Volksschullehrer seinen Nachbarn wohlweislich. Er legte größten Wert darauf, daß jedermann meinte, er, Döperlich, verzichte freiwillig auf jeglichen Beistand. Schon damit keiner auf den Gedanken kam, Rechenschaft von ihm für die Vergehen zu fordern, zu denen sich Döperlich in dem ihm eigenen Hang, wo immer es möglich war, reinen Tisch zu machen, seinerzeit hatte hinreißen lassen, richtete der Volksschullehrer sein ganzes Sinnen und Trachten darauf, daß seine Mitwelt erfahrt, wie übel ihm mitgespielt wurde.

Das ist nun der Lohn dafür, daß man nichts anderes als seine Pflicht getan hat, äußerte er nicht selten mit einer Bitterkeit, die zwar kein echtes Mitgefühl, aber immerhin ein betretenes Schweigen auslöste. Von den Nationalsozialisten, die sich plötzlich nicht einmal mehr dunkel daran zu erinnern vermochten, wie sie bei den Reichsparteitagen gemeinsam mit ihm, Döperlich, Adolf Hitler zugejubelt hatten, im Stich gelassen und von den Mitbürgern, die dafür, daß er, Döperlich, Adolf Hitler zugejubelt hatte, ausschließlich dem Führer die Schuld gaben, mit Wohlwollen geradezu begossen, zog er es oftmals vor, sich, statt mit seinen Nachbarn über Schuld und Sühne zu debattieren, seiner Briefmarkensammlung zu widmen.

Sobald indes irgendwer in seiner Anwesenheit die Ansicht zu vertreten wagte, daß es sein Todfeind, der Sozialdemokrat, der Seite an Seite mit Sexualmörtern und Sittlichkeitverbrechern einen Tunnel in einen Sandberg hatte graben müssen, auch nicht gerade leicht gehabt hätte, erwiderte Döperlich: Denken Sie etwa, ich hätte es leicht.

Seit dem Tag, da ein Sozialdemokrat dank der Unterstützung der amerikanischen Besatzungsmacht zum Bürgermeister von N. ernannt worden war, gebärdete sich Döperlich nicht allein wie das Opfer einer Verschwörung. Zeitweilig hielt er sich auch tatsächlich für solch ein Opfer. Immer wenn ein Haussierer an seiner Haustür klingelte, zog sich Döperlich, ehe er die Tür öffnete ging, Hut und Mantel an. Auch ergriff er seine Aktentasche, in die er außer einer Zahnbürste, einem Kamm, einem Stück Seife, einem Rasierpinsel und einer Schachtel Abführmittel auch eine Wäscheleine gepackt hatte, an der er sich notfalls zu erhängen gedachte. Obwohl er sie auswendig gelernt hatte,

schrieb er vorsichtshalber allmorgendlich die Telefonnummer seines Rechtsanwalts mit roter Tinte pulshoch auf sein Handgelenk.

Je länger nichts geschah, um so hemmungsloser spukten Ängste in seinem Kopf herum. Bald überlegte Döperlich nächtelang, wie er sich für sich und seine Frau gefälschte Pässe beschaffen konnte. Bald versetzte er seine Frau damit in Angst und Schrecken, daß er meinend: er stelle sich jetzt den Behörden, in Hut und Mantel und mit der Aktentasche in der Hand, das Haus verließ.

Jedesmal, wenn er unverrichteterdinge zurückkehrte, brach Frau Döperlich, die während des Rußlandfeldzugs von früh bis spät Pulswärmer für die Winterhilfe gestrickt hatte, vor Erleichterung in Tränen aus. Diese Tränen vermochten Döperlich, der es deprimierend fand, daß er von den Behörden schulterkloppend wie ein Verrückter nach Hause geschickt wurde, allerdings nicht zu rühren.

Heb dir deine Tränen besser für später auf, pflegte er seine Frau in solchen Augenblicken anzuherrschen, ehe er sich gänzlich ermattet auf dem Sofa langstreckte und seinen Kopf auf die neuen roten Sofakissenbettete. Daß es sich bei den Bezügen der neuen Kissen um nichts anderes als die Bestandteile seiner Hakenkreuzfahne handelte, die mit einer Pietätlosigkeit, die Döperlich nie und nimmer gebilligt hätte, von seiner Frau zerschnitten und umgearbeitet worden war, ahnte der Volksschullehrer nicht.

Reine Zermürbungstaktik, sagte er zu seiner Frau, die sich, obwohl sie seinerzeit eine Jüdin aus Eifersucht bei der Gestapo denunziert hatte, zu seinem Befremden in der größten Sicherheit wiegte.

Die haben alle selber so viel Dreck am Stecken, daß sie, schon um ihre eigene Haut zu retten, beide Augen zudrücken müssen, pflegte Frau Döperlich zu behaupten. Beim besten Willen konnte sie nicht verstehen, warum ihr Mann einfach nicht glauben wollte, daß er auch weiterhin völlig ungeschoren Schüler würde unterrichten dürfen.

Sieh dir doch einmal die Leute an, die allein hier in der Siedlung frei herumlaufen, riet sie Döperlich.

Dieser konnte es auch nicht bestreiten, daß die Hitleranhänger von gestern, als wäre in der Zwischenzeit nichts geschehen, ihren Geschäften nachgingen. Immer wieder begegnete Döperlich auf seinen Wegen durch die Siedlung außer ehemaligen Nazidenunzianten und einer Handvoll ehemaliger SS-Männer einem ehemaligen KZ-Koch, der kürzlich ein Restaurant eröffnet hatte, sowie der Gattin eines ehemaligen Gauleiterstellvertreters, die eine Gartenparty nach der anderen veranstaltete, einem ehemaligen Deportationsleiter für Oberfranken, dem jetzt die Aufgabe oblag, die Konzentrationslager landesweit in Gedenkstätten mit jeweils einem geschmackvollen Mahnmal umzuwandeln, und einem als Spaßvogel im ganzen Viertel bekannten und geschätzten ehemaligen Mörder, der auf die, von ihm als Volltreffer bezeichneten, siebzehn Genickschüsse, die er seinerzeit abgefeuert hatte, angesprochen, zu erwidern pflegte: Leute, merkt euch, Hauptsache ist, man hat Hu-

mor.

Immer wieder hörte Döperlich auf seinen Wegen durch die Siedlung, wie der ehemalige KZ-Koch mit dem ehemaligen Deportationsleiter für Oberfranken

und dem ehemaligen Mörder wohlgenau über das Wetter, über die Windpocken der Kinder und über die Wurmstiche in den Rettichen plauderte. Zumal wenn Döperlich den Mörder, der seine siebzehn Genickschüsse einen Furz im Rahmen der Schrecknisse des Krieges zu nennen pflegte, völlig sorglos einen Pingpongball in die Luft werfend und wieder auffangend auf der Bildfläche auftauchen sah, fragte er sich, ob seine, Döperlichs, Hysterie überhaupt gerechtfertigt sei. Er ließ zwar die Antwort auf diese Frage offen. Aber er fing wieder an, sich um seinen Gemüsegarten zu kümmern, den er seit der Ernennung eines Sozialdemokraten zum Bürgermeister der Stadt arg vernachlässigt hatte.

Die Vernachlässigung seines Gemüsegartens war und blieb allerdings auch die einzige Blöße, die sich Döperlich gegeben hatte. Von seinen überstürzten Aufbrüchen mit der Aktentasche zu irgendwelchen Dienststellen, wo man Döperlich inständig gebeten hatte, er möge sich in Gottes Namen keine Gedanken wegen seiner Vergangenheit machen, wußte allein seine Frau. Außer ihr ahnte keiner, daß er, Döperlich, dicht am Durchdrehen gewesen war. Weder den Eltern seiner Schüler noch seinen Schülern gegenüber hatte Döperlich auch nur das geringste Anzeichen von Schwäche gezeigt. Wenn diesen Schülern irgendwer zugetragen hätte, daß sich ihr Lehrer aus Furcht davor, daß man ihn für seine Vergehen zur Rechenschaft ziehen würde, dazu hatte hinreißen lassen, ein Bittgesuch an den ihm verhaßten Papst zu verfassen, hätten sie hierauf wie auf einen mißlungenen Scherz reagiert. Schon um seinen politischen Gegnern keine Handhabe für die Behauptung zu liefern, er, Döperlich, sei drauf und dran, zu Kreuze zu kriechen, hatte der Volksschullehrer seine Schüler nach dem Einmarsch der Besatzungstruppen nicht weniger hart gestraft als vor deren Einmarsch. Selbst als Döperlich das durchlitt, was seine Frau später diskret Döperlichs Krise nennen sollte, hatte Döperlich seine Strafenskala nicht zum puren Stimmungsbarometer herunterkommen lassen.

Seinen Schülern, von denen schon die meisten als Strafe wegen Hustens während des Unterrichts ein Stück Kreide hatten verzehren müssen, waren ihrerseits seine Strafen dermaßen alltäglich geworden, daß sie durch die Bank für angemessen hielten. Weil Herr Döperlich am vergangenen Schultag einen von ihren Mitschülern als Strafe wegen Redens während des Unterrichts eine Stunde lang den faulig riechenden, grünlich-grauen Tafellappen hatte kauen lassen, rechneten sie an diesem Schultag, den Mitschüler Schleef betreffend, der noch immer mit diesen verräterischen Wülsten neben seinen Mundwinkeln stand, mit einer ähnlichen Strafe von Seiten des Herrn Döperlich.

Hast du das Reden verlernt, erkundigte sich dieser jetzt bei dem Schüler Schleef.

Der Schüler Schleef schüttelte den Kopf.

Warum antwortest du dann nicht, wenn du etwas gefragt wirst, wollte Herr Döperlich wissen.

Mit einer bedrohlich wirkenden Bedachtsamkeit tat er einen Schritt in die Richtung des Schülers Schleef, der nun mit vor Angst flackernden Augen auf die verräterischen Wülste neben seinen Mundwinkeln deutete.

Sein stummer Hinweis veranlaßte Herrn Döperlich dazu, einen Papierkorb,

über dessen Rand der faulig riechende, grünlich-graue Tafellappen hing, genau unter den Mund des Schülers Schleef zu halten. Ausspucken, befahl er dem Sohn des Werkzeugmachers. Dieser verweigerte ihm keineswegs den Gehorsam.

Während die ganze Klasse, und mit ihr nicht zuletzt Heiner Wurbs, den Atem anhielt, spie der Schüler Schleef nicht nur den vom Speichel mittlerweile völlig aufgeweichten Semmelbrocken, den er gegen seinen Schwamm getauscht hatte, in den Papierkorb. Nach all den Qualen, die er einer Leberwurstsemel wegen hatte erdulden müssen, geradezu willfährig geworden, kratzte er sich obendrein mit dem Zeigefinger die Semmelreste, die an seinen Zähnen hängengeblieben waren, aus der Mundhöhle und schmierte sie an die Innenseite des Papierkorbs, in dem sich hauptsächlich Kreidestummel befanden. Im Anschluß stellte er sich auf einen Befehl des Herrn Döperlich hin mit dem Rücken zur Klasse in die Ecke neben der Tafel, wo er so lange in einer zunächst strammen, im Lauf der Zeit indes mehr und mehr geduckten Haltung stehenblieb, bis das Schrillen der Schulglocke das Ende der Unterrichtsstunden ankündigte.

Warum er danach nicht die geringste Eile zeigte, nach Hause zu kommen, wußte von den Schülern dieser Klasse keiner besser als Heiner Wurbs, der Butterbrotpapier in seinem Ranzen verborgen hatte. Aus welchem Grund er diese Vorsichtsmaßnahme getroffen hatte, hätte Heiner Wurbs selber nicht genau zu sagen gewußt. Ein völlig unausgegorenes, diffuses Angstgefühl, das Pierkorb hatte spucken müssen, in ihm aufgekommen war, ließ es ihm jedenfalls ratsam erscheinen, vorsichtshalber beim Verlassen des Klassenzimmers an diesem Mittag einen großen Bogen um den Schüler Schleef zu machen, der mit einer eigentümlichen Langsamkeit seine Tafel, an der nur mehr das Band baumelte, in seinen Ranzen packte.

Obwohl er sich immer wieder sagte, daß er doch so drollig sei, fühlte sich Heiner Wurbs nicht ganz wohl in seiner Haut. Schwankend zwischen kaum unterdrückbaren Triumphgefühlen und dem diese Triumphgefühle hinterrücks untergrabenden Bewußtsein, daß er gut daran tat, sich mit dem ersten Geschäft, das er in seinem Leben abgeschlossen hatte, nicht lauthals zu brüsten, trottete er hinter einer Schülergruppe her, die sich in einem ständig wechselnden Tempo an Kartoffeläckern, Runkelrübenfeldern und an mehreren Bombenrichtern vorbeibewegte, in denen sich grünlich schillernde Miniaturseen voller Kaulquappen gebildet hatten.

Schon ehe das kurz vor dem Beginn der Bombenangriffe moosgrün gestrichene Zweifamilienhaus, von dem seine Eltern die linke Hälfte besaßen, in Sichtweite war, hatte Heiner Wurbs den Entschluß gefaßt, seiner Mutter sein Tauschgeschäft zu verheimlichen. Aber kaum daß er sein Elternhaus durch die zu dieser Jahreszeit stets offenstehende Küchentür betreten hatte, mußte er feststellen, daß seine Mutter, der nur schwer etwas zu verheimlichen war, bereits über sein Tauschgeschäft unterrichtet worden war. Zeig mir mal deinen neuen Schwamm, sagte sie, und sie strich Heiner beschwichtigend über seinen rot gewordenen Kopf.

Sichtlich erleichtert darüber, daß sein Tauschgeschäft ganz entgegen seinen Befürchtungen von seiner Mutter offenkundig gutgeheißen wurde, zog Heiner den unter dem Butterbrotpapier verborgenen runden roten Schwamm aus seinem Ranzen und streckte ihn, während die bis zu diesem Augenblick mühsam niedergehaltenen Triumphgefühle jäh in ihm die Oberhand gewannen, seiner Mutter wie eine Trophäe hin.

Was für ein wunderschöner Schwamm, rief Regina Wurbs, die von ihrem Mann und ihren Verwandten nur Ginchen genannt wurde, und sie bestaunte gewissermaßen als ein untrügliches Indiz für die Geschäftstüchtigkeit ihres Sohnes den zwar runden und roten, aber alles andere als bestaunenswerten Schwamm nach Gebühr.

Ohne auf den Wirsingeingopt zu achten, der auf dem Herd zu verschmoren begann, ließ sie sich von Heiner dessen Schiebertafel aushändigen und löste, während sich in der ganzen Küche der Geruch von angebranntem Wirsing breitmachte, erst den zerbissenen und mit Griffeln durchstochenen alten Schwamm von dem Band, ehe sie an diesem Band den runden roten neuen Schwamm knotete.

Am nächsten Tag trat Heiner Wurbs mit dem aus seinem Ranzen heraushängenden runden roten Schwamm den Schulweg an. Zwar empfand er, vor dem Klassenzimmer angelangt, kurzfristig ein fast an Angstgefühle grenzendes Unbehagen. Doch dieses Unbehagen legte sich in dem Augenblick, da er sich, ohne daß er von seinen Mitschülern mit Radergummis beworfen oder ausgejohlt worden war, mit einer Artigkeit, die selbst die verhohlene Tücke in seinem Blick nicht trüben konnte, auf seinen Platz in der mittleren Reihe niedergesetzt hatte.

Die Tatsache, daß der Mitschüler Herbert Schleef an diesem Tag nicht in der Schule erschien, beeinträchtigte die vergleichsweise dumpfe Seelenruhe des Schülers Heiner Wurbs, dem die Redlichkeit seines Tauschhandels nun über jeden Zweifel erhaben schien, nicht einmal geringfügig.

Seine Mutter wird ihn wohl mit dem Teppichklopfen verhauen haben, sagte er sich, ehe er den runden roten Schwamm genüßlich mit der Hand zusammenzuschnüren begann.

Friedrich Hitler
Die Brücke von San Fernando

(Auszug aus einem Stück)

April 1979. Mate Salka kehrt in seine Heimat zurück, der ungarische Schriftsteller, der im Spanischen Bürgerkrieg unter dem Namen des Tschechen Paul Lukacz zur Legende wurde. Lukacz alias Salka findet nun wirklich „seine letzte Ruhe“. Die erste feierliche Bestattung, wenige Tage nach seinem Tod vor Huesca, hatte im Cemeterio Central von Valencia stattgefunden – über vierzig Jahre zuvor, im Sommer 1937...

Unruhe dagegen ist unter denen, die sich im Foyer eines Hotels in Budapest treffen, ihr Leben wird bis in die Gegenwart von den dramatischen Ereignissen in Spanien und dem, was dann folgte, geprägt:

Anna Illés, die in Budapest lebende Übersetzerin, deren Vater Andrasch mit Lukacz gekämpft hatte, wie auch die beiden Spanienkämpfer Josef Merker aus Magdeburg und Otto Welser aus Basel, Tamara Martin ist aus Valencia angereist, der Journalist Florian Hauser aus München...

Im Foyer des Hotels ist eine Reihe von Bildern und Grafiken zum Thema Spanien ausgestellt – darunter das Gemälde einer Brücke. Vor einem Fernseher ist eine Plexiglasscheibe zur Vergrößerung der Bildübertragungen angebracht. Man sieht Dokumentarisches von damals und der Zeremonie der Bestattung...
(Im folgenden Abdruck wurde auf Regieanweisungen weitgehend verzichtet.)

II. Akt

1. Szene

Josef Merker vor dem Bild „Die Brücke von San Fernando“. Otto Welser gießt sich an einem Tischchen Tee ein.

WELSER. Darf ich dir nachgießen?

MERKER. Du hast schon immer ans Praktische gedacht.

WELSER. Willst du noch Tee oder soll ich was anderes bestellen?

MERKER. Du hast immer nur ans Praktische gedacht. Die Idee war dir eigentlich gleichgültig, Otto? Oder?

WELSER. Wir sahen uns in Jahren nicht. Zum Schreiben langt dir nicht die Zeit oder die Geduld, weil du immer gleich Romane und Traktate abfassen willst. Und im Unterschied zu dir schreib ich tatsächlich Briefe. Du bist ja sofort mißtrauisch, wenn du etwas schreibst, was unsere Sache betrifft.

MERKER. Immer noch so vertrauensselig? Briefe in unserer Zeit? Das ist doch bei unsereinem Material für Dossiers und Lagebeurteilungen?

WELSER. Da kommen die gar nicht nach, und Offenheit in dem, was wir denken und meinen, macht uns unangreifbar. Reden wir darüber aber nur unter vier Augen, gestehen wir, da ist was faul.

MERKER. Unser alter Streit um die Wahrheit. Du bist ein Idealist, wenn du nicht fragst, was nützt uns die Wahrheit.

WELSER. Und wer ist so schlau, den Nutzen zu bestimmen?

MERKER. Die Partei...

WELSER. . . . mit ihrer Unfehlbarkeit, sie hat ja immer recht, auch wenn sie unrecht hat, gibt's Grund fürs Rechthaben – der subjektive Irrtum als Folge objektiver Zwänge. Ach, Jupp! Vielleicht ist es das letzte Mal, daß wir uns treffen und miteinander reden. Erzähl mir lieber von zu Haus.

MERKER. Du triffst doch immer den Nagel auf den Kopf. (Geht zum Bild der Brücke, zeigt darauf.) Schon immer, auch damals, als ich wie besessen war, und du lakonisch aufs Reale verwiesen hast. (kleine Pause)

Was soll ich dir von zu Hause erzählen? Mal bin ich traurig, mal weniger traurig, geh spazieren, lese, seh fern oder nah – die kleine und die große ziemlich beschissene Weltpolitik. Der Sohn will nichts wissen von meinen alten Ideen, neue kann ich ihm nicht bieten.

WELSER. Sei froh, Jupp! Du hast noch einen Sohn. Bist du einmal so allein wie dein ausgestreckter Zeigefinger...

MERKER. . . . du kannst verdammt allein sein, Otto, wenn du die deinen um dich hast und dich die Schwiegertochter aus Pflicht und scheuem Respekt behandelt. Bin ja ein angesehener Veteran unserer Republik mit Auszeichnungen und Urkunden.

Bei unserem Treffen spür ich erst die Leere um mich und manchmal gar den Überdruß. Oder ist das in mir und aus mir?

WELSER. Willst du jetzt Tee oder was anderes?

MERKER. Kaffee oder Tee – soll weder das eine noch das andere trinken. Regt mich zu schnell auf . . . also – Tee. Mit Zucker und Milch.

WELSER. Tee beruhigt, wenn du ihn lange genug ziehen läßt – mindestens fünf Minuten, zu lang macht ihn bitter, bis zu drei Minuten regt Tee an.

MERKER. Mich regt alles auf. Sag mal, Otto, liegt es an mir, wenn ich solche Leere um mich verspüre und den Überdruß?

WELSER. Josef Merker! Erinnerst du dich, wie du mich früher belehrt hast: die Wahrheit ist konkret . . . Welche Leere meinst du? Und welchen Überdruß?

MERKER. Die ganze Leere. Den ganzen Überdruß.

WELSER. Das paßt nicht zu dir.

MERKER. Doch, doch. Früher habe ich der Partei alles geglaubt. Und jetzt zweifle ich fast an allem und trau beinah niemandem.

WELSER. Na bitte! Wirst weise. Trau, schau, wem. Ist doch nicht schlecht. Aber ich nehme es dir nicht ganz ab.

MERKER. Dir sag ich es offen, wir sind unter uns: Wir werden vieles ins Grab mitnehmen, worüber wir nicht reden wollten . . . Und mit den Jahren rumort es in mir . . .

WELSER. Wir hatten keine Zeit im Kampf und haben es nicht gelernt, recht-

zeitig auszusprechen, was uns innerlich aufwühlt. Haben wir nicht im Namen der Sache zu oft geschwiegen, wo wir hätten reden müssen? Und dann fast vergessen, weshalb wir angetreten sind?

MERKER. Für den neuen Menschen?! Was für ein Traum. Der Traum lebt als Traum, wir haben übersehen, der alte Adam ist sehr zäh. Auch in uns. Ich bin müde – doch nur unter uns. Komm, stoß an!

WELSER. Mit Tee? Meinetwegen, aber nur symbolisch.

MERKER. Vielleicht willst du was Hartes?

WELSER. Später. Aber, Jupp, du und müde? Nimmst es noch mit Jüngeren auf. Mich hättest du fast tragen müssen, als wir zu Fuß hierher gegangen sind – bei deinem Tempo.

MERKER. Der Eindruck täuscht. Es ist die Unruhe. Und ich will niemand zur Last fallen. Mache immer noch täglich meine Gymnastik – geraucht hab ich nie. Und das Trinken hielt sich in Grenzen.

WELSER. Wie du einschenkst, holst du nach. Ja, es stimmt. Du warst streng mit dir.

Weißt du, daß dich die Genossen damals fürchteten? Und wer dich gar nicht kannte, hatte Schiß vor dir.

MERKER. Mußten wir nicht hart sein? Der Kampf zwang uns dazu. Haben etwa wir die Härte ausgesucht?

WELSER. Härte? Was ist das? Und wo beginnt die Brutalität? In der Nacht, als Regler die Nachricht vom Tod Hans Beimlers überbrachte, fluchte Lukacz, und dann sagte er still: „Wie sorglos gehen wir mit Menschen um.“ Der Feind kannte keine Gnade, das stimmt. War das je anders. Und doch stimmte so manches nicht ...

MERKER. Es war ein Vernichtungskrieg, im Kleinen und im Großen. Und wir haben es anfänglich nicht glauben wollen. Denk daran: Manche waren aus dem Mörderlager Dachau geflohen. Und doch wars ein harmloser Anfang.

WELSER. Wir haben den Faschismus unterschätzt, vor lauter Blindheit starrten wir auf den Sozialfaschismus. Diese Sprüche! „Der Faschismus ist der rechte Arm des Kapitals, und der linke Arm, das ist der Sozialfaschismus, denn er täuscht die Arbeitersassen, er ist die Hauptgefahr ...“

MERKER. Die Partei hat den Fehler korrigiert.

WELSER. Auf dem Papier, Jupp, auf dem Papier. Wie lang ist der Weg vom Papier zum Leben? Gesagt haben wir fast alles immer fast richtig und haben alte Fehler korrigiert. Aber was haben wir getan? „Der VII. Weltkongreß hat den Weg gewiesen, wir haben die Volksfront vorgeschlagen, die SPD hat sie verhindert.“

MERKER. Ist doch unbestreitbar. Sie wollten nie mit uns. Sie scheut die Revolution wie der Teufel das Weihwasser.

WELSER. Da gings doch längst nicht mehr um Revolution, sondern um die Verteidigung der Republik, so schlecht sie auch war.

MERKER. Mach das sechs Millionen Arbeitslosen klar. Und was wollten da noch die lieben Führer von der SPD wie Stampfer und Vogel und Co? Die Hitlergegner im Bürgertum und beim Militär ja nicht verprellen, auch nur

durch einen Schritt mit den Kommunisten – am liebsten hätten sie uns versteckt. Und die ganz Rechten haben uns ausgeliefert an die Nazis ...

WELSER. ... ja, ja, ich kenn das nur zu gut. Und was geschah von unserer Seite? Das Aufrechnen kotzt mich an. Da hat jeder Dreck am Stecken.

MERKER. Dreck am Stecken nennst du das? Jedes Mal zurückweichen und mit dem Gegner paktieren!

WELSER. Frag dich nach den Ergebnissen. Jeder soll sich das fragen. Was ist rausgekommen? Wenn wir ständig den Balken im Auge des anderen sehen, dann verkleinern wir den unsrigen zu einem Splitterchen. Das glaubt doch niemand, das schreckt alle ab, die wissen wollen, wie es wirklich war? Dann hat jeder für sich sein gutes Gewissen und die anderen haben das schlechte zu haben. Soll doch erst jeder vor seiner eigenen Tür kehren ...

MERKER. Haben wir das nicht getan? Wo ist denn die Selbstkritik der anderen? Der Sozialdemokraten? Der Bürgerlichen? Von den Anarchisten will ich gar nicht erst reden. Sind wir nicht immer mit gutem Beispiel vorangegangen? Haben freimütig die Hand zum Bündnis ausgestreckt? Allen gegenüber, die guten Willens sein wollten? Wirklich allen ...

WELSER. Fast allen, für Abweichler gab es keine Gnade.

MERKER. Wir hätten die Einheit riskiert, Fraktionsbildung bedeutet Spaltung, Spaltung ist Schwächung und Schluß.

WELSER. Und dann auch jede kritische Meinung beseitigt. Nein, so geht das nicht mehr, so nach dem Konzept, die andern geben ihre Meinung auf, wir haben die richtige. Vielleicht kommt daher die Leere. Du hast die Papiere satt, die reinen Ideen haben sich von der Wirklichkeit entfernt, der bloße Glaube macht dich einsam.

MERKER. Bist wohl auch den Bürgerlichen auf den Leim gegangen? Kein Wunder. Lebst ja dort ...

WELSER. ... weniger als manche von euch, die vor lauter Leere abhauen. Ich fürchte, du hast den alten Glauben verloren, den ich so recht nie teilte.

MERKER. Du gefällst dir in der Rolle des Hamlet. Hier der sture Praktiker, dort der kluge Zauderer. Wie schon gehabt. Du wolltest dich auch damals nicht ganz entscheiden.

WELSER. Ich hatte meine Zweifel.

MERKER. Zweifel sind für unsreinen Luxus, wenn es um Leben oder Tod geht. Da kann man nicht diskutieren und lange fackeln, da muß gehandelt werden.

WELSER. Wie geschmierte Rädchen im Getriebe. Und gleich dazu alle beseitigen, die Zweifel haben und einen anderen Weg suchen, weil sie zweifeln. Frag, ob nicht am Ende aus solchem Zweifel mehr Stärke kommt?

MERKER. Wären wir unter uns, dann gut und gern. Wir warens nicht. Wir sind es nicht. Und bist du nicht fast blind bereit, dann bist du geliefert.

WELSER. Blind? Doch wohl nicht blind und etwa auch noch taub?

MERKER. Wer behielt denn die Nerven, als es um uns dröhnte und krachte? Wer handelte? Wer ging voran? Was tat denn Beimler? Wo war das Zentrum der Verteidigung? Und wer brachte die meisten Opfer? Zweifelst du auch daran?

WELSER. Was soll das nun, Jupp? Muß ich vorher alle rückversicherten

Aussagen herunterleiern, bevor ich eine unbequeme Frage stelle? Natürlich weiß ichs, daß auf zehn Kommunisten in den KZs ein Sozialdemokrat kam ... Aber wer nun mal die Führungsrolle beansprucht, soll nicht jammern, wenn sie ihn besonders hernehmen. Ich frag nicht nach der Absicht, auch den Einsatz und den Mut bezweifle ich nicht, nur frage ich mich nach dem Verhältnis von Mitteln und Ergebnis.

MERKER. Ist doch kein Zweifel, wie das Ergebnis aussah. Wer hat beim Sieg über den Faschismus den Ausschlag gegeben? Die ruhmreiche Sowjetunion ...

WELSER. „unter Führung der ruhmreichen Kommunistischen Partei“, aber wo bleibt deine Antwort auf die Frage nach den Mitteln? Nach dem Einsatz? Kapierst du nicht, Otto, daß eine Wahrheit, abgespielt wie eine Schallplatte ...

MERKER. doch wohl nicht bei euch, da kriegst du mehr Platten von Goebbels ...

WELSER. das ändert nichts an Schallplatten, dir hört keiner mehr zu, wenn du besessen oder routiniert wiederholst, bis dir keiner mehr eine Gegenfrage stellt. Und dann redest du und redest du weiter, stellst fest – da ist die Leere, denn du hast nie, was jeden zum Menschen macht, erzählt, wann und woran du selbst gezweifelt hast.

MERKER. Was sollte ich bezweifeln? Ich sah es doch mit eigenen Augen: die Partei hatte immer recht, sie korrigiert ihre Irrtümer. Wir waren die einzigen, die mitten im Krieg in Spanien und später noch in den Lagern mit uns selbst zu Gericht gingen. Wir haben Kritik und Selbstkritik geübt, um die Wahrheit herauszufinden.

WELSER. Die Wahrheit, die dir oben als die nützliche vorgegeben wird. Auch die Kritik und die Selbstkritik. Das wird alles zum leeren Ritual, wenn die Wahrheit nicht schonungslos ausgesprochen wird. Und das schmerzt ein jedes Mal. Jeden Menschen, jede Gruppe, jede Partei.

MERKER. So? So einfach wär das nun? Dann wären wir beide nur Befehlsempfänger gewesen!

WELSER. Unsinn. Wir waren fest davon überzeugt und haben aber nicht unterschieden, wo wir statt glauben hätten wissen müssen.

MERKER. Da gab es keine Chance und keine Zeit. Wie soll das möglich sein ohne Ruhepause und wenn du weißt, du blickst fast nur noch in die Läufe von Gewehren hinter Oliven, von jenseits der Brücke und drehst du dich, kann es auch so sein. Doch nenn mir nur ein Beispiel, wo ich hätte unterscheiden sollen zwischen dem, was du Glauben und Wissen nennst?

WELSER. Das mußt du selbst finden, sonst heißt das, du müßtest mir glauben. Jeder muß bei sich anfangen. Gelingt dir das nicht, dann kannst du die ganze Kritik und Selbstkritik vergessen. Oder? Du erinnerst dich nicht? Wie sich Leute im Namen von Weiß-Gott-Was formal bezichtigten? Die Gutgläubigen kommen unter die Räder, die Raffinierten nutzen es aus, veranlassen Zugeständnisse, ermuntern dann zu weiterer Wachsamkeit – bis zum Verfolgungswahn! Hast du es völlig vergessen, wie ganz Schlaue plötzlich beteuerten, objektiv hätten sie auf ein Attentat hingearbeitet oder auf die Beseitigung der Leitung? Haben wir das nicht alle gelesen und geglaubt? Oder willst du

vergessen haben, wie wir beide – wir beide allein uns gegenseitig verdächtigten? Aus Angst und Argwohn? Nur, weil ich mir selbst – und das laut vor mich hin – die Frage stellte, warum so kluge Köpfe wie Radek und Bucharin, Blücher und Tuchatschewski in den Moskauer Prozessen als Feinde und Verräter verurteilt wurden? Damals, als wir an der Brücke von San Fernando vom Tod Hans Beimlers erfuhren? Oder?

Ich habe damals alles genauso geglaubt wie du. Nur ich hab es einmal vor dir gefragt, nein, ich habe mich getraut, die Frage vor mir selbst und dir, dem besten Kumpel, auszusprechen: Wie kann es dazu kommen, daß die Genossen, die mit Lenin die Revolution machten, jetzt Feinde des Volkes sind? Wo wir doch jeden im Kampf gegen den Faschismus brauchen??!

MERKER. Die meisten Menschen sind schwach und neigen zu Bauchschmerzen. Ist die Partei nicht straff organisiert, streng und unnachSichtig gegenüber jeder Sentimentalität, dann fliegt alles auseinander. Und die meisten sind auch zur Reinheit unserer großen Ideen unfähig.

WELSER. Du redest wie der Großinquisitor. Das uralte Lied vom unreifen Volk, das ohne Führung zu nichts taugt.

MERKER. Da sind doch alle alten Laster da, die Schwäche und die Eitelkeit, die Ruhmsucht und das billige Vergnügen, Sex und Schnaps und die Angst und all das, um zu vergessen und sich ablenken zu lassen. Du brauchst doch eine Macht, die das stoppt und nicht mit bloßen Worten? Denn die Angst (er starrt vor sich hin) – die Angst! Es fängt immer damit an, daß einer Angst hat, Urangst wie ein Tier. Und was ist dann der Mensch? Ein Knäuel aus Mißtrauen ...

WELSER. Wenn du die Menschen so siehst, werden sie unsere Ideen nie annehmen.

MERKER. Es ist leichter eine Fabrik zu bauen oder einen Staudamm, als aus einem Alkoholiker einen Sozialisten zu machen.

WELSER. Warum willst du das? Genügt es nicht zu helfen, daß einer von der Sucht befreit wird?

MERKER. Läßt die Partei die Elemente der Schwäche eindringen, vor allem in die Führung, dann ist es aus mit ihr, ganz und gar aus ...

WELSER. und deshalb die harten Männer?

Daß Stalin gar nicht anders als so hart und grausam sein konnte und alle seine Gefolgsleute in der Komintern? Sein Mann in Spanien – André Marty? In seiner Manie, alle erschießen zu lassen, die er für seltene Vögel, für Trotzkisten hält?

MERKER. Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht, was ich glauben soll.

WELSER. Weil wir gelernt haben, daß es beschlossen wird, was wir glauben.

MERKER. Wir hätten es nicht überstanden – ohne diese bedingungslose Disziplin.

WELSER. Sprich es nur aus: wenn wir nicht blindlings glaubten. Wie in einem Katechismus.

MERKER. Nein, nein, nein – so nicht, so nicht. Wenn du ringsum von Feinden umgeben bist, wo überall Verrat lauert.

WELSER. Und André Marty, der politische Chef der Interbrigaden, sich

überall und jederzeit in alles einmischen durfte. Was war sein Leitspruch und der seines Idols Koba? „Man darf niemandem traun!“
MERKER. So nicht, nein, nein, nein!

WELSER. Wie denn dann? Wir haben doch geglaubt, was uns die Führung mitteilte?! In allen Fragen.

MERKER. Der Faschismus setzt jedes Mittel ein, um die Welt neu zu ordnen, nach Sklaven und Herren. Keine Verlockung und keine Grausamkeit ließen sie aus. Und alle fielen um, ließen sich täuschen, machten mit, weil sie glaubten, es geht gegen die Kommunisten, wir halten uns fein raus. In Deutschland, in Österreich, in der Tschechoslowakei, in Polen, in Frankreich, in England und soweit und sofort. Und wer hat nicht kapituliert? Um keinen Preis und ohne Schonung.

WELSER. Und mit welchen Mitteln? Waren denn alle Mittel recht, weil das Ergebnis es rechtfertigt?

MERKER. Such dir's aus, ich hab es nicht beschworen.

WELSER. Nein, du hast nicht Macchiavelli zitiert, dafür wären dir Marty und Konsorten an den Kragen gegangen.

MERKER. Ich kenne Macchiavelli nur dem Namen nach, ich hab das nicht gelesen.

WELSER. Der kurze Lehrgang von Stalin genügte dir.

MERKER. Gut angewandt, war das so übel nicht.

WELSER. Genausowenig wie das rote Büchlein Maos. Die sagen Marx und Lenin und machen Macchiavelli für Millionen.

MERKER. Was hätten sie anders machen sollen – in der Situation der Bedrohung?

WELSER. Jetzt hör mal gut zu. Draußen krachte es. Hundemüde waren wir. Luis Schuster und Hans Beimler hatte es zuvor erwischt. Lukacz war mit seinem Adjutanten Eisner und mit Andrasch weg zum Stab von Kleber, diesem eitlen Laffen. Und wir sind allein. Weißt du noch! Kaum habe ich den Namen Bucharin über die Lippen, eher mich selbst als dich fragend, bist du über mich hergefallen. Empört und entflammst. Du schreist mich fast an. Hast du das vergessen? Bist du dir unsicher? Ich frage dich mit den Augen (spielt Merkers Rede von damals nach).

„Diese doppelzüngigen und niederträchtigen Hyänen! Die Verräter und Schädlinge und ihre Nachläufer! Wie ich sie hasse und verabscheue. Verräte-Hunde. Und natürlich die Generale und Offiziere. Der Schustersohn Stalin hat schon recht, wenn er mit dem Gesindel aufräumt... Generäle sind immer verdächtig. Das merk dir, Prolet! Du erlebst es hier, auf spanischem Boden, mit den Granden. Da gehört auch aufgeräumt wie in Moskau. Hier hat auch jeder einen Vetter auf der anderen Seite, bei den Faschisten und der Konterrevolution. Ha, ha! Wollen doch nur ihre Privilegien behalten! Ausgemerzt, ausgemerzt und liquidiert gehören sie!“ Und weißt du noch, Jupp, was ich dann frage? Wiederum mich selbst viel mehr als dich, wie es da in mir bohrt und etwas – wenigstens von dir – raus will?

MERKER. (spielt Welsers Monolog von damals) „Sag mal, Genosse, sind wir nun nicht gegen Terror? Ja, wir sind gegen den Terror. Aber wenn der Fa-

schismus und die Konterrevolution, wenn diese verruchten und räudigen trotzkistischen Mörder mit ihnen gemeinsame Sache machen, ihre verachtungswürdige faschistische Machination anzetteln, dann, ja dann, gibt es nur eine Antwort: den Terror der organisierten Massen.“

Mann, die hatten doch überall ihre Finger drin, die Nazis und ihre Helfershelfer! Bei den Anarchisten. Bei der POUM. Die einfache Bevölkerung ist doch leicht zu täuschen und zu provozieren ...

WELSER. Etwa nur von unseren Feinden?

MERKER. Diese Aufgeblasenheit in Barcelona! Ziehen lärmend durch die Straßen. Enteignen Taxischofföre. Im Namen des Sozialismus. Und warum? Um selber Auto zu fahren. Sie enteignen Restaurants. Im Namen des Sozialismus. Ha! Und warum? Um selber fressen und saufen und huren zu können. Phrasendrescher!!! Ich hör sie noch. Bei der Kaserne mit dem Transparent „Carlos Marx“! Und was hing vorne dran? „Que viva Kropotkin! El jefe del anarchismo mundial! Federación de anarquistas de Iberia!“ Statisten aus Hollywood. Rote Tücher um den Hals. Täglich Umzüge. Die Internationale. Und Patronengurten um den Leib. Ein Karneval. „Fai! Fai! Fai! Senete! Fai! Fai! Fai!“ Und kaum im Einsatz, schissen sie die Hosen voll. Nach zwei Tagen heim zur Mama. Und wir! Und wir! Wochenlang im Dreck.

WELSER. Wir haben das, was uns abverlangt wurde, genausowenig gelernt wie die anderen.

MERKER. Ich meine nicht die Landarbeiter, die armen Teufel, mein auch nicht Durruti, die kämpften zäh und tapfer. Die intellektuellen Jüngelchen waren es.

WELSER. Haben die kein Recht auf Fehler?

MERKER. Sauber, sauber! Wir hören schon die Schüsse aus Teruel, wie sie auf uns warten. Am linken Flügel sollen sie vorgehen. Und was geschieht? Nichts. Die Anarchisten bleiben sitzen.

Wir haben Teruel nicht befreit von den Faschisten... und fast alle Leute verloren. Danach, beim Verhör, geben die Anführer zu: „Wir wollten zuwarten, ob es die Interbrigaden schaffen.“ Ist das dein Recht auf Fehler? Hätten wir da nachgiebig sein dürfen?

WELSER. Da war es schon zu spät. Die Jungen haben manches nicht begriffen, was uns so leicht auch nicht in den Schädel wollte... Zogen nicht fast alle Freiwilligen nach Spanien, um für den Sozialismus zu kämpfen? Du etwa nicht? Und wer hat es dir ausgeredet?

MERKER. Der Dicke aus Mannheim mit der Pfeife ...

WELSER. ... den sie Fernando nannten. „So? Du bist also Genosse?“ Hat er das nicht gefragt? Ganz gelassen. Schaut dich erst gar nicht an. „Warum bist du hier, Genosse?“ Dich auch? „Ich will für den Sozialismus in Spanien kämpfen, gegen die Faschisten!“ Ja? Dann atmet der dicke Mannheimer durch, nimmt die Pfeife aus dem Mund und lächelt gar nicht mehr freundlich ...

MERKER. ... und frotzelt dich an: „So?! Du willst also für den Sozialismus kämpfen?!“ „Dann bist du hier nicht richtig, Genosse!“

Warst du nicht genauso verwirrt wie ich? Und hast etwas gezögert – „ja, aber gegen den Faschismus?“

„Aha“, sagte dir doch dann Fernando, „das ist schon besser.“ Und dann hat dich der dicke Mannheimer wohl direkt angeblickt und dich abgefragt, wie in der Schule. Oder etwa nicht?

„Sind nur die Kommunisten gegen den Faschismus?“ hat er dich gefragt. Und du hast den Kopf geschüttelt.

„Sind nur die Sozialisten gegen den Faschismus?“ Du hast wieder den Kopf geschüttelt.

„Siehst du, Genosse, das ist der Anfang der Volksfront. Gibt es auch noch andere, die gegen den Faschismus kämpfen?“ Du hast wieder genickt, schon etwas weniger sicher.

„Wenn du dich daran hältst und an die Disziplin eines Genossen, dann kannst du bleiben und kämpfen.“ Und er hat weitergeblättert, wartete ...

WELSER. Ja und? Das kenn ich, unser Mannheimer Wilhelm Bahnik, alias Fernando, hatte die Ruhe weg. Warum trumfst du so auf?

MERKER. Weil ich dir damit beweise, daß die Partei recht hatte und richtig vorsorgte ...

WELSER. Komisch, ich wollt aufs selbe raus, aber damit sagen, deine Jüngelchen hatten keinen Fernando, warum verurteilst du sie? Ja, damals, da-

MERKER. Wichtigter, sie gibt's auch unter den unsrigen, alles nur angeleert und nachgeplappert.

WELSER. Und wir? Wir waren immer originell?

MERKER. Meine Hochschule war der Rücken. Unsereinem schlagen sie so lang auf den Rücken, sie beleidigen dich, lassen dich spüren, du bist ein Nichts – und eines Tages kennt der Haß keine Grenzen mehr. Dann bist du bereits für jede Härte, ja, für Stalin, ich leugne es nicht, er sprach mir aus dem Herzen.

WELSER. Und dein Hirn?

MERKER. Ist Diener deines Argwohns.

WELSER. Dir imponierten die Härte und die einfachen Formeln. „Wir Kommunisten sind Menschen von besonderer Prägung. Wir sind aus besonderem Holz geschnitzt ...“ Das imponierte und bestärkte uns. Nicht wahr?

MERKER. Hätten das Zweifler durchgestanden?

WELSER. Das führt zum Wahn, wo nur noch gilt: Der Zweck heiligt die Mittel.

MERKER. Genau das! Die Faschisten zwangen uns dazu. Wir hatten keine andere Wahl.

WELSER. Wirklich? Ich hab es viele Jahre selbst geglaubt und drehte mich im Kreis. Jupp, wenn du verlernst zu fragen – ich betone es – wenn du aufhörst zu fragen, gibst du deine, ja, deine eigene Verantwortung aus der Hand. Es gibt immer Alternativen – vor jeder Entscheidung. Da wir glaubten, unsere Sache ist unfehlbar, da wissenschaftlich begründet, ließen wir uns dann streiben im Glauben an ein Idol, der den Glauben ausschlachtete und nicht mehr war als einer, der durch Verbrechen Macht ausübt und sich durch diese Macht viele, viele Nachahmer schafft.

MERKER. Wir haben also alles falsch gemacht und umsonst gekämpft?

WELSER. Nein, aber es ist da ein Knäuel von Verknotungen, wo sich kaum

einer durchfindet. Für den Gordischen Knoten brauchte es einen Schwertstieb. Und für die Knoten unserer Zeit? Hast du einmal nachgedacht, ob nicht auf der Gegenseite, bei den Getäuschten und Reingelegten, nicht auch etliche Leute waren, die glaubten, im Kampf unserer Zeit sei jedes Mittel recht? Kennst doch die Sprüche: Wo gehobelt wird, fallen Späne ...

MERKER. Bist am Ende gar ein Anhänger der Totalitarismusthese?

WELSER. Du irrst, wiederstell' ich an mich die Frage, und schon willst du mich festnageln? Nach allem, was ich durchmachte, hab' ich mir angewöhnt, zuerst mich selbst zu fragen, nicht aber andere zu verdächtigen. Daran hab' ich mich lang genug beteiligt. Und ich mache das nicht mehr mit. Ich frage auch nicht, hat der Bauchschmerzen, ich frage: Worum geht es? Wir schaden uns, wenn wir den Kritiker verdächtigen. Lieber ungerecht und unmäßig in der Kritik als Unrechtes und Grausames in der Tat.

MERKER. Ein hoffnungsloser Idealist bist du! Ein Romantiker!

WELSER. Das klingt wie ein Schimpfwort, oder wie ein Verweis.

MERKER. Du redest, und der Feind handelt, du hast dann keine Chance.

WELSER. Ohne durchlittene Überzeugung haben wir keine Chance. Und nicht nur wir, jeder, der das Alte nicht mehr will und deshalb Neues möchte. Und ohne Fragen an dich selbst, kannst du mit niemand ernsthaft diskutieren.

MERKER. Diskussion! Doch, gewiß, aber es muß eine geordnete Diskussion sein. Über das Thema muß Einigkeit herrschen, die Redner müssen vorher bestimmt sein.

WELSER. So geordnet wie das Leben?

MERKER. Menschen bringen Ordnung ins Spiel.

WELSER. Und wer nicht mitspielt wie diese Menschen, die du meinst? Wer gar von uns dann aus der Reihe tanzt? Wird kaltgestellt. Du weißt es, was das bedeutet, von Gurs: Vor dir die Pistolen der Garde Mobile, um dich grinsende deutsche Rotkreuzhelfer, die in Wirklichkeit Gestapoleute waren, um dich zur Rückkehr in die liebe Heimat zu bewegen. Und was dann? Wenn du kaltgestellt wirst, nur weil du es damals gewagt hast, André Marty zu kritisieren. Leitungsfeindlichkeit war noch das mildeste Wort, was man dir vorhielt. Vielleicht ist er gar am Ende ein Trotzkist? Sicher ist sicher. Also wird beschlossen – kaltstellen, niemand redet mit dir, niemand gibt dir eine Information, so einsam kann ein Mensch gar nicht sein wie ein Kaltgestellter.

Und warum? Weil wir vor allem fragen, was hat der denn, etwa Bauchschmerzen? Jupp, das war falsch, genau das hätte anders sein können, und es hätte uns im Kampf nicht geschwächt. Wir müssen's den Jungen beibringen: Frag dich selbst! frag nach dem Fehler und vergiß den Namen, der da fragt.

MERKER. Du hast mir nicht geantwortet. Das Stichwort ist Totalitarismus! Solange die Bürgerlichen und alle unsere Gegner, auch alte und neue Faschisten, die Unverschämtheit haben, uns, die Opfer, mit den Mördern gleichzusetzen, gibt es keine Verständigung. Da müssen wir wachsam bleiben und die Partei reinhalten.

WELSER. Durch Kaltstellen, wenn einer zu unbequem, ja meinetwegen ungerecht und böse wird?

MERKER. Wir sind nicht allein, und die Mittel des uns aufgezwungenen Vernichtungskampfes sind brutal, bist du nicht wachsam, hast du schon fast das Leben verloren.

WELSER. Und nicht wenige, die kämpfen wollen und sich das Nachfragen nicht abnehmen lassen.

MERKER. Mir schwindelt, als wär' ein Abgrund vor mir.

WELSER. Lassen wir's, vielleicht ist es unser letztes Wiedersehen.

MERKER. Wer sich eingelassen hat, den läßt das nicht mehr los.

WELSER. Aber ein Kognak tät uns jetzt gut. Wir wär's mit einem Armenischen? Die Ungarn haben das bestimmt (geht zum Ausgang, da kommt ihm Attila entgegen).

Sie kommen wie gerufen. Haben Sie Achtamár?

ATTILA. Was ist das?

WELSER. Sie wissen das nicht? Ein armenischer Brandy, vorzüglich. Ich dachte, in Budapest gibt es alles.

ATTILA. Leider, mein Herr, damit können wir nicht dienen, aber wenn schon aus der Gegend, empfehle ich einen Grusinischen, mehr als fünfzehn Jahre alt, aus bester Tradition.

WELSER. Ist das politisch gemeint?

MERKER. Er soll ihn bringen ... bitte. Mir brummt der Schädel.

ATTILA. Nein, mein Herr! Das ...

WELSER. Reden Sie mich nicht mit Herr an, sagen Sie einfach Kollege.

ATTILA. Gut? Herr Kollege, das ist nicht politisch, es sind Fässer aus besonderem Holz, wo der Brandy reift. Darf ich servieren?

MERKER. Du bist mir wieder ausgewichen, der Praktiker, der meine Schwächen kennt.

WELSER. Du hast dir an den Kopf gefaßt. Oder sind das - Bauchschmerzen?

MERKER. Und dir macht's Spaß, wenn der mir jetzt einen Grusinischen bringt, als könnte der mir besonders helfen.

WELSER. Es wird uns beiden guttun.

Glaubst du noch an den Traum unserer Jugend?

MERKER. Die Menschen sind nicht reif dafür gewesen.

WELSER. Wofür?

MERKER. Woran wir glaubten.

WELSER. Sollten wir nicht eher den Glauben überprüfen, bevor wir die Menschen für unreif halten?

MERKER. Es dauert viel länger.

WELSER. Wenn du den Traum so kurz hältst, als müßte das Glück eintreffen wie der Brief, der dann doch nie ankommt.

MERKER. Vielleicht hast du recht, wenn du nach unseren Mitteln fragst. Ich sah ein Stück und merkte mir einen Gedanken: Wenn du eine hervorragende Idee mit untauglichen Mitteln durchsetzen willst, was kommt dabei am Ende heraus? Die Menschen werden die Idee anzweifeln und nicht die Mittel, sie werden sagen, die Methoden sind typisch für diese Ideen.

WELSER. Du überraschst mich, Jupp? Darauf sollten wir anstoßen.

MERKER. Warum überrascht dich das?

WELSER. Als würdest du anfangen, dich auch zu fragen, war das alles richtig, wie wir handelten.

MERKER. Es ist so leer geworden, hab' ich dir's nicht schon gesagt, so leer um mich.

WELSER. Und du schwankst, kannst dich nicht entscheiden zwischen der Verzweiflung an den Menschen und der Verzweiflung an deinen Ideen?

Ist das nicht immer so gewesen mit den Ideen, die einen besseren Menschen anstreben? Und was liegt zwischen Jesus und dem Papst? Zwischen Mohammed und dem Imam? Ha, ha, ha. Weiß du, warum eigentlich soll es bei uns anders sein? Und dann glaubten wir, in einem Menschenleben, in dem unseren nämlich - ha, ha, ha -, da würde sich ein so phantastischer Traum von Freiheit und Gerechtigkeit sofort einstellen, nur weil wir glauben, es sei wissenschaftlich berechenbar und exakt, was wir glauben ... Ha, ha, ha, und dann wundern wir uns, alte Esel, darüber, daß der Mensch von niemandem zu berechnen ist. Schwuppdiwupp! Da ist die neue Macht, und dem Volk gehört alles ..., du kennst es? Hör mir genau zu, Genosse! „Die Eigentumsverhältnisse sind nicht mehr antagonistisch“, so lautet doch der kluge, jeden Zweifel ausschließende Satz? Wir wollten alles auf einmal verwirklicht sehen, wofür andere Generationen ansetzten ...

MERKER. Wirst also noch auf deine alten Tage ein Reformist, der Weg ist alles, geduldet euch, das Ziel ist nichts, es steht in den Sternen.

WELSER. Eselei! Du kannst eines vom andern nicht trennen. Wer ändern will, muß sich auch verändern. Die anderen kümmern sich nicht darum, die keine Idee haben, die sich lieber auf die alten Gewohnheiten, auf die Trägheit des Denkens und des Herzens verlassen. Wenn bei denen was schiefgeht, dann heißt's - der Mensch ist unvollkommen ...

MERKER. Das ist es! Die Menschen taugen nicht für unsere Idee ...

WELSER. Blödsinn, du verwechselst unsere Erfahrung mit den Menschen schlechthin. Dich interessiert, was ich über die These vom Totalitarismus, von der Gleichsetzung Kommunismus und Faschismus halte? Wenn die Gewalt als Mittel alles beherrscht, dann breitet sich das aus wie eine Epidemie - auf alle! Denkst du einmal daran, was sich in unseren Tagen in Kampuchea abspielt? Unter einem gewissen Pol Pot werden ganze Teile der Bevölkerung ermordet, sieht so aus, als seien wir zu schwach, um so was zu verhindern. Oder hast du gehört, Pol Pot berufe sich auf Himmler?

MERKER. Ich weiß, er beruft sich auf Marx.

WELSER. Ist das nicht zum Erbrechen? Aber ich übergebe mich nicht, ich frage mehr und mehr nach mir selbst.

MERKER. Otto, das Furchtbare ist doch, wie Gewalt die Gegengewalt hervorruft, und ich glaubte, wir könnten sie einmal hart und unerbittlich anwenden. Wir mußten es auch ums Überleben tun. Am schlimmsten in Buchenwald, wo uns die SS die Auswahl überließ, wer in die Dora-Werke kam, zum Bau der Wunderwaffen V1 und V2, sichere Todeskandidaten ... Wir konnten nur noch abwägen zwischen mehr oder weniger Toten, zwischen denen, die schon bald tot sein würden und den andern, die es vielleicht schaffen könnten ... Der Schwindel kommt wieder zurück!

WELSER. Dann trink noch ein Schlückchen. Ein bißchen Brandy weitet die Gefäße und belebt.
Du hast Anna gesprochen? Und du weißt auch, warum sie nicht hinging zu der Feier?
Sie leidet an - uns, an dem, was wir aus Angst verschwiegen haben. Unsere Feinde mit der Lüge, das ist ihr Element, Sie halten die Völker für eine Masse, für dumm und nur durch Lüge und Täuschung beherrschbar. Wir haben uns von diesem Gift anstecken lassen ... Und es beginnt mit dem Virus Mißtrauen ...

Im Hintergrund nähert sich Florian Hauser. Merker und Welser nehmen ihn nicht wahr.

Hast du diesen Deutschen gesehen?
Was will er denn von Anna?

MERKER. Ein Schnüffler. Will ihr was entlocken. Die Geschichte von Andrasch. Wir müssen wachsam sein und sie warnen. Sie ist ahnungslos, weiß nicht, wie nötig es ist, wachsam zu sein, diese Journalisten sind die Speerspitze des Imperialismus, manche mögen es vielleicht gar nicht wissen ...

Florian Hauser stutzt, er lächelt, er will das Gespräch belauschen, ohne daß ihn die beiden entdecken.

WELSER. Der Argwohn sitzt in deinem Schädel, wo es brummt. Die Wahrheit entsteht als Ketzerei und stirbt als Vorurteil.

MERKER. Vorurteil? Ha, daß ich nicht lache. Das ist Vorsicht. Natürlich wissen solche Burschen oft nicht, was sie tun. Bei uns vor Teruel war einer, der fing an zu heulen, als es einschlug. Otti Brunner ohrfeigte ihn, bis er mit dem Heulen aufhörte, ging nicht anders. Der wollte auch nur eine Geschichte, ganz von vorne an der Front, den Faschisten ins Weiße des Augapfels blicken. Und dann heulte er wie ein Schloßhund. War bei uns in der DDR. Hochgeholt und geachtet. Und dann haute er ab in den Westen. Schrieb mir von dort; „die laden mich ein zu einer Diskussion ins Fernsehen, ich werde eines, das versprech ich hoch und heilig, nie tun - unsere Sache in Spanien verraten ...“

... und er denunzierte uns, er verkauft seine Geschichte. Und dann trafen wir ihn - er heulte ein zweites Mal.
Diese intellektuellen Weichlinge!

2. Szene

Florian Hauser tritt vor, lässig und selbstsicher. Sein Auftritt für Merker und Welser überraschend.

HAUSER. Ich werde nicht heulen.
Wollen Sie mir nicht helfen, die Wahrheit zu verbreiten? Über diese Ge-

schichte da (Hauser zeigt auf den Fernseher) ist doch bisher nur ein Salat von Fakten auf dem Tablett, so nach dem Muster: Wir sind für die Wahrheit, wenn sie dem Feind schadet, die Wahrheit, die uns nicht nützt, unterdrücken wir ...

... Nun? Was meinen Sie dazu, meine Herren? Wollen Sie nicht einmal offen darüber reden, was Ihre Wahrheit angeht, die Sie nicht aussprechen? Vor dem Klassenfeind natürlich.

MERKER. Den Feind haben wir nicht erfunden.

WELSER. Was hülfe es Ihnen, Herr ...

HAUSER. ... Hauser. Florian Hauser aus München ...

WELSER. ... wenn Sie das erfahren, was Sie suchen? Wird denn Ihre Zeitung das veröffentlichen, was Sie ihr anbieten? Den Salat der Fakten, wie Sie sagen, bereiten doch die auf, oder? Übrigens - Welser, mein Name ist Otto Welser. Aus Basel.

HAUSER. Angenehm. Durch Zufall bekannt. Ich hörte vorher, wie sich Herr Merker von Anna Illés verabschiedete, um Sie zu treffen.

MERKER. Sind Sie für eine Zeitung in Budapest? Ich dachte, Sie wollten filmen? Fürs Fernsehen?

HAUSER. Je nachdem, das ist unwichtig, es kommt aufs Material an, auf die Brisanz der Wahrheit. Das hängt vielleicht auch von Ihnen ab.

WELSER. Sie wollen uns vermarkten. Dazu geben wir nicht viel her. In ihrem Fernsehen kommt unsreins kaum vor, da ist kein Platz für Rotspanienkämpfer, die Dachau und Buchenwald überlebt haben.

HAUSER. Warum geben Sie mir keine Chance? Ich will versuchen, daß das gesendet wird, was Sie tatsächlich bewegt. Und Sie räumen ja ein, Sie hätten so oft die Möglichkeit nicht, im Fernsehen zu verbreiten, was Sie empfinden.

MERKER. Nachtigall, ich hör dir trappsen. So reden alle aus dem Westen. „Wir bieten Ihnen ein freies Forum“, wispern sie und dann verdrehen sie dir das Wort im Mund.

HAUSER. Hatte ich mit Ihnen in der Sache schon einmal die Ehre? Nicht daß ich wüßte.

MERKER. Waren Sie nicht auch beim Treffen der Spanienkämpfer in Berlin? Und sind dabei abgeblitzt??

HAUSER. Sie habe ich nicht angesprochen.

MERKER. Wieso auch. Mich kleines Würstchen. Sie wollten gleich den Ewald Munschke. Scheint wohl Ihr Hobby zu sein, bei den Offizieren der Interbrigaden zu wühlen, die später Generäle der Volksarmee der DDR wurden?

HAUSER. Ist so uninteressant ja nicht. Oder? Armeegeneral Heinz Hoffmann zum Beispiel...

MERKER. Mit dem können wir Ihnen hier nicht dienen.

WELSER. Wenn Sie gleich so hoch einsteigen...da gibt es Sicherheitsvorschriften, überall...

HAUSER. Warum soll ich's nicht versuchen? Hoffmann ist ein Mann aus dem Volk, Arbeiterkind. Aus Mannheim-Neckarau. Man munkelt hier, er soll an seinen Erinnerungen schreiben, die ihn von Mannheim nach Moskau und

Madrid und wiederum nach Moskau führten. Was meinen Sie? Wird er die heißen Eisen anpacken?

MERKER. Ist es das, was Sie wissen möchten? Damit werden wir Ihnen nicht dienen. Warum sollten wir auch? Nicht wahr, Otto?

WELSER. Wie Sie sich geben, Herr Hauser, ist das keine Einladung zu einem offenen Gespräch. Im Prinzip scheuen wir das nicht.

HAUSER. Ich kann's nicht leiden, wenn ich solche Töne höre wie „diese intellektuellen Weichlinge“. Die Melodie ist mir wohlbekannt... und von Leuten wie Ihnen hätte ich das nicht erwartet. Und was heißt schon, im Prinzip scheuen wir das nicht. Wie ist es im Konkreten?

MERKER. Es tut mir leid. Mir ist das so rausgerutscht, aber die Erinnerung an Genossen, die übergegangen sind, obgleich sie bei uns alles bekamen, viel mehr als der kleine Mann...

HAUSER. Ist das nicht Ihr Problem? Ihre Sache? Ihres Staates?

MERKER. In der Tat. Das ist unser Problem. Wir sind kleiner und ärmer als Ihr Staat, der uns von Anfang an vernichten wollte. Ja, so ist es, Herr Hauser, wir hatten auch in Spanien weniger Geld und Waffen als Francos Helfer Hitler und Mussolini und die vornehmen Herrschaften der Nichteinmischung.

HAUSER. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, Sie wollten Gerechtigkeit für alle und haben auf vieles verzichtet. Ist es nicht so? Weil Sie sich für die Idee der Weltverbesserung entschieden haben. Dann müssen Sie eben auf die Leute verzichten, die man nur durch Geld hält.

MERKER. Sie kennen ja die Schwächen der Menschen, Herr Hauser?! Das ist Ihr täglich Brot, nicht wahr? Geld regiert die Welt, wo man's hat, ist das nicht schwer. Bei Ihnen kauft man sich die Leute.

Ich hatte einst geglaubt – wir hatten es geglaubt, nein, unsere Generation, zumindest die es wußten, nein – die es erlebten: Die richtigen Ideen und das wahre Bewußtsein bleiben ein Kompaß fürs Leben, für ein besseres Dasein. Ich glaubte, das steckt an und dafür lohnt es sich zu kämpfen, auch zu sterben – für eine solche Idee.

HAUSER. Ich dachte, die Devise lautet – das Sein bestimmt das Bewußtsein, zuerst kommt's Fressen und dann die Moral. Nun höre ich, das Bewußtsein bestimmt das Sein?

WELSER. So treiben Sie wohl Ihr Gewerbe und nennen das Wahrheit und Freiheit der Meinung. Ich kenn das wohl, das Geschäft mit der Lüge, die Sie Wahrheit nennen.

HAUSER. Ich bin nicht bei Springer. Und ich hasse die Bild-Zeitung.

WELSER. Und wenn Sie nichts mehr haben, wovon Sie sich ernähren? Wenn Ihnen gesagt wird, tut uns leid, Herr Hauser, wir müssen mit dem gekürzten Etat zu Rande kommen – die Alleinstehenden sind die Ersten... Und wenn Ihnen danach nur noch Springer bleibt?

HAUSER. Ich hab das erlebt und bin nicht zu Springer!

WELSER. Und dann glauben Sie noch immer an die Vorzüge einer solchen Ordnung, an ihre sogenannte Freiheit?

HAUSER. Ich glaube nichts. Ich vertraue nur Tatsachen, noch weniger – Annäherungen an das, was war – mehr nicht.

WELSER. Und was täten Sie dann annäherungsweise nach drei Jahren ohne

Arbeit? Oder nach einer Annäherung an die Leute, die zu Ihnen sagen, kämpf mit uns, kämpf für den Sozialismus, da gibt es keine Arbeitslosigkeit und Ausbeutung des Menschen durch den Menschen und keine Herrschenden, die auf Kosten einer darbenden Mehrheit in Saus und Braus leben...

HAUSER. ...und wo es keine antagonistischen Widersprüche mehr gibt, keine Bestechung und keine Korruption, wo der neue Mensch in einer neuen Welt die Zukunft voller Zuversicht gestaltet und nur noch vom korrupten und verrotteten Kapitalismus daran gehindert wird, ein neuer Mensch in neuer Welt zu sein...

WELSER. (nähert sich Hauser) In drei Teufels Namen, ja, so war das mit mir! Das glaubte ich und ich glaub es noch immer...

... Nein! Ich glaube es nicht, ich habe es erfahren, es ist die einzige Chance, den Egoismus zu zügeln...

Ich bin Schweizer von Geburt. Aus einem freien Land stamm ich, Herr Hauser! Wie Sie. Nur sind wir etwas freier gewesen. Meinen Vater haben sie ausgewiesen, als sie ihn 1919 in Basel erwischen beim Organisieren eines Streiks. Ganz harmlos war's. Die Bedingungen im Betrieb waren saumäßig, ja, Herr Hauser, saumäßige Bedingungen, obwohl der Patron am ersten Krieg viel verdient hat. Sie waren so frei und haben uns hinausgeworfen aus der Eidgenossenschaft. Und da war ich plötzlich Düscher. In Deutschland. Bei Ihnen in München. Als kleiner Wurm. Aber warum soll ich Ihnen das erzählen? So fängt die Wahrheit an, Herr Hauser!

HAUSER. Eben das interessiert mich.

WELSER. Privat oder für's TV?

HAUSER. Beides.

WELSER. Das wär zu lang. Und Sie hätten keine Chance, das unterzubringen, da ist kein Glanz, das ist grau, und wer will das heut schon sehen.

HAUSER. Lassen Sie das meine Sorge sein.

WELSER. Nein. Das geht nicht, nicht jetzt. Vielleicht besuchen Sie mich in Basel. Aber Sie interessieren sich doch für diese Geschichte! Das zweite Begegnung von Paul Lukac alias Mate Salka?

HAUSER. Natürlich, aber...

WELSER. Haben Sie nicht behauptet, wir würden uns scheuen, die Wahrheit zu erzählen?

HAUSER. So war's nicht gemeint. Ich fühlte mich provoziert...

WELSER. Gehört das Provozieren nicht zu Ihrem Job? Also bitte! Mich hatte es fast erwischt. Als Illegaler mußte ich damit rechnen, pendelte zwischen der Schweiz und Deutschland und Frankreich. Im Basler Dreieck. Und konnte mich gerade noch aus dem Staub machen, meine Eidgenossen hätten mich glatt der Gestapo überstellt. Im Zug von Straßburg nach Paris traf ich einen, etwa so alt wie ich, später traf ich ihn wieder. Da nickten wir uns zu, ein flüchtiges Lächeln des Ahnens. Wissen Sie, Herr Hauser, das mit der Wahrheit ist so einfach nicht, wenn Sie keine Spuren hinterlassen dürfen. Es war übrigens Andrasch Illés. Wir trafen uns beim Meeting in Paris. Wo die Pasionaria redete.

Wir fallen uns in die Arme. Da vorne steht eine Frau, groß und in schwarzem

Kleid. Mit erhobener Faust. In einem Meer von Blumen. Wir singen die Internationale. Es trägt uns auf einer Woge des Glücks und des Träumens von Schwestern und Brüdern, die sich alles teilen, die Freude und das Leid, das Nötigste zum Leben. „Camaradas“! ruft sie in den Saal, „bringt die Blumen an die Gräber der Kommunarden von Paris!“ Und dann ist es plötzlich still wie vor einem großen Sturm. Dolores Ibarruri senkt die Stimme, sie ist traurig: „Franco hat Badajos eingenommen. Die Faschisten haben Spanien in zwei Teile getrennt und die Linie Madrid—Lissabon zerschnitten. Camaragleich erschossen, Frauen und Männer und Kinder. Und achthundert haben sie einzeln gequält und erschlagen.“ Und dann schneidet dir diese Stimme der Pasionaria unter Tausenden im Velodrom von Paris ins Herz: „Spanien ist ohne Waffen! Spanien hat keine anderen Waffen, als sich selbst zu opfern. Camaradas! Es ist besser, stehend zu sterben, als auf Knien zu leben!“ Wir tobten, und wir drängen uns zu Listen ...

Wollen Sie diese Wahrheit verbreiten oder nur das, was uns schmerzt – unsere Fehler und Säumnisse?

HAUSER. Warum soll ich das bezweifeln? Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich glaube Ihnen gern, wenn es um Ihr Spanien geht. Das ist ein besonderes Kapitel, aber ...

MERKER. So ist das. Ein besonderes Kapitel. Was ist daran so besonders? HAUSER. Vielleicht hätte in Spanien der zweite Weltkrieg ... erstickt werden können.

MERKER. Erstickt? Was Sie nicht sagen. Und das ist es, was Sie zur zweiten Beerdigung von Lukacz nach Budapest geführt hat? Den Journalisten aus München, der sich für die Wahrheit interessiert, der an nichts glaubt und sich Tatsachen annähern will?

HAUSER. Was glauben denn Sie, Herr Merker?

MERKER. Was soll's, Herr Hauser, Sie waren es, der sagte, ich glaube nichts. Sie werden sich wundern – wir haben da etwas Gemeinsames. Erstens traue ich Ihnen nicht über den Weg. Und zweitens ähnelt Ihr Nichtglauben meinem ehemaligen Glauben. Warten Sie ab. Ich kenne nicht Ihr wirkliches Motiv, warum Sie hier sind. Ist schon eine Ausnahme für einen westlichen Korrespondenten, nein, da ist noch was Besonderes, aber es soll Ihre Sache sein. Ich will den Stiel auch nicht umdrehen und Sie nach der Wahrheit fragen ... Sie wollen die Wahrheit von uns hören! So ist es doch? Ich werde sie Ihnen nicht anvertrauen.

HAUSER. Wenigstens ein ehrliches Wort.

MERKER. Sie irren sich. Oder – nein: Sie haben recht!

HAUSER. Was ist es nun – irre ich mich, oder habe ich recht?

MERKER. Beides.

HAUSER. Verdammkt kompliziert.

MERKER. Ich hätte es mir vorher noch selbst nicht zugetraut ... Es ist nicht kompliziert, es ist ganz einfach. Ich kenne sie nicht, Herr Hauser, ich kenne sie wahrhaftig nicht – die Wahrheit, die Sie von mir erwarten.

HAUSER. Sie entdecken auf einmal, daß Sie die Wahrheit nicht kennen?

MERKER. Nicht die Wahrheit, die Sie erwarten (kurze Pause). Ich habe diese Wahrheit einst selbst erwartet. Und an Stelle der Wahrheit kamen fast lauter Zweifel und Enttäuschungen heraus.

Herr Hauser, Sie gehen von Zweifeln und Enttäuschungen aus und erwarten sich lauter glasklare Wahrheiten.

HAUSER. Sie gestehen also, Sie haben sich in Ihrer Entscheidung geirrt?

MERKER. Nein, Herr Hauser. Meine Entscheidung für die Sache und den schweren Kampf bereue ich nicht, auch dann nicht, wenn mir vorgehalten wird, ich sei einer, der zum Zweifeln unfähig ist.

Sie haben mich, Herr Hauser, tatsächlich provoziert. Wissen Sie, da kannte ich einen, der mir so vorkam wie Sie. Das war vor Jahren. In mir funktionierte noch all das, was mich einmal so fanatisch – nein, was mich bisweilen so verzweifelt machte. Darüber spricht man doch nicht, oder? Es war ein völlig Unbekannter, ein Student im Kreis von Studenten, die mir jedes Wort vom Mund ablasen, und dieser Typ fragte mich all das, was mich plagte und worüber ich mit niemand sprach. Ich hielt ihn für einen klugen Agenten der CIA. Erst später kriegte ich mit, der stellte genau die Fragen, die ich in mir unterdrückte. Schlimm genug, Herr Hauser, er hätte sogar ein CIA-Agent sein können – wie Sie vielleicht auch –, mir waren solche Typen schon unter Gestapomännern untergekommen. Ja, der Student hätte ein CIA-Agent sein können. Sind Sie vielleicht vom BND oder vom MAD? Wissen Sie was, Herr Hauser, mir ist das scheißegal.

Ich trinke sogar dann noch auf Ihr Wohl!

Nein. Mir ist das überhaupt nicht egal. Ich muß den Argwohn in mir selbst bekämpfen. Und wir haben überhaupt keinen Grund, das Politische an der Wahrheit zu verheimlichen. Darum geht es doch, Herr Hauser, oder nicht?

WELSER. Warum steigerst du dich so hinein?

MERKER. Ich rege mich über alles auf. Über alles. Weißt du, Otto, worüber ich noch mehr weinte als über den Tod meiner Mutter? Ich habe Mutter kaum gesehen, nachdem ich in die Lehre ging. Dann kam die Emigration, dann nach Deutschland und Frankreich, dann Spanien und die Lager in Frankreich. Und schließlich Buchenwald ... Und die Verlobte, meine spätere Frau? Vierzehn Jahre hatten wir uns nicht sehen können. Sie wußte gar nicht, daß ich noch lebte. War Witwe, hatte einen Buben. Ein Kamerad aus Buchenwald traf sie. Zufällig. Bei meiner Mutter.

Ich hab' geweint, als Mutter starb. Geweint hab' ich nach allem, worüber mir schon keine Tränen mehr kamen. Ich wunderte mich, da es doch heißt: Solange Tränen fließen, ist der Höhepunkt des Schmerzes nicht erreicht. Und das nach Buchenwald. Aber ich hab' noch mehr geweint, als ich hörte – Stalin ist tot.

(Pause)

Und dann kamen diese schrecklichen Enthüllungen ... Ich hab es nicht glauben wollen, ich wollte es nicht glauben.

WELSER. Vielleicht lassen Sie uns jetzt allein, bitte!

Hauser will sich zurückziehen. In diesem Augenblick kommt Anna Illés zurück.

MERKER. Nein, nein! Bleiben Sie, Hauser! Ich erzähle Ihnen meine Wahrheit über den da (zeigt zum Fernseher). Nur Andrasch und ich kannten ihn von der Seite her (wendet sich leicht). Vom Rücken. Ist doch ein Unterschied, ob so eine Wahrheit studiert ist, oder ob man sie dir auf den Rücken einprügelt oder in die Haut brennt?! Lukacz war im ersten Krieg, bei einer österreichisch-ungarischen Einheit. In Rußland. In diesem ersten Krieg, wo alles anfing, was unser Jahrhundert umtreibt, das Gute und das Böse. (Welser versucht ihn zu beruhigen, Merker winkt ab.)

Ja, das gab es schon zuvor, seit Menschengedenken, den Durchbruch im roten Oktober, den gab es erst jetzt. Mate Salka war in Gefangenschaft geraten, die Lösung – Frieden! Brot! Land! –, es war klar, er kämpfte mit den Rotgaristen. Als ihn die Weißen gefangen nahmen, haben sie ihn halbtot geschlagen, nicht ganz, eben fürs restliche Leben. Ich hab' nur halb soviel Schläge gekriegt. Der mich schlug, war schon hundemüde, hatte an dem Tag schon einige von uns ganz totgeschlagen. In Dachau. Mit dem Ochsenziemer – auf den nackten Arsch!

Dem Mate Salka haben sie auf den Rücken achtzehn Wunden verpaßt. Achtzehn tiefe, weiße Beulen, von den Schultern bis zur Gürtellinie. Mit Ladestöcken. Das geht nie weg. Tiefe weiße Beulen. Niemals gehen die weg. Niemals!

Merkers keucht. Ringt mit Atemnot. Welser hält ihn. Anna will helfen. Merker winkt ab. Er richtet sich auf. Steht und taumelt etwas, aber er steht. Hauser weicht zurück, als fürchte er, von Merker angegriffen zu werden.

Und weißt ihr, wie er auftrat, damals in Albacete? Andrasch und ich stehen nebeneinander. André Marty tritt auf. In weißer, kurzer Jacke. Ein riesiges Barett auf dem Kopf. Steht oben auf dem Balkon. Und schreit in heißerem Falsett. Marty ließ nur das Französische gelten.

„Wer nicht will!“ schreit Marty, „der kann gleich verschwinden. Bis morgen hat er Zeit! Dann ist es keine Schande. Danach gibt's kein Zurück.“ Dann tritt einer vor. Untersetzt. Unauffällig. Viel bescheidener als der aufbrausende Marty. Und er wird angekündigt. Marty schreit über die Plaza von Albacete:

„Euer Kommandeur wird sein – General Paul Lukacz!

Und der tritt vor. Er redet deutsch. Knapp. Eher zu leis.

„Es ist eine Ehre, in der 12. Internationalen Brigade zu kämpfen und die Republik Spanien zu verteidigen.“

Das ist fast alles. Wir wissen, worum es geht. Wir stehen vor ihm, warten auf den Einsatz. Drei Bataillone. Gescheckt und bunt. Das Bataillon Thälmann mit drei deutschen Kompanien, einer balkanischen und einer polnischen. Daneben das Bataillon Garibaldi mit den Italienern. Und das Bataillon André Marty mit den Franzosen und Belgiern.

„Ich hoffe, Ihr tut diesen Namen keine Schande an!“ ruft Lukacz über die Plaza von Albacete.

Wer versteht ihn? Drei deutsche Kompanien. Die übrigen hören ihn und verstehen nichts.

Plötzlich beugt er sich über die Ballustrade:

„Towarischtschi! Ich spreche zu euch in der Sprache der Oktoberrevolution.“ Er redet. Fast niemand versteht die Worte, und doch genügen zwei – Towarischtschi und Oktober! Was ist das? Dieser General Lukacz spricht die Sprache des Roten Oktober. Das beruhigt . . .

(Fast völlig erschöpft, steht allein)
No pasarán!

3. Szene

Merkers sucht nach einem Halt, greift ins Leere . . . Welser faßt ihn unter den Arm und führt ihn zum Platz, wo Merker zusammensinkt. Welser reicht ihm ein Glas Kognak. Merker trinkt und atmet ruhiger . . . Anna Illés kümmert sich um ihn.

ANNA. Wollen Sie ihn umbringen? Ist der Tod Ihre Wahrheit?

WELSER. Damit hat Hauser nichts zu tun, Anna. Das ist unsere Sache.

ANNA. Unsere Sache, unsere Sache – wie oft habe ich das von Vater und Mutter gehört. Das ist unsere Sache!

In ihrer Bescheidenheit, die nichts andres ist, als sich zu opfern für die Schlauerer auf dieser Welt, die nur das eigene Leid und nie das fremde kennen. Sie sind doch einer von diesen Schlaumeiern? Oder ist das Wort etwa falsch gewählt?

HAUSER. Vielleicht. Aber ein Schlaumeier, der fremdes Leid ausbeutet, bin ich nicht. Wohl eher ein intellektueller Weichling, der gleich heult. Verzeihen Sie! Ich bin hier fehl am Platz.

WELSER. Nein! Jetzt verziehen Sie sich aus falscher Rücksicht. Los! Welche Wahrheit wollen Sie jetzt wissen?

ANNA. Was wird hier gespielt?

WELSER. Was hier gespielt wird? Das Spiel unseres Lebens, über das dieser Herr Hauser die Wahrheit verbreiten lassen will. Und das in jenem München, wo die ganze Scheiße anfing . . .

HAUSER. Sie entschuldigen mich. Ich störe wirklich.

ANNA. Sie bleiben! . . . Bitte.

Es tut mir leid . . .

Nein, mir tut es nicht leid.

Was wollen Sie wirklich, Florian Hauser?

Andreas B. C. Gross

Das Floß der Medusa

1

Gegen Morgen läßt der Sturm nach. Ein neuer Tag versucht im Osten Fuß zu fassen. Dunkle Regenwolken räumen zielstrebig die Stätte. Vereinzelt entlaufen sie sich noch. Dort, wo der Regen auf das Wasser trifft, körnt sich das Meer. Es sieht so aus, als hätte es eine Gänsehaut. Ab und zu fährt eine Windbö in die Wellen und stellt ihnen die Kämme. Dann sprüht die Gischt. Das Meer hat Schaum vorm Mund.

Es ist alles in allem kein gutes Wetter für Reisende zur See. Und kein guter Beginn für die Insassen der runden Rettungsinsel, die jetzt ins Blickfeld treibt – in einem Wellental verschwindet – und nun ganz sacht emporgetragen wie der näherrückt.

Das Floß gehört zu dem Hilfsfährschiff „Medusa“ der Reederei Störtebecker in Cuxhaven. Die „Medusa“ geriet gestern während der Überfahrt nach Helgoland in einen Sturm, erlitt Maschinenschaden und mußte geräumt werden. Sie liegt jetzt irgendwo am Grund der Deutschen Bucht. Von den übrigen Rettungsbooten ist keine Spur zu sehen. Vielleicht hatten sie mehr Glück und wurden landeinwärts getrieben.

Dieses Floß jedenfalls treibt in die falsche Richtung. Es nimmt Kurs auf Schottland. Der nächstliegende Küstenpunkt dort ist über 300 Seemeilen entfernt. Das ist selbst für ein unsinkbares Gummiboot sehr weit.

Das Floß heißt „Pegasus“. So steht es zumindest in kleinen, weißen Lettern auf der Gummihaut. Die Leute von der Störtebecker-Werft scheinen sich in der griechischen Mythologie ausgekannt zu haben. Pegasus entstammt der Sage nach nämlich dem Meer und dem Blut der Medusa. Später wurde das Flügelpferd den Göttinnen der Kunst geweiht.

Die vier Insassen der „Pegasus“ ahnen nichts von den beziehungsreichen Narnien. Sie liegen, kullern oder rutschen unter notdürftig ausgebreiteten Zeltplanen umher und schlafen oder delirieren noch. Es scheint, als ob einige von ihnen allerhand Schlaf nachzuholen hätten. Nur allmählich dringen Kälte, Nässe und der Seegang in ihr Bewußtsein ein. Dann erwachen sie für kurze Zeit.

2

Der Morgen bringt Kälte.

Die Kälte kommt wie ein amorphes Wesen aus dem Weltraum, das es auf das Innerste der Menschen abgesehen hat. Es kriecht unter Decken, Hemd und Hose, dringt durch Poren, Fett- und Muskelgewebe und bohrt sich schließlich in die Knochen. Im Knochenmark bleibt es stecken und verwandelt sich zu Eis. Von dort ist es schwer zu vertreiben. So kommt es, daß die Kälte immer bei den Menschen wohnt.

Auch bei Lars ist sie im Moment zu Gast. Sein Traum ist von der Kälte inspiriert.

Er handelt von Weltraumwesen, deren Heimatplanet durch eine schreckliche Katastrophe zerstört wird. Auch die Körper der Wesen werden dabei vernichtet. Als Geister treiben die Wesen Jahrmillionen durch den kalten Weltraum auf der Suche nach einer neuen Heimat. Schließlich kommen sie auf die Erde und suchen Unterschlupf bei den Menschen. Sie nisten sich in ihren Häusern und Wohnungen ein und hoffen, den Menschen als Kontaktträger dienstbar sein zu können. Doch bald finden sie das Klima zwischen den Menschen unerträglich. Es ist gekennzeichnet durch Bosheit, Neid und Kälte. Die Wesen ziehen schließlich die Weltraumkälte der menschlichen Kälte vor und verschwinden für immer im All.

Lars erwacht jetzt. Er spürt die Kälte. Er steht auf, schlenkt mit den Armen und Beinen, reibt sich die Hände und tritt auf der Stelle. Auf diese Weise versucht er, seinen Kreislauf in Schwung zu bringen.

Der Kälte kann das wenig anhaben. Sie fühlt sich wohl in Lars' Knochenmark. Außerdem erhält sie ständig Nachschub von seinen durchnähten Sachen.

Lars denkt an seinen Vater, der im Krieg als Maschinist auf einem U-Boot fuhr. Im Eismeer wurde das Boot von einem englischen Zerstörer aufgespürt und mit Wasserbomben zum Auftauchen gezwungen. Als die Mannschaft aus der Luke kletterte, geriet sie unter heftigen Beschuß. Die Deutschen sprangen in Panik ins Wasser. Obwohl der Zerstörer nur eine knappe Viertelmeile entfernt war, erreichten ihn lediglich zwölf von sechsundfünfzig Mann, darunter auch Lars' Vater. Die anderen waren erschossen oder beim Schwimmen ertrunken.

Lars' Vater leidet noch heute, nach über vierzig Jahren, an den Folgen der Unterkühlung. Zweimal im Jahr schält sich bei ihm an Armen und Beinen die Haut ab. In manchen seiner Glieder hat er ein Gefühl immerwährender Taubheit. Seine Frau hat das allerdings nie als Nachteil empfunden. Auch Lars' Vater offenbar nicht. Er zeugte nämlich insgesamt noch sieben Kinder, darunter auch Lars.

Lars spürt ein Kitzeln im Rücken. Er dreht sich um und blickt der aufgehenden Sonne ins Gesicht.

Guten Morgen, sagt die Sonne.

Lars fühlt ihre tastenden Strahlen. Es ist, als ob ihm mit einer Pfauenfeder der Bauch gepinselt würde.

Lars bekommt eine Gänsehaut.

Das ist seine Art, die Sonne zu begrüßen.

3

Die Wellen gehen schwappend auf und ab.

Das Floß geht mit den Wellen auf und ab.

Und mit dem Floß gehen vier Menschen auf und ab.

Sie haben keine andere Wahl.

O Gott, sagt Sophie und versucht zu kotzen. Die Seekrankheit hat sie erfaßt.

Sophie versucht sie hinauszuwürgen. Doch der Seekrankheit fehlt es an Flüssigkeit. Sie ist in Sophie hineingetrocknet. Alles, was Sophie zuwege bringt, ist ein dünner, baumelnder Speichelfaden.

O Gott, laß mich sterben, sagt Sophie, und spuckt den Speichelfaden von sich, laß mich auf der Stelle sterben.

Sophie meint es ernst, obwohl sie vor dem Sterben Angst hat. Doch verglichen mit der Seekrankheit scheint der Tod das kleinere Übel. Sophie wartet eine Weile. Aber nichts geschieht. Nur die Übelkeit befällt sie nach wie vor. O Gott, warum hilfst du mir nicht, sagt Sophie. Sie fühlt sich alleingelassen wie immer, wenn sie betet. Ihre Gebete erscheinen ihr wie Selbstgespräche. Und Sophie fürchtet Selbstgespräche, weil sie sich vor sich selber fürchtet. Sophie kriecht wieder unter ihre Decken. Als sie liegt, erfaßt sie ein Schwindel. Der Schwindel führt sie im Kreis herum. Immer schneller. Schließlich wirbelt er Sophie in die Vergangenheit zurück.

Als sie zu sich kommt, befindet sie sich in der Turnhalle ihres Gymnasiums. Sophie hängt an einem Kletterseil sechs Meter über dem Boden und kreiselt in der Luft. Das Seilklettern gehört zum Fitneßtraining und soll neben der Armmuskulatur auch den Willen der Schüler stärken. Alle Schülerinnen vor Sophie sind einwandfrei am Seil hinauf- und hinabgeklettert. Nur bei Sophie gibt es Probleme. Ihr ist schwindelig. Außerdem schmerzen ihre Arme. Sie versteht nicht, wie sie überhaupt in diese Höhe gelangen hat können. Locker bleiben, Sophie, ruft die Turnlehrerin Frau Müller, nicht verkrampfen! Und schön festhalten! Laß dich jetzt abrutschen!

Sophie rutscht ein Stück. Das rauhe Seil tut ihren Händen weh. Fünf Meter über dem Boden bleibt sie hängen und beginnt zu schluchzen. So ist's schön, Sophie! Nicht locker lassen! ruft Frau Müller.

Sophie spürt die Kraft in ihren Armen schwanden. Sie will sich der Lehrerin mitteilen, findet aber keine Gelegenheit dazu. Frau Müller spricht unablässig mit ihrer lauten Stimme.

Nur Mut, Sophie. Du schaffst es schon. Halt' dich schön fest und hab Vertrauen. Das Vertrauen gibt dir Kraft. Nur Mut!

Sophie spricht sich jetzt auch Kraft und Mut zu. Doch die Muskeln ihrer Arme scheinen sie nicht zu verstehen. Sie haben ihre eigene Sprache und tun entsetzlich weh. Sophie schreit. Auch Frau Müller schreit.

Du hast es geschafft, Sophie. Gleich hast du's geschafft!
Doch Sophie kann nicht mehr so lange warten. Sie möchte fliegen können.
Dann läßt sie los.

4

Thomas wälzt sich auf seiner harten Zellenpritsche. Er kann nicht schlafen. Eine Frage beschäftigt ihn. Warum bin ich hier?

Thomas spricht die Frage laut vor sich hin. Niemand wird ihn hören. Das Priesterseminar ist ziemlich leer. Der Krieg hat die Reihen der jungen Männer gelichtet. Warum?

Eine gute Frage, Bruder Thomas, flüstert plötzlich eine Stimme.

Thomas fährt herum. Die Stimme scheint aus dem Lüftungsschacht zwischen seiner und der Nachbarzelle zu kommen. Irgend jemand liegt dort offenbar ebenfalls wach.

Eine sehr gute Frage sogar, flüstert die Stimme jetzt. Sie verdient eine wohlüberlegte Antwort. Meinst du nicht, Bruder Thomas?

Ja, sagt Thomas und glaubt, ein Kichern zu hören.

Nun, ich würde sagen, irgend jemand muß hier sein, fährt die Stimme fort. Wenn du nicht hier wärst, dann würde jemand anders deinen Platz einnehmen, Bruder Thomas.

Hmm, sagt Thomas. Die Antwort befriedigt ihn nicht. Sein Gesprächspartner scheint es zu spüren.

Jedenfalls – wenn du nicht hier wärst, dann könntest du die Frage auch nicht stellen, Bruder Thomas.

Das stimmt, sagt Thomas und nickt. Er würde zu gern wissen, mit wem er spricht.

Ist es denn wichtig, daß ich diese Frage stelle? fragt Thomas.

O ja, sehr! flüstert sein Nachbar mit Nachdruck. – Diese Frage mußt du dir stellen, Bruder Thomas, immer wieder . . .

Thomas meint erneut, ein Kichern gehört zu haben. Doch er könnte sich auch getäuscht haben.

Gibt es denn keine Antwort auf die Frage?

Doch, flüstert die Stimme, und diesmal kann Thomas das Kichern dabei ganz deutlich vernehmen, aber du darfst sie nicht erfahren, Bruder Thomas.

Warum nicht?

Wenn du die Antwort wüßtest, gäbe es ja keinen Grund mehr für dich zu fragen, Thomas.

Ach so, sagt Thomas und versucht, durch den Schacht zu spähen. Drüben ist aber nur Finsternis.

Willst du eine Geschichte hören, Bruder Thomas? kommt die Stimme jetzt.

Ja, antwortet Thomas.

Auch wenn sie dir dumm vorkommt?

Das macht nichts.

Also, hör zu. Ein Mann hatte erfahren, daß Zeit und Raum das gleiche sind. Physikalisch jedenfalls. Er wußte davon, daß man von jedem Raumpunkt, wenn man nur weit genug geht, immer wieder an den Ausgangspunkt zurückkehrt. Da sagte sich der Mann, daß das gleiche auch für die Zeit gelten müsse.

Eigentlich gar nicht so dumm, meint Thomas.

Dann setzte sich der Mann hin und wartete.

Worauf?

Daß die Zeit wiederkehren würde.

Und was geschah?

Nach fünfzig Jahren war der Mann tot.

Tot?

Ja, tot. Gestorben an Altersschwäche, Bruder Thomas.

Und?

Nichts „und“. Der Mann war einfach nicht mehr da.
Aber was weiter?

Nichts weiter, Bruder Thomas. Ich sagte dir ja, daß die Geschichte dumm sei.

Thomas sinnt eine Weile nach. Dann sagt er: Ich verstehe. Aber was hat die Geschichte mit meiner Frage zu tun?
Drüben ist wieder das Kichern. Dann sagt die Stimme: Genau das mußt du selbst herausfinden, Bruder Thomas.

Thomas steigt leise von seinem Lager und schleicht aus seiner Zelle. Mit einem Ruck stößt er die Tür der Nachbarzelle auf und knippst das Licht an.
Die Zelle ist leer.

5

Yvonne befindet sich in Wuppertal. Sie hat gerade das Morgenbad beendet. Als sie am Abrocknen ist, ertönt das Glockenspiel von Big Ben, und Jago schlägt an. Das Glockenspiel ist eine Imitation und soll die Türklingel ersetzen. Jago ist ihr Wachhund. Yvonne schlüpft in den Bademantel und geht zur Tür. In der Tür steht Herr Schlacker, ein Zahnarzt. Heute ist öffentlicher Terminkontakt für Ärzte.

Guten Tag, sagt Herr Schlacker und kräuselt verlegen seine große Nase.
Guten Tag, Herr Schlacker, sagt Yvonne und lächelt aufmunternd. Die übliche Behandlung?

Ja, bitte, erwidert Herr Schlacker immer noch verlegen und zählt elf blaue Hundertmarkscheine auf den Tisch. Einer davon ist für Yvonne. Dann entkleidet er sich und nimmt im Behandlungsstuhl Platz.
Herr Schlacker hat eine albinofarbene Haut und am ganzen Körper struppige weiße Haare. Er sieht aus wie ein gebleichtes Meerschweinchen, riecht aber wie ein Pavian. Herr Schlacker leidet an Überperspiration.

Yvonne stört das nicht weiter. In ihrem Beruf hat sie es mit allen möglichen Gerüchen zu tun. Mittlerweile hat sie sich in ihr Lederkostüm und ihre hochhackigen Stiefel gezwängt. Als sie die armlangen Handschuhe aus schwarzem Polyamidstoff überstreift und die neunschönwänzige Lederpeitsche umhängt, gleicht sie einer Foltergehilfin aus einem Sado-Comic.
Jetzt beginnt Yvonne mit der Behandlung. Sie baut sich vor Herrn Schlacker auf und greift sich den ersten Schein vom Tisch.

Böser Junge, sagt sie mit tiefer Stimme, viel zu schlecht für so viel schönes Geld!

Dann zerreißt sie den Schein in winzig kleine Stücke. So klein, daß keine Bank ihn mehr entgegennehmen würde.

Bei dem Geräusch stellt Herr Schlacker seine struppigen weißen Haare und stöhnt lustvoll auf.

Yvonne nimmt sich die nächste Banknote.
Du bist ein schlechter Mensch, sagt sie und zerreißt den Schein, ziehst den Leuten das Geld aus dem Mund!
Dann nimmt sie den nächsten Schein. Und so weiter.
Am Ende der Behandlung fragt Yvonne: Na, wie war es heute?

Herr Schlacker säubert sich von den Geldschnitzeln. Danke, nicht schlecht, sagt er. Nur – Herr Schlacker zögert.

Was? fragt Yvonne. War etwas nicht in Ordnung?

Doch doch, sagt Herr Schlacker verlegen, nur –

Was nur? Haben Sie es nicht bekommen?

Ja, sagt Herr Schlacker und grinst verlegen.

Ach, meint Yvonne besorgt, lag es an mir?

Nein nein, beschwichtigt Herr Schlacker, Sie waren ganz in Ordnung. Aber

Was aber?

Vielelleicht sollten wir es nächstes Mal mit den braunen Scheinen probieren ...

6

Lars sitzt vor dem Bildschirm. Er lauscht auf die Worte des Papstes. Der Papst ist auf Afrikatournee. Im Moment spricht er zu einer Versammlung von ca. einer halben Million Gläubigen in Kenia über das Problem der Geburtenkontrolle. Wie immer warnt der Papst vor allen künstlichen Methoden der Empfängnisverhütung. Er empfiehlt dagegen die „natürlichen“ Mittel, wie Ausnutzung der empfängnisfreien Tage oder sexuelle Enthaltsamkeit. Aber auch die natürlichen Methoden, so warnt der Papst weiter, sollten nicht dazu benutzt werden, die Zahl der Kinder unterhalb der für die Familie moralisch richtigen Geburtenrate zu halten oder gar dazu, die Fortpflanzung zu verhindern.

Geburtenkontrolle verhindert das Eintreffen neuer Mütter am Tische des Herrn, sagt der Papst, und er schließt: Seid fruchtbar und mehret euch!

Die gläubigen Kenianer applaudieren. Dann drängen sie nach Hause, um dem Aufruf zum Kindermachen Folge zu leisten. Der Sprecher sagt, die Kenianer seien im Kindermachen weltweit ungeschlagen, denn Kenia habe die höchste Geburtenrate der Welt. In Kenia wird alle 12 Sekunden ein Kind geboren.

Und alle 20 Sekunden stirbt eines. An Unterernährung.

7

Der Wind hat wieder aufgefrischt. Er spielt mit den Wellen. Die Wellen spielen mit dem Floß.

Sophie kauert unter den Decken. Mit einer Hand krallt sie sich am Fußboden fest, um nicht vom Fleck zu rutschen. An Schlaf ist nicht zu denken. Sophie denkt statt dessen an ihre Anstaltsjahre.

Sie hört verschiedene Stimmen. Jetzt kann sie eine unterscheiden. Es ist Charlies Stimme. Charlie ist ihr neuer Tischnachbar.

He, Sophie, kennst du Flipper? fragt Charlie gerade. Sophie überlegt. Weißt du, das Spiel mit der Metallkugel, die man in einen Kasten schießt und die beim Durchlaufen mehr oder weniger viel Punkte skort.

Sophie nickt jetzt.

Das ist das klügste Spiel der Welt, fährt Charlie fort, wer immer es erfunden hat: Er war ein weiser Mann.

Warum? fragt Sophie.

Mann, sagt Charlie, weil es genau unsere Situation beschreibt. Wir sind die Kugeln, der Kasten ist die Welt, in die wir geschossen werden, und die Punkte stehen für das Geld, das einer macht.

Ach so, meint Sophie. Und wer bedient das Spiel?

Das tut der liebe Gott. Er bedient die Knöpfchen, die uns aufs Geld stoßen sollen. Aber weißt du, was ich glaube, Sophie?

Was?

Er ist kein sehr guter Spieler.

Charlie hat sich noch eine andere Story über den lieben Gott ausgedacht.

Charlie war früher Drehbuchautor.

Weißt du, was wir in Wirklichkeit sind, Sophie?

Was?

Wir sind alle Teil eines riesigen Films, den der liebe Gott gerade dreht.

Glaubst du das wirklich?

Ja, Sophie. Der Film heißt „Wie Gott das Böse aus der Welt schafft“ oder so ähnlich.

Davon ist nicht viel zu merken, meint Sophie.

Na, logisch. Der Film läuft im Moment ja auch verkehrt herum. Am Ende der Zeit dreht Gott die Spule um und lässt ihn richtig laufen. Dann werden bis hin zu Adam und Eva alle Verbrechen und Sünden wieder ungeschehen gemacht. Toll, was?

Ja, sagt Sophie, toll.

8

Thomas ist auf Krankenvisite. Der Besuch von Kranken gehört zu seinen Amtspflichten.

Er betritt das Zimmer von Axel. Axel ist krebskrank und besitzt nur noch ein Fünftel seines Darms. Dafür hat er dort große Schmerzen, wo früher sein Darm war. Axel weiß, daß er unheilbar krank ist und nur noch ein paar Tage leben wird. Axel ist 18 Jahre.

Wie geht es, Axel? fragt Thomas und versucht, ein aufmunterndes Lächeln Zustande zu bringen.

Schlecht, sagt Axel, ich werde bald sterben.

Ein bedrücktes Schweigen entsteht. Schließlich sagt Thomas: Wir müssen alle sterben.

Das ist es ja gerade, meint Axel mit greizer Stimme.

Was ist es gerade? fragt Thomas.

Warum leben, wenn wir sterben müssen?

Thomas betritt das nächste Krankenzimmer. Es ist das Zimmer von Frau Glasmann. Frau Glasmann hat den vierten Selbstmordversuch innerhalb von zwei Monaten hinter sich.

Guten Morgen, sagt Thomas.

Er erhält keine Antwort.

Geht es besser? fragt Thomas.

Nein, sagt Frau Glasmann. Lassen Sie mich in Ruhe.

Werfen Sie doch Ihr Leben nicht weg, Frau Glasmann, sagt Thomas und sieht Frau Glasmann bittend an.

Es ist mein Leben, erwidert Frau Glasmann.

Aber Gott hat es Ihnen gegeben!

Dann hat er etwas vergessen, meint Frau Glasmann bitter lächelnd.

Was hat er vergessen?

Mich zu fragen, ob ich es haben will.

9

Im Westen geht die Sonne unter. Die Scheibe ist blaßrot wie Erdbeereis. Vom Süden bläst ein lauer, trockener Wind. Der Wind heult leise um den Notmast. Er singt von Trockenheit und Tod. Sein Geruch ist die Verwesung.

Irgend etwas stinkt hier, sagt Yvonne. Sie kniet sich zu dem Priester und fühlt seinen Puls am gesunden Arm. Sofern man bei Thomas von „gesund“ noch reden kann.

Thomas' Puls schlägt im Minutentakt. Das Blut in seinen Adern fließt mit dem Tempo einer Weinbergschnecke. Seine Hand ist gelb wie Camembert. Seine Körperzellen sind bereits im Abbau begriffen. Thomas' Seele streicht bald die Segel.

Yvonne blickt auf den Priester. Sie riecht seinen Tod voraus. Yvonne kennt den Geruch von Toten. Sie lernte ihn als kleines Kind schon kennen. Das war im letzten großen Krieg. Yvonne war fünf und wohnte noch bei ihrer Mutter. Wenn die Alarmsirenen heulten, nahm ihre Mutter sie in den Keller mit. Dort saßen die Leute und warteten. Sie warteten auf das große Poltern. Das große Poltern hörte sich an, als ob oben im Erdgeschoss jemand mit Kanonenkugeln kegelte. Immer wenn ein Kegel umgefallen war, kam Kalkstaub von der Decke, und die Birne flaskerte. Manchmal ging sie auch ganz aus. Hinterher roch es überall nach Ammoniak und versengtem Menschenhaar.

Einmal kroch sie in das Dachgeschoss, als die Sirenen heulten, und versteckte sich. Ihre Mutter suchte sie verzweifelt und mußte schließlich alleine in den Keller. Yvonne sah aus der Dachluke auf das Treiben draußen. Über ihr war ein Summen wie von einer Million Hornissen. Unter ihr krachte und bumste es. Die Stadt war ein funkeldes und zuckendes Lichtermeer. Jedes Licht war ein brennendes Haus. Manchmal flogen die Häuser auch unter gewaltigen Stichflammen, Feuerbällen und sprühenden Funkenregen in die Luft. Dann wehte immer ein heißer Luftstoß durch die Luke herein. Yvonne genoß den warmen Wind. Plötzlich zitterte das ganze Haus, und ein paar Dachziegel fielen herunter. Später quoll Rauch die Treppen herauf, und Yvonne begann zu weinen. Niemand hörte sie. Der Rauch verging wieder. Am nächsten Morgen schlich Yvonne die Treppen hinunter. Die letzten zwei Stockwerke mußte sie über die Feuerleiter. Die unteren Stockwerke waren ausgebrannt. Auf der Straße lagen überall Menschen umher. Es roch nach Ammoniak und versengtem Haar. Yvonne suchte den Keller. Auch er war ausgebrannt. Brennendes Phosphor war hineingeflossen. Die Menschen darin, darunter auch Yvonnes

Mutter, bestanden nur noch aus Asche. Die Leute vom Bestattungsdienst hatten nicht viel Arbeit mit ihnen.
Sie brauchten sie nur noch in Urnen umzufüllen.

10

Irgendwann bumste es.

Es klingt, als habe der Allmächtige die Erde als Kesselpauke benutzt. Das Echo rollt über die See wie der gemeinsame Furz der vier Winde. Die Wasseroberfläche kräuselt sich und wirft kleine Zitterfalten. Im Floß erwacht Lars. Er hat soeben vom Weltuntergang geträumt und hört jetzt den Gong dazu. Er errechnet den Tag. Es ist der 2. Juli 2014. Dann öffnet er die Augen mit dem sicheren Gefühl, die Erde bereits verlassen zu haben.

Unter sich erblickt er eine Wolke. Obwohl er sie hoch von oben sieht, tun ihm bei ihrem Anblick die Augen weh. Sie glüht wie eine kosmische Birne von hundert Millionen Watt. Ihre Farben sind einfach spektakulär. Lars hat einmal gehört, daß es nichts Prächtigeres geben soll als die Farben eines Atompilzes. Ein Veteran der amerikanischen Armee, der sie bei einem Test aus nächster Nähe schildern konnte, berichtete in einem Fernsehinterview davon. Der Veteran sagte, er habe den Pilz durch seine Augenlider gesehen. Es sei der unvergänglichste Augenblick in seinem Leben gewesen, und er danke Gott dem Schöpfer, daß er ihm diesen Augenblick habe zuteil werden lassen.

Der Veteran war, nebenbei bemerkt, seitdem blind.

Lars schaut hinunter auf die 7,8 Milliarden Bewohner, die sich derzeit auf der Erde befinden. Sofern sie ihre sterblichen Hülle nicht schon verlassen haben, rennen sie in koploser Furcht umher oder versuchen, mit dem Auto zu entkommen. Bald sind sämtliche Ausfallstraßen aller Städte verstopft. Auf den Autobahnen steht der Verkehr. Selbst die Start- und Landebahnen der Flughäfen sind blockiert. Die wenigen, die aus den Städten entkommen, müssen bald einsehen, daß auch das Land keine Zufluchtsstätten mehr bietet. Die meisten Menschen werden sich erst jetzt der Tatsache bewußt, daß sie in einem geschlossenen System leben.

Lars denkt wieder an den Armeeveteranen. Er beschloß seine Ausführungen in dem Fernsehinterview mit den Worten:

„Niemand sollte sich über die Atombombe beklagen. Sie ist die neue Form der Geburtenregelung, gegen die selbst der Papst nichts einzuwenden hat. Sie ist Bestandteil des natürlichen Kreislaufs geworden. Niemand kann aus der Natur einfach aussteigen wollen. Wir sitzen alle im selben Floß.“

11

Sophie ist ein Schmetterling.

Sie fliegt von Blume zu Blume und erkundet deren Inneres. Sie lernt nach und nach all die süßen Geheimnisse kennen, welche die Blumen für geflügelte Besucher und speziell für Schmetterlinge bereithalten.

Die Blumen geben Sophie freudig ihr innerstes Mark preis, weil sie auf diese

Weise auch etwas von anderen Wesen kennenlernen. Sophie trägt die Bot- schaften der Blumen aneinander in Form von feinem Blütenstaub an ihren Flügeln und Fühlern mit herum. So ist in der Welt der Schmetterlinge und Blumen alles auf ein friedliches Geben und Nehmen abgestimmt.

Als Sophie genug Blumenmark getrunken und genügend Blütenstaub verteilt hat, läßt sie sich auf den Blumenblättern nieder, um auszuruhen. Die Blume schaukelt Sophie leise und erzählt ihr von sich und den Schmetterlingen. Sie erzählt ihr, daß Blumen und Schmetterlinge die glücklichsten aller Geschöpfe seien. Sie seien dazu auserwählt, der Welt die Schönheit des Daseins in den wunderbarsten Formen und leuchtendsten Farben vor Augen zu führen. Es sei ihr einziger Zweck, die Geschöpfe der Erde an Glück, Schönheit und Freude zu erinnern. Niemand könne eine Blume oder einen Schmetterling zu etwas anderem gebrauchen als dazu.

Die Blume erzählt Sophie auch, daß sie viele der anderen Geschöpfe bedauere. Ihr Leben bestünde zum größten Teil darin, für die Selbst- und Arterhaltung zu sorgen und dafür anderes Leben auszulöschen oder zumindest in Mitleidenschaft zu ziehen. Das Leben der „höheren“ Kreaturen sei kein Leben, sondern ein fortwährender Kampf ums Überleben.

Dabei ist alles so einfach, sagt die Blume, jeder bräuchte nur wie wir zu denken.

Ein Windstoß geht über die Wiese. Die Blume nickt.

Sophie nickt mit ihr und erhebt sich in die Lüfte.

Ein Meer von neuen Blumen erwartet sie.

August Kühn Helma

Mädchenjahre in München

Als sie aus der Volksschule kam, war vom ersparten Geld ihres Vaters nichts mehr übrig geblieben. Die Mutter war nicht etwa leichtsinnig damit umgegangen, nein, auch ihr neuer Mann nicht. Schon seit dem Kriegsende waren die Preise für alle Waren immer weiter in die Höhe gestiegen, viele davon in Höhen, daß sie für sie und alle Leute in der Nachbarschaft unerreichbar waren. Aber noch reichten ihr die Zahlen hin, die sie in der Schule erlernt hatte, um mit solchen Preisen wenigstens rechnen zu können. Noch, Geld, was ist das? Minnerl, meine Mutter, hatte es in acht Jahren, die sie die Schule besucht hatte, nicht genau erfahren. Festes Taschengeld hatte sie nicht bekommen, lediglich von Onkel und Tanten zu Weihnachten und zu Geburtstagen kleine, in Münzen zu gebende Beträge, über die sie allein hatte verfügen können. Weil sie dementsprechend also selten Geld erhalten hatte, war ihr davon eine Sparsamkeit zugewachsen, die sie auch mir als Kind weiterzuvermitteln versuchte. So, wie sie dieses Geldsparen von ihren Eltern beigebracht bekommen hatte? Aber sie hatte es doch erleben müssen, wie die unendlich entsagungsvoll zusammengetragenen Markbeträge ihres leiblichen Vaters hingeschmolzen waren wie Schnee unter der Sonne, wie aus ihnen kein Häuschen, kein Grund und Boden geworden war, sondern lediglich kleine Annehmlichkeiten, wenigstens die, denn bald danach wäre von ihnen nur ein wertloses Häufchen Papier geblieben, hätte ihre Mutter sie zuvor nicht im Haushalt zugesetzt.

Geld. Obwohl der Stiefvater zunächst gemeint hatte, die Minna könne wie ihre Schwestern in der Tabakfabrik eine Arbeit annehmen, gleich richtigen Lohn bekommen, respektierte er danach doch, was ihr Vater für sie gewünscht und vorgesehen hatte – er war ja doch kein Unmensch. Er tat noch mehr dazu. Meinte, sie solle nicht bei einem Vorstadtschneider oder einer kleinen Wäscherei in die Lehre gehen, sondern bei einem der eleganten Maßschneiderbetriebe in der Innenstadt. „Wenn schon, denn schon! Schließlich geht es da um die Zukunft, ums ganze Leben von dem Kind.“ Obwohl auch er der Mutter an Sparsamkeit nichts nachstand, nahm er sich von seinem Betrieb, der Lokomotivenfabrik, einen Tag frei, ordnete das gleich auch für die Mutter an, um das Minnerl bei der Lehrstellensuche begleiten zu können. „Wenn sie sich wo vorstellt, macht das auf die Meister oder Meisterinnen gleich einen besseren Eindruck, daß sich auch die Eltern darum kümmern, und außerdem können wir dann gleich alles mit aushandeln und perfekt machen.“ Anderl Warz, reden konnte der, fast wie ein Studierter, was wohl daherkommen mochte, daß er jeden Tag mindestens eine halbe Stunde und meistens sogar länger die Zeitung las, wobei er nicht gestört werden wollte, und wenn doch, etwa durch die Buben in seiner Nähe, ein wenig gelärmte wurde, ja nur, wenn sie sich lauter als flüsternd unterhielten, konnte er deswegen sehr ungehalten werden.

Von Tante Marie hatte das Minnerl zur evangelischen Konfirmationsfeier in der Matthäuskirche, drinnen in der Stadt, nahe dem Stachus, ein Kleid bekommen, geschenkt, aus schwarzer Kunstseide. Selber hatte sie das Kleid noch mit einem weißen Spitzenkragen herausgeputzt – nie zuvor hatte sie ein so schönes Kleidungsstück besessen. Das, wurde ihr vom Stiefvater angekauft, sollte sie für diesen wichtigen Weg anlegen. Auch er und die Mutter schlüpften in den Sonntagsstaat, und deswegen leisteten sie sich sogar die sonst unübliche Ausgabe der Straßenbahnfahrt – sie wollten vermeiden, irgendwelchen Bekannten unterwegs im Viertel aufzufallen, an einem helllichten Werktag in sonntäglicher Kleidung, die hätten das für Angeberei oder noch Schlimmeres halten können oder mindestens ihnen nachgeredet, bei ihnen sei der plötzliche Reichtum ausgebrochen – wie bei den Schiebern. Schieber, ein arges Schimpfwort war das, ein sehr verächtliches, das angewendet wurde auf diejenigen Leute, die in den Kriegs- und ersten Nachkriegsjahren damit ein schnell angewachsenes Vermögen erworben hatten, indem sie mit aus dunklen Quellen stammenden Produkten, Lebensmitteln, Textilien, eben allen, was sonst fast nicht aufzutreiben gewesen war, einen schwunghaften Handel getrieben hatten – und ihren so entstandenen Reichtum auch nicht vor der Allgemeinheit versteckten, sondern sogar noch protzig herzeigten. Nein, für einen Schieber wollte der Anderl Warz nicht angesehen werden!

Verschreckt, scheu folgte sie dem forsch voranschreitenden Stiefvater, unschlüssig, ob sie ihn für seine anscheinende Gewandtheit bewundern sollte. Selber war sie in die Innenstadt nur selten gekommen und wenn, dann nur sonntags zur Kirche. In der hauptsächlich, ja überwiegend noch immer römisch-katholischen bayerischen Hauptstadt hatten die Protestanten bisher nur wenige Gotteshäuser; diese im klassizistischen Stil von einem königlichen Baumeister im vergangenen Jahrhundert errichtete, auf dem Grund der ehemaligen Stadtumwallung, die evangelische Hauptkirche Münchens, war zur Schwanthalerhöhe die nächstgelegene, immerhin zu Fuß auch schon eine Strecke von einer halben Stunde. Aber nicht nur deswegen fiel der sonntägliche Besuch in ihr öfter aus, als daß er stattfand – allzu religiös war es bei ihnen noch nie zugegangen, eben nur soweit, daß man in der Nachbarschaft nicht unangenehm auffiel. – Ein Werktag wie dieser in der geschäftigen Innenstadt mit ihren unerwartet vielen hinhastenden Menschen schüchterte sie schon ein, bevor sie noch vor einem Inhaber eines nach reichlich vorhandenem Geld anzusehenden Ladengeschäfts zu stehen kam. Daran änderte auch der aufmunternd gemeinte Schubs der Mutter nichts. Messingene Firmenschilder, nur mit dem Namen und kleinzeitig darunter gesetzt „Hoflieferant“, obwohl es doch diesen Hof in München seit dem Jahr 1918 nicht mehr gab. Drinnen matter Glanz edler Hölzer am – nein, Ladentisch konnte man dieses noble Möbel nicht nennen –, und obwohl es draußen heller Tag war, waren die elektrischen Lampen am Leuchter an der hohen Decke angeschaltet; bang fragte sie sich, ob hier der richtige Platz für sie sein könne. Von einer Dame wurden sie gleich in einen hinteren Winkel des Ladenlokals verwiesen, von wo eine enge, gewundene Treppe in den Zwischenstock hinführte, in einen niederer, aber hellen Raum, in dem einige Frauen, in dunklen Kitteln ge-

kleidet, an langen Tischen saßen und mit der Hand Näharbeiten ausführten, beaufsichtigt von einer, die als Direktrice bezeichnet wurde. Nach knappem Gruß, der den ihren erwiderte, musterte sie sie, auch Mutter und Stiefvater, beschied dann, sie solle für alle Fälle einmal ihre Adresse aufschreiben und hierlassen – und sich nicht allzu viele Hoffnungen machen, der Betrieb habe hinreichend Bewerbungen für die Stelle eines Lehrmädchen, und man könne auswählen. „Also dann – es hat uns gefreut!“

„Es hat uns gefreut – so eine überspannte Amsel!“ schimpfte die Mutter, als sie wieder auf der Straße standen. „Wer meint sie denn, daß sie wohl ist? Doch auch nur eine Angestellte, die am Freitag oder am Monatsersten die Hand aufhalten darf!“

„Na ja, die hat auch mit vornehmer Kundschaft Umgang, da hat sie ein solches Aufreten eben lernen müssen“, entschuldigte der Warz Anderl, für die Mutter offenbar wenig überzeugend. Denn die räsonierte fort, daß sie ein solches hochgestochenes Dahergerede von ihrer Tochter einmal nicht zu hören bekommen wolle und sie deshalb meine, die käme wohl besser schon bei einem anderen Geschäft unter, bei einem Konfektionär vielleicht, bei so einem ginge es bestimmt normaler und nicht so überspannt zu. „Für was haben wir denn sonst eine Republik gemacht? Deswegen doch nicht, daß es stellenweise noch zugeht wie in der Residenz vor einem Hofball, oder?“ Es dauerte bis in den späten Nachmittag hinein, bis sie endlich zu einer Maßschneiderei fanden, bei der ihr Hoffnung auf Einstellung gemacht wurde. Die etwa ein Dutzend davor hatten alle zu erkennen gegeben, daß sie bereits genügend Lehrstellenanwärterinnen hätten. Die, in einer Nebenstraße gelegen, hatte zwar auch den Schein einer hinlänglichen Solidität, also würde schon genügend Geld vorhanden sein, einem Lehrmädchen ein paar Mark Beihilfe zu zahlen, jedoch war der Laden nicht so hochnobel herausgeputzt wie die vorherigen.

Endlich durfte sie auch einmal ihr Schulzeugnis vorzeigen, für das sie sich zuletzt so geplagt hatte. Rasch war sie mit der Inhaberin handelseinig darüber, daß sie am drauf folgenden Montag und dann für ein Vierteljahr auf Probe anfangen könne. Über das Weitere verhandelte der Stiefvater, und ihre Vorfreude wurde dadurch getrübt, daß sie vernehmen mußte, daß der jede Woche das ihr zustehende Geld abholen werde. „Kindern soll man nicht gleich Geld in der Hand lassen. Deswegen, nicht daß Sie vielleicht meinen... Es wird für sie aufgehoben, bis sie später einmal notwendig welches braucht, und dann hat sie es gespart beisammen.“

Es war kein leichtes Anfangen. Um sieben Uhr mußte sie in der Werkstatt sein, da mußte sie also schon vor halb sieben Uhr aus dem Haus, denn mit der Straßenbahn zu fahren wäre nicht in Frage gekommen, sie ging selbstverständlich zu Fuß, bei schönem Wetter auch nicht ungern, denn da gab es unwege etwas zu sehen. Die Straßenkehrer mit ihren rotweißgestreiften Dienstmützen waren schon am Werk, kehrten mit langgestielten Besen in schwungvollem Bogen die Gehsteige und die Fahrbahn oder scharrten mit einer am anderen Stielende angebrachten Spachtel festgefahrener Rößmist vom Pflaster. Wenn die Bessergestellten, die Beamten von Magistrat und Staat, sich zur Verrichtung ihres Berufes auf den Weg begaben, sollte der

schon gesäubert sein! Die gleich ihr hingegen mit eiligem Schritt sonst noch die Straße bevölkerten, waren Näherinnen, Putzfrauen, Fabrikarbeiter. Andere, bemerkte sie, waren schon beim Werkeln vor dem allgemeinen Erwachen der Stadt. Wo sie an einer Bäckerei vorbeikam, roch es verlockend nach offensichtlichem Brot, daß sie manchmal ins Überlegen kam, ob sie nicht vielleicht besser in eine Ladnerinnenlehre bei einem solch nahrhaften Berufsstand gegangen wäre. Denn seitdem das Geld immer weniger Wert hatte, wurde das Essen zu Hause zunehmend knapper, daß sie kaum noch satt davon wurde, die Buben noch weniger, so daß sie besonders dem Gustl gelegentlich etwas von ihrer Portion verstohlen abgab.

Nur gut, daß sie selber keinen solch unheimlichen Appetit wie der kleine Bruder entwickelte. In die Arbeit bekam sie ein Streichwurst- oder Margarinebrot mit, und zu Mittag erhielt sie von der Meisterin eine nur selten gehaltvolle Suppe, immerhin, etwas Warmes wenigstens. Auch sonst kam sie mit der Chefins recht gut zurecht, sie hatte bald die Angst vor ihr überwunden, die durch Sprüche wie „Lehrjahre sind keine Herrenjahre“ von der ganzen Bekanntschaft und Verwandtschaft geschürt worden war. Freilich, streng war sie, die Meisterin. Wenn sie zum Beispiel beim Auskehren der Werkstatt eine Ecke übersehen hatte, dann bekam sie schon einen harten Anraunzer zu hören, auch untätig durfte sie sich den Tag über nicht von ihr erwischen lassen, aber wenn sie ihr eine Arbeit erklären mußte, da verließ sie niemals die Geduld. Kurz, es war auszuhalten – wenn nur nicht der Stiefvater freitags zum Kassieren gekommen wäre. Da lachten die andern Lehrmädchen und die paar jungen Gesellinnen. Wegen der wenigen Notschen, von denen sie am Sonntag zum Spazierengehen einen kleinen Teil mit der Mahnung ausbezahlt bekam, es nur ja nicht „leichtsinnig zu vertändeln“. Nach einem halben Jahr mußten die Gesellinnen gehen, die Meisterin konnte sie nicht mehr länger halten, obwohl die Kunden, wenn sie Kleider oder Mäntel, unmoderne Anzüge oder Jacken zur Reparatur oder Änderung brachten, mit Tausendmarkscheinen, bald auch mit Hunderttausendern, und im voraus zahlten. Eine der Gesellinnen hatte es ihr noch erklärt, bevor sie weggeblieben war. „Unsere Kundschaft gehört zum früheren Mittelstand, aber solche Leute haben heute nicht mehr genug Geld für neue Maßanfertigungen. Du siehst es ja, bei uns ist es schon seit einiger Zeit zugegangen wie in einer Flickschneiderei. Unsere Kunden haben oft im Krieg schon ihr Vermögen in Kriegsanleihen gezeichnet und damit schon das meiste verloren. Und jetzt auch noch diese Inflation, die gibt ihnen den Rest, diesen Herrschaften. Unsere Meisterin ist auch eine von denen, und ich meine, du wirst dir bald eine neue Lehrstelle suchen müssen, die wird demnächst schon zumachen müssen, nur mit euch Lehrmädchen ist das Geschäft nicht zu halten.“

Minna hatte es nicht glauben können, das sah doch alles so sehr nach Geld aus im Laden mit der nickelglänzenden Registrierkasse, und auch die Werkstatt war ordentlich eingerichtet, mit verschiedenen zwar älteren Nähmaschinen, mit elektrischem Licht über den Zuschneidetischen und mit wenigen, aber teuren Stoffvorräten in den Regalen. – Schneller jedoch, als selbst die munkelnde Gesellin vermutet hatte, war es dann so weit: Eines vormittags erschien ein Gerichtsvollzieher in Begleitung eines teuer gekleideten Herrn,

dem, wie sich gleich herausstellte, das Haus gehörte, in dem Laden, Werkstatt und auch die in einem Obergeschoß gelegene Wohnung der Meisterin gelegen waren. Verächtlich schüttelte der Herr den Kopf, als die vor Verzweiflung aufgelöste Meisterin die Zahlung ihrer Mietrückstände mit einer dicken Handtasche voll Papiergegeld anbot. Es würde wohl nicht reichen, meinte auch der Gerichtsvollzieher, gewährte dann aber doch eine Woche Zahlungsaufschub.

Als sie daheim davon erzählte, war der Stiefvater gleich sehr bedenklich, meinte, da müsse er gleich morgen zur Schneiderinnung und zur Handwerkskammer, sich erkundigen, wie man den Schaden für sie und für die Familie so gering wie möglich hielte, denn es entstünde ein Schaden, wenn sie das halbe Jahr Lehrzeit verlieren würde, um das vielleicht später zu richtigem Verdienst komme. Nein, er werde sich da schon einsetzen für ihre Sache, sei ja nun schließlich seine Pflicht, wo er nun Vaterstelle an ihr zu vertreten habe. „Es wird ihm halt darum zu tun gewesen sein, daß er mich nicht eine Zeitlang hat daheim sitzen und mich durchzufüttern gehabt hätte. – Deshalb hat er sich so sehr darum gekümmert.“ So kommentierte sie später diese Geschichte, wenn sie erzählte, wie es damals gewesen war. Sie mußte nur eine einzige Woche lang dem Stiefvater und der Mutter „auf der Tasche liegen“. Warz Anderls Bemühungen waren nicht umsonst gewesen, die Schneiderinnung teilte mit, daß trotz des ungewöhnlichen Zeitpunkts mitten im Jahr ein Betrieb bereit sei, Minnerl als Lehrling des Schneiderhandwerks zu übernehmen – allerdings sei dies ein Betrieb für Herrenmaßanfertigung, aber angehörsichts der besonderen und von ihr nicht verschuldeten Situation hätte die Innung dagegen keine Einwände, wenn sie diese Stelle antrete. Nach Beendigung der Lehrzeit allerdings müsse sie die Prüfung als Gesellin des Herrenschneiderhandwerks ablegen, wäre damit die erste weibliche Kraft mit einem solchen Abschluß im Innungsbereich.

„Besser als gar nichts!“ bemerkte die Mutter dazu, und das klang nicht eben unbedenklich.

„Freilich, besser als daheim herumhocken. Daumen drehen und auf bessere Zeiten warten. Das soll sie annehmen, ist doch gar keine Frage.“ So entschied der Stiefvater für sie, und dabei blieb es.

Beim Vorstellgang wurde sie diesmal nur von der Mutter begleitet, und dabei fand sie die Gelegenheit, sie darum zu bitten, daß in der neuen Lehre nicht wieder ihr Geld abgeholt würde. Sie werde es selber heimbringen und bestimmt nichts davon ausgeben. Und die Mutter sagte zu, bemerkte aber dazu, daß sie schon ein „Kostgeld“ zahlen müsse, wenigstens etwas zum Haushaltsgeld beitragen, wo alles so teuer geworden sei. Eigentlich koste sie sie ja viel mehr! Schwarz & Sohn hieß die Firma, war wie die vorherige in der inneren Stadt gelegen, und als sie hinkamen, gab die grüne Galauniform eines Offiziers der Landespolizei im Schaufenster einen ersten Eindruck ab, was hier bevorzugt geschneidert wurde: gutschneidende Uniformen. Der Inhaber, ein wendiger und elegant gekleideter Herr, Schwarz junior, empfing sie freundlich, sprach dabei ein für einen Münchner Schneidermeister ungewöhnlich gepflegtes Hochdeutsch. Nun ja, bei der anspruchsvollen und noblen Kundenschaft, da konnte er auch nicht einen breiten Dialekt reden, meinte Minnerl

bei sich, nichts weiter. – So, Wilhelmine sei also ihr Name, gerufen werde sie Minna? Nein, so ein Name passe nicht in seinen Laden, hier werde man sie Helma nennen, höre sich so schlecht doch nicht an, oder? – Sie war einverstanden damit, hing nicht so sehr an ihrem Rufnamen, den auch viele Dienstmädchen führten, nein, Helma war ihr schon recht.

Helma also. Bei Schwarz & Sohn war ihr noch mehr recht als diese Umbenennung, es ließ sich alles noch besser an als bei ihrer ersten Stelle, und eine besondere Überraschung erlebte sie an ihrem ersten Zahltag. Am Freitag verteilte die Frau des Chefs in der Werkstatt die Lohntüten an alle, bei ihr blieb sie stehen, und da bekam sie schon Angst, der Warz hätte wieder ihr Geld für sie abgeholt. Es war etwas anderes: „Bei uns wird seit einiger Zeit die Hälfte des Lohns in Dollar ausbezahlt, damit sich unsere Leute auch ohne weiteres was dafür kaufen können. Du hast doch nichts dagegen?“ Sie wußte nichts dazu zu sagen, stotterte etwas, daß sie die Eltern fragen müsse.

„Die haben ganz bestimmt nichts dagegen“, sagte die und steckte ihr die fremde Banknote in die Lohntüte, die sie unschlüssig entgegennahm. Die Chefchin behielt recht, daheim wurde sie auch noch gelobt dafür, daß sie dieses „gute Geld“ anbrachte.

Auch der Warz Anderl unterbrach seine Zeitungslektüre. „So was passiert nur bei einem Juden. Freilich, die haben ihre Verbindungen, und überall Verwandte, auf der ganzen Welt. Andere kommen nicht an amerikanische Dollars.“ – Anerkennung klang aus seinen Worten mit. „Judens?“ Erschrocken fragte sie nach. „Judens? Aber mein Meister und seine Frau sind ganz normale Leute!“

Die Mutter beruhigte sie: „Freilich sind sie das, die sind schon in Ordnung, das hast du doch schon gesehen.“ Hielt die Dollarnote dabei noch einmal abwägend in die Höhe. Ihre beiläufige Bemerkung, die sie noch anfügte, überhörte Helma, sie war schon ins Überlegen gekommen. „Wo meinst du, Kind, hat der Kühn-Großvater ein Grab zu pflegen?“ Nein, diesen nur so hingesagten Satz überhörte sie. Noch lag ihr Konfirmationsunterricht nicht weit zurück, und da hatte sie vom Religionslehrer, einem jungen evangelischen Pfarrer, der als evangelischer Feldgeistlicher im Krieg gewesen war, viele schlimme Dinge über die Juden sagen hören. Zum Beispiel, daß sie mit die Schuld daran trügen, daß die Deutschen diesen Krieg verloren hätten, weil sie zu Hause und also hinterrücks weit weg von der Front mit den tapfer kämpfenden Soldaten alles zerstellt hätten, bis dann die Revolution ausgebrochen sei. Ja, wie den Herrn Jesus, so hätten sie auch Deutschland verraten. Waren die Juden also schuld, indirekt auch am Tod ihres Vaters? Aber die Mutter, die war doch auch dabei gewesen, und die hatte doch erklärt, daß sie wegen dem Hunger, wegen der Not auf die Theresienwiese und danach auf die Demonstration durch die Stadt gezogen seien? Wenn sie sich darüber wenigstens mit ihrer Schwester Betty hätte beraten können, aber die war vor zwei Wochen im Streit weggegangen, ausgezogen in ein Untermietzimmer, von wo sie ihr Freund, der Postler-Wigg, zu jeder Zeit abholen konnte.

An den nächsten Arbeitstagen beobachtete sie so unauffällig wie nur möglich, ob an ihren Chefs etwas auffällig Nachteiliges zu finden sei, und als da nichts dergleichen war, vergaß sie schnell, daß da etwas sein sollte. Bis dann,

im November, an einem naßkalten, unfreundlichen Tag die unübersehbar zahlreichen Männer schon in aller Frühe gruppenweise durch die innere Stadt stiefelten, ostwärts alle in Richtung Isar und nicht wenige von ihnen nationale Lieder plärrend, ohne daß sie jemand deswegen zurechtgewiesen hätte. Als sie bei ihrem Betrieb ankam, waren dort noch die Rolläden vor den Fenstern heruntergelassen, aber die Eingangstür zur Werkstatt wenigstens, die war offen. Aufgeregt wartete dort die Chefin, bis die gesamte Belegschaft eingetroffen war, um sie dann mit einer knappen, sichtlich vorbereiteten Rede zu informieren.

In der vergangenen Nacht habe ein Putsch stattgefunden, eine kleine, radikale Organisation, die sich Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei nenne, habe ihn angezettelt. Die hätten in der Nacht auch einige jüdische Mitbürger aus den Betten geholt und als Geiseln verschleppt. Ihr Mann habe rechtzeitig davon erfahren und sei deshalb vorsichtshalber, um nicht auch noch eingefangen zu werden, an einen für ihn sicheren Ort gegangen, würde dort bleiben, bis sich Klarheit über die Lage ergäbe. Er lasse ihnen allen ausrichten, sie könnten, um sich nicht zu gefährden, inzwischen einen Urlaub antreten, ohne daraus einen Nachteil zu haben; könnten selbstverständlich auch weiterarbeiten, wenn sie nicht fürchteten, in einem jüdischen Geschäft zu bleiben. – Alle blieben. Als aber am Vormittag von der Straße her das Anrücken der Polizei einerseits und das eines Demonstrationszuges andererseits nicht mehr zu überhören war, schickte Frau Schwarz doch die Lehrmädchen heim, sagte, auf alle Fälle, man könne nicht wissen, was denen noch einfalle, und sie könne die Verantwortung für sie nicht übernehmen; wenn etwas passiere, müsse sie sich lebenslang Vorwürfe machen.

Einen halben Tag frei! Einen, an dem sie niemand kontrollierte, wo sie nirgends pünktlich sein mußte oder erklären, warum sie länger ausgeblieben sei und wo sie sich herumgetrieben habe, frei, richtig frei für sich! Was sie sich schon lange vorgenommen hatte, würde sie endlich tun können, nämlich all die aufwendig hergerichteten Auslagen, die Schaufenster der Innenstadtgeschäfte ansehen, auch in ein Kaufhaus hineinschauen, wo man, so hatte sie von den Kolleginnen erzählt bekommen, anders als wenn man in einen der Vorstadtläden hineinging, drinnen herumgehen konnte und, ohne etwas gekauft zu haben, auch wieder hinaus.

Eine Querstraße weit in Richtung Marienplatz und Rathaus war sie gekommen, nicht achtend der Rufe und des Lärms der Demonstration in der weiten Umgebung, da merkte sie mit einem Mal doch, daß der verebbte von einem Moment auf den anderen, und kurz darauf schreckten sie krachende Schüsse, die aus der selben Richtung her hallten. War eben doch etwas Gefährliches im Gange, wie es die Frau Schwarz befürchtete? Dann aber nichts wie heim! Beinahe im Laufschritt hetzte sie aus der unheimlich gewordenen inneren Stadt, am Dom und am kupgelgekrönten Justizpalast vorbei, der Schwanthalerhöhe zu.

Abends daheim erfuhr sie Näheres über die Geschehnisse vom Tag, der Warz Anderl, die Mutter, sie hatten schon Einzelheiten dazu gehört. Der Nazi-Putsch war von der Landespolizei niedergeschlagen worden, bei der Feldherrnhalle waren aus der polizeilichen Absperrung der Straße heraus die

Schüsse gefallen, die sie so erschreckt hatten. Dieser Herr Hitler und andere Anführer waren flüchtig, und der Polizeipräsident und der Staatskommissar Kahr ließen verbreiten, man hätte versucht, sie unter Androhung von Gewalt zum Mitmachen zu zwingen. „Man wird diese Putschisten schon einfangen und dann einsperren, wie man es mit den Rebellen von 1919 getan hat.“ Befriedigt schloß der Warz so das Gespräch über dieses Thema ab.

Politik, das war nach ihrer Meinung etwas, worum sich die Erwachsenen und nur die zu kümmern hatten, sie mit ihren knapp fünfzehn Jahren, sie hatte ja ohnehin noch nichts zu sagen. Anderntags war auch der Chef wieder da, auch den anderen, die als Geiseln genommen worden waren, war nichts geschehen – es war wieder alles in seiner Ordnung. Auch die großen Geldscheine, für die man kaum etwas zu kaufen bekommen konnte, wurden bald danach durch neues Geld ersetzt, so daß sie keine Dollars mehr erhielt. Alles in seiner Ordnung?

Da nun das Geld wieder einen Wert hatte, aber dementsprechend knapp geworden war, schaute der Warz darauf, es womöglich noch besser zusammenzuhalten als zuvor, als man mit Hunderter, Tausendern, schließlich mit Billionen gerechnet hatte. Besonders verdrießlich fand er es, daß die ältesten Schwestern, Sophie und Betty, die mit ihren Löhnen am meisten hätten zum Haushalt beitragen können, fortgezogen waren, ohne, wie er meinte, ihre zuvor mit ihnen gehabten Unterhaltskosten abbezahlt zu haben. „Ich bin doch nicht der Nährvater Josef geworden, wie ich da hereingeheiratet hab!“ pflegte er nun oft knurrig hinzuwerfen, wenn Helma oder der Gustl einen Bedarf an Kleidung anmeldeten oder gar gelüstig auf einen Leckerbissen gewesen wären. Freilich, auch gegen die eigenen Söhne blieb er harthörig, wenn die Wünsche äußerten! In ihrer Lehre hatte sie inzwischen gute Fortschritte gemacht, daß sie bei Schwarz & Sohn eines Tages über den weiteren Gang ihrer Ausbildung berieten. „Die Helma muß das Maßnehmen lernen!“ dachte Schwarz junior laut. „Aber das geht doch nicht, die kann doch nicht bei einem Mann Maß nehmen, da müßte sie ihn ja anfassen.“

Hans Dieter Schwarze
Blick. Schlag. Fliege tot.

Zu Flötentönen

Zu Flötentönen seh ich natürlich hin,
hoch zum Fenster im zweiten Stock,
Adalbertstraße 97.
Dort bewegt sich etwas –
der ruhige Weißhaarige von neulich, gell – –
schon stürzt sich der Mann aus dem Fenster
neben mich, und ich bemerke,
beim ratlosen Umhersehen,
daß wir uns, der zu Tode Gestürzte und ich,
neben dem Alten Bräuhaus befinden, genau vor der Tafel
mit den preisgünstigen Tagesmenüs.
Ich merke, wie ich mich, schlagartig, gefaßt habe
und mich auf eine eventuell vorzunehmende Bestellung
konzentriere und zwar dergestalt –
daß der Polizeihauptmeister, nach meiner,
abwesend gemachten, Zeugenaussage
mir anerkennend zunickt, wegen meiner Ausdrucksweise:
Sehr gut, korrekt, endlich mal sachlich! sagt der Beamte.
Da allerdings muß ich dann doch kotzen.

Baldrian

Im Alltag war Joana eine ängstliche Frau.
Stritten zwei Leute auf dem Bürgersteig, wechselte Joana auf die gegenüberliegende Straßenseite. Und vorbei. Während des letzten Krieges, im Bombenkeller, wo häufig dreißig Menschen zitterten, schrien, oder schweigend zusammensaßen, war Joana auf ruhige Weise tätig. Sie trug täglich ein Fläschchen Baldrian bei sich und ein Säckchen mit – im Frieden bereits umsichtig gesammelten – Zuckerstückchen. Flasche und Sack befanden sich an den Schmalseiten einer braunen Ledertasche. Mit einem Griff, auch bei Stromausfall, hatte Joana den Baldrian. Sie ließ, mit geschlossenen Augen, bei Bombensturz oder Stille, sieben Tropfen auf ein Stückchen Cafözucker fallen und gab es an alte Frauen, die nicht sterben wollten, den unabkömmlich geschriebenen Blockwart und gelegentlich an Kinder. Meistens an Menschen, die sich bis dahin keineswegs als furchtsam oder feige eingeschätzt hatten. Joana machte Mut. Und mit dieser Tätigkeit bereitete sie sich auf den Frieden vor.

Jahre später hörte ich, daß sie an ihm elend eingegangen ist. Mutmacherinnen hatten keine Chance mehr: jetzt lebten die Verzweifelten, Hilflosen im Lande verstreut. Es waren nur Helden heimgekehrt. Sie hatten die Baldrian-

fläschchen weggeworfen, und Geschichten wie die von Joana wurden, angesichts der zahllosen Tüchtigen und Sieger im Lande, einfach nicht mehr erzählt. – Ich schmuggele sie hier unter und komme mir dabei fast so mutig vor wie die sehr verehrte Frau Joana, damals, im Bombenkrieg.

Auch son Lehrstück

Wer von einem Menschen verlassen wird, den verläßt auch häufig der Mut. Als ich vor Jahren verlassen worden war, ergab es sich, daß der damals gut achtzigjährige Gustl plötzlich neben mir saß, im städtischen Bus zwischen Widenmayer- und Luisenstraße.

Der Platz war unbequem. Wir hockten mit hochgezogenen Knien auf einer der Doppelräderwannen, und Gustl berichtete mir, ohne Umschweife, von einer früheren Geliebten.

Vor fünfzig Jahren, weißt, sagte Gustl, ein schönes Weib, schlank, jung, freundlich, eines Nachts lief sie weg, schreiend, und es war mir darum besonders unangenehm, weil die Ringe im Nachtkastl lagen, und dann verlassen werden; ich saß auf der Bettkante, reglos, wirklich, ich wollte mich umbringen, umbringen!, und gestern hab' ich die Frau wieder gesehen, im Fernsehen, sie tritt jetzt im Ohnsorg-Theater auf, kleine Rollen, weißt, und wie ich zu der Frau hinschau, gestern, dick, alt, frech, bin ich recht froh, daß ich mich damals nicht umgebracht habe, Servus.

Gustl stieg aus. Er lachte.

Einer Gruppe Studenten war der lachende Greis peinlich. Sie stiegen ein. Auch drei Paare, im Gerangel zwischen den Sitzplätzen, schlank, jung, freundlich.

Rainer Wochele Stuttgarter Sprüche

Ich gestehe, ich hab' Wörter geklaut. Bei anderen Schriftstellern. Ich geb' zu, ich hab' gestohlen, was unbekannte Schriftsteller in meiner Stadt auf Wände, auf Mauern geschrieben und gesprührt haben.

Jeder kann das lesen.

Jeder kann sich seinen Reim darauf machen.

Wandsprüche, Punksprüche, Spontansprüche, Spontisprüche.

Nein, leicht ist das Gewerbe der meist jugendlichen Sprücheschreiber nicht. Bei Nacht und Nebel müssen sie arbeiten, und ihre Schreibmaschine ist die

Sprühdose, der Filzstift, sind Pinsel und Farbtopf. Ihr Manuskriptpapier sind öffentliche Wände, Mauern, Säulen, sind Betonflächen, Brunnenränder, Holzgeländer, sind helle Zäune, dunkle Winkel. Auch manche Klotür ist ihnen recht: so hat, wer sitzt, auch zudem was zu lesen.
Immerhin.

Ich mag diese Sprühschriftsteller. Ich mag sie sehr. Denn viele ihrer Texte sind – Polizei, Hausbesitzer, Hausmeister reden da nur voreilig von Schmiedereien –, genau gelesen und bedacht, nichts als Literatur. Und zu den gängigen Zeitungsnachrichten liefert uns diese öffentliche Wandliteratur, gratis und frei, die eigentlichen Nachrichten aus diesem Land. Sinnlich, bildhaft, hintergründig allemal.

Diese nichtöffentlichen Schreiber blicken durch, wo andere nur Oberfläche sehen. Die Spraypoeten denken nach, wo andere längst nachgegeben haben. Sie schweigen nicht. Sie sprühen.
Immerhin.

Punksprüche, Schülersprüche, Lehrlingssprüche, Verlierersprüche, Hoffnungssprüche.
Ich hab' sie ein wenig gedreht, gewendet und ich hab' ein paar Sprüch dazu gemacht.

Der erste geht so:

„Diese Stadt schenk ich dir“.

Dazu vorweg:

Stuttgart, das ist meine Stadt. Sie liegt im Tal. Und hat große Firmen. Eine pflanzt Sternchen auf die Kühler. Die andere sorgt für zündenden Funken im Motor. Und versichern tut das funkelnende Sternchen der freundliche Mann von nebenan; hoch und protzig ragt seine Zentrale über die Dächer: ein blauer Schandfleck der Architektur. Und dann natürlich die Brauereien ... Und, ganz klar, meine Stadt, sie hat auch einen Oberbürgermeister. Aber selbstverständlich hat sie den.

Schwarzer Pinselspruch in der Stadt:

„Diese Stadt schenk ich dir“

Du kannst sie haben, Herr Oberbürgermeister.
Mach ruhig die Finger krumm,
getrost sack' sie ein.

Denn sind wir hier mehr als Unruhestifter, Kostenfaktor, Störenfried? Und bei deiner Wiederundwiederwahl, bedenk' es wohl, sind wir, die Kleinen, die Jungen, die anders Frisierten, ja ohnehin noch nicht dabei.
Drum Hurra auf die Großen, die hoch und hoch gewachsenen. Drum Hurra auf den Stern und den Zünder und den vereinigten Schaum aller Biere dieser Stadt. Ein dröhrender Tusch dem Versicherungsblau.

Doch,
echt, –
ist kein Quatsch:

Du kannst sie haben, Herr Oberbürgermeister.
Mach 'nen Deckel drauf,
zieh Zäune um die City,
ich rate zu engem Draht, durch den kein Kinderkörper schlüpft.
Wirst sehen, wir rennen schon raus an den Rand,
wo Schrott und Abfall liegen.

Doch Vorsicht, Oberbürgermeisterlein, könnt' sein, wir klauen sie dir doch.
Und wir nehmen sie mit in unsere Träume, machen sie uns still, blasen glasklare Luft in die Straßen; die Häuser rücken wir uns neu zurecht, und zum Schluß, da schütten wir mit Gejohl und Geschrei Ströme von Farbe ins Tal.
Sind doch daheim hier, immerhin, Herr Oberbürgermeister.

Schwäbischer Spruch in der Stadt:

„A jed'r braucht sei Neschkd ...“

Alder, uff des Neschkd is g'schissa. Uff des eure allemol. I mach mei oigas. I mach's dort na, wo i mag. Was han i denn g'sähe, beim Drübanausgucka iba euren Neschklesrand, haa?

Fliega mecht i. Fliega, Alder, daß i ganz taumelig werd im Kopf, im Meckel drin, vor lauter Scheeheit, die i drunda seh. Fliega, Alder, mecht i wie a Adler. Immer heha nuff. Immer heha nuff, so daß mei Herz pumparad vor Glick. Ond in Zeitlube miaßt's sei. Weil – des wär's Allerhechschste.
In Zeitlube mecht i fliega wie die Adler im Fernsäh' beim Sielmann, wo de se kreisa siehst onderm Himmel ond moinst, die müastat juchzga vor lauter Freid' dort droba.

Aber uff euer Neschkd is g'schissa, Alder. Uff des eure allemol.

Paba, Mamma, hebet me, i han so Angscht vorm Fliega.

Kreidespruch mit Kreuz in der Stadt:

„Stell dich tot“

Ich rat' dir gut, mach's wie ich, mein Alter: stell dich ganz schlicht und einfach tot!

Stell dich tot, Mann, dann bringt dich nichts mehr um.

Grab' dich ein, so fällst du in kein Loch.

Den Atem halt an, Kumpel, die Luft ist ohnehin nur Dreck.

Und klemm den Arsch zu; deine Scheiße, behalt sie bei dir. Draußen ist eh schon genug davon. Genug davon.

Und dann, ganz langsam, als wär's für immer, schließe schön deine Augen, mein Freund.

Denn was du siehst

– wirklich,

es könnte der WIRKLICHE Abgrund sein.

He Mann, – ich atme doch. Und leben will ich. Schau, ich lebe.

Blauer Spruch in der Stadt:

„Ufos bitte nicht überholen“

Ufos bitte nicht überholen,
sonst wirst du zu schnell,
sonst fliegst du zu hoch.
Sonst wird dir die Luft zu dünn dort oben.
Dort oben im Schwarz des Himmels,
wo die Götter mit den Kameras thronen,
die erschaffen die Wirklichkeit
und die Videos der Wirklichkeit.

Mein Tip, Mann: Bleib zurück.
Setz dich lieber zu 'ner Schnecke.
Siehst dabei viel und hörst auch mehr.
Und alles in allerbeste Großaufnahme,
zum Anfassen und Riechen obendrein.

Dein Rat ist geschenkt, hundert Pro. Denn he, was weißt denn du vom geilen
Rausch der raschen Bilder?
Und wie's mich anturnt, auf die Wolken setzt.
Meinen Alltag, den kenn' ich gut. Nur 'ne Kopie von irgendwas und irgend-
wem. Acht Stunden lang macht mich die an jedem Tag total zur Schnecke.

Balustradenspruch in der Stadt:

„Der Druck muß weg, sonst bleibt er ein Leben lang“

Der Druck muß weg, sonst schiebt's mich an die Wand, und mit der Wand im
Rücken wächst meine Wut, die Wut im Gedärn bläst meinen Lebenswillen
auf; dann kriecht er raus, macht mir den Rücken krumm: so renn' ich los, ge-
buckelt, verbogen – ramm' euch den Schädel in den Bauch.

Das wär' ein Leben, oh ja!
Euch allen mal ordentlich Druck zu machen!

Sexueller Spruch in der Stadt:

„Ich glaub' ja nicht, daß bei denen da oben
da unten was läuft“

Glaub' ich nicht, nee.
Oben, bei denen, da oben: – Sachgezwänge, Technologielogik, völlig vernutz-
ter Eigennutz.

Unten, bei denen dort oben: – tote, tote Hose.

Nee, glaub' ich nicht.
Denn, weißt du, wär's so,
daß bei denen da oben
sich tatsächlich war rührte, was rumorte,
unterhalb ihrer kalten klugen Computerköpfe,

dort wo's Herz wummert,
blutig, warm und dumm,
daß bei denen was jauchzte und gierte,
unterhalb
ihrer neonlichtweißen Hemden
und ihrer Leibriemen, limousinenschwarz,
die auf ihren saftlosen Hüften festklemmen
die nadelstreifigen Hosen der Macht –
wär's so,

Mann,
die genehmigten sich mal
den total himmlischen Fick,
rammelten einfach drauflos
und rein ins Leben,
spürten's echt heiß und geil
das Rückenmark hochjubeln,
daß ihnen wegflutschte
ihr bißchen glibbriger Technokratengrips,
dann,
Bruder,
dann begriffen die wohl
mit Hoden, Haut und Haaren,
daß hier unten bei uns
allmählich
wirklich nix mehr läuft:

nicht mal Bock
auf 'nen herzhaften Fick;
und oben im Proletenhirn,
mausetote Hose.

Nee, ich glaub' ja nicht, nee, daß bei uns hier unten
da oben das Nötige noch irgendwo und irgendwie läuft.

Nachgerufener Spruch in der Stadt:

„Welche Kränze hat MIR denn die Nachwelt geflochten?“

Ich war ja dabei, Leute, und ich sag' euch,
auf mich hat keiner 'ne Rede gehalten; – das
Gelaber des Pfarrers zähle ich nicht.
Stumm standen sie da, am Rande der Grube,
und P., meine Freundin, hatte die Kleine am Arm.
Die Sonne schien; kein übler Tag.

Trotzdem: Für mich hat kein Quartett
gegeigt. Hardrock wär' mir eh lieber
gewesen.

Auch in „Tagesschau“ und „Heute“ kein

Sterbenswörtlein. Und nirgendwo am Tag
darauf Foto, Würdigung, Nachruf.

Da hatte es die Katze von Brigitte
Bardot (50, Schauspielerin) schon besser.
Das Tier schlich sich davon, ich las es
am Tag, bevor ich hier herüberwechselte,
„als Frauchen für einige Tage nach Paris gereist war.“
Stand überall. Ging um die Welt. Berühmtes Vieh.

Was wär' auch zu melden, von einem
wie mir? – Schule. Vier Jahre arbeitslos.
Freundin P. geliebt. Mit ihr ein
Kind gezeugt. Der Kohle wegen Shit gedealt,
zeitweise. Fahrer bei einem Spielwarengeschäft,
zeitweise. Beziehung zu P. zerbrochen. Liebe zu
ihr geblieben. Und eines Tages, bei Regen, mit
Tempo 155 unterwegs auf meiner alten Kawasaki.

Blöder Zufall. Die Maschine hat gebraucht
genau 3350 Mark gekostet. Blöder Zufall.
Aber ich erinnere mich gut: 10000 Francs
wollte, so las ich in der Zeitung, eh ich
hier rübermachte, besagte Brigitte Bardot
(50, Schauspielerin) jenem blechen,
„der ihr die Katze zurückbringt“. 10000
Francs, sind genau 3350 Eier.

Neulich kam Rolf hierher. Macht mit 'ner
Reißzwecke 'nen Fetzen Zeitungspapier ans Holz.
Kann jetzt jeder lesen, zwischen Grün und
Gräbern: „Seinen Verletzungen erlegen
ist ein 22 Jahre alter Motorradfahrer,
der auf regennasser Straße
ausweichen wollte
dem schweren Mercedes des
Konzernechefs Dr. F.,
der kühn und eilig
eine Kurve schnitt, ihm
entgegenkam, mitten
auf seiner Spur . . .“

Siehste. Irrtum. Doch ein Nachruf. – Siehste.

Kältespruch in der Stadt:

„Unruhe in der Tiefkühltruhe“

Die Forelle wedelt mit der Flosse,
will geil das Hühnchen besteigen.

Das Langnese-Eis sieht's, reibt sich die Nase warm,
fließt gierig zum Nasi Goreng.

Fünf eiskalte Semmeln formieren sich jetzt zur
Demo gegen die Butter: weicher Aufstrich für alle!
Und den Kutteln kommt vor Kälte allmählich wirklich
das Kotzen.

Die zwei Western-Steaks aber gehen endlich
aufs Ganze.

Sie drücken den Deckel hoch,
spähen hinaus ins Warme.
Ganz langsam ziehen sie ihre Koteletts
und dann,
bei steifen minus zwanzig Grad,
knallen sie mit stahlharten Iglo-Erbsen
zielsicher die Hausfrau ab.

Die Frühlingsrolle jubelt als erste,
springt raus ins Geheizte.
Endlich strömt Wärme ein und Eis bricht
von den Wänden.

Nur ein Rest Rahmspinat hechelt Protest:
Hilfe, mir wird vor Hitze schlecht . . .!

Hoffnungssprüche, Wutsprüche, Furchtsprüche, Traumsprüche.

Nachrichten sie alle,
hinter
der Nachricht des Tages.

Alte Neuigkeiten, die man ablesen mag, im frostigen Licht eines Menschen-
tunnels zwischen Schloßplatz und Heuss-Schneise. Oder eben anderswo. Die
man herunterklauben mag von trister Wand bei einer stolzen Schule nahe der
Kirche St. Maria. Oder eben anderswo.

Der Ort tut wenig.
Diese Stadt, jene Stadt, anderswo.
Doch anderswo ist allemal auch hier.

Sprüche aus Stuttgart.
Ich liebe diese Stadt.

Oswald Andrae

Sturzflüge der Kiebitze.
Tiefflüge der Düsenjäger.
Danach das Loch im Lärm,
In das ich zu fallen drohe.
Luft holen, tief Luft holen.
So hebe ich ab und fliege davon
In meine Träume. Die Wunden
Am Kopf und an den Füßen
Des Meisters, kreisrunde
Löcher wie Einschüsse,
Aber es fließt kein Blut.
Aus den kreisrunden Löchern
Kriechen Ameisen und Fliegen.
Treibsand zwischen den Zähnen
Spucke ich aus, ratlos und
Voller Ekel. Die Luft flimmert
Über dem nackten Watt.
Es riecht nach Gammel.
Letzte Nacht war Neumond.

Ich sah im Herbst
Am Himmel wilde Gänse.
Ich hörte Schreie,
Sah die Reiher gleiten.
Aus Weidenbäumen
Flohen Rabenkrähen.
Den Winter
Sah ich zögernd sich bereiten.

Ich las das NEIN auf vielen Transparenten,
Sah meine Freunde
Für den Frieden beten,
Sah Möwen über Marschenäcker schwärmen
Und hinterm Deich
Auf Rampen die Raketen.

Sucht letzte Früchte
Von den leeren Feldern,
Vom Wegesrand
Und aus dem Apfelgarten.
Richtet euch ein
Auf einen strengen Winter.
Wir müssen
Lange auf den Frühling warten.

Gerda Biernath Leserbrief

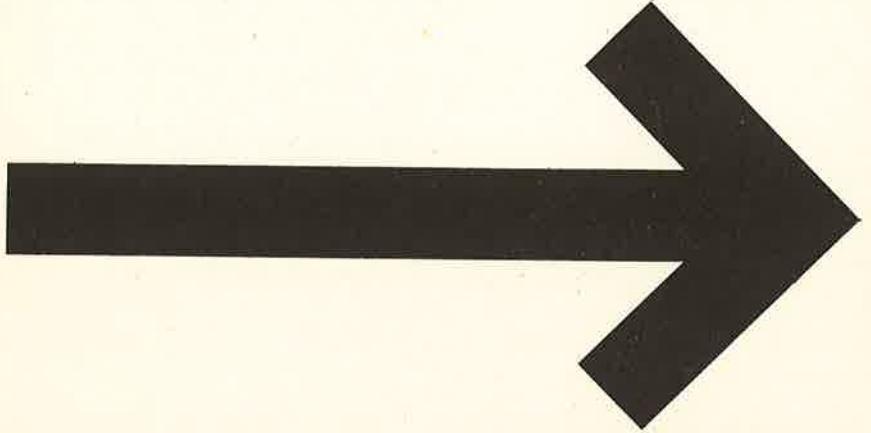
Sehr geehrter Herr O.
unterstellt, Sie waren nie Nazi
unterstellt, Sie sind gegen jede Rassendiskriminierung
unterstellt, Sie feiern die Helden des 20. Juli wie wir
Sind Sie also ein Sympathisant, der Attentäter und Gewalt verherrlicht
Oder machen Sie Unterschiede
Hier der gerechte Widerstandskämpfer
dort der schäbige schwarze Terrorist
unterstellt, in Südafrika würde nicht ausgebeutet
unterstellt, in Südafrika würde nicht deportiert
unterstellt, in Südafrika würde nicht getrennt
in brauchbares und wegwerfbares Menschenmaterial
unterstellt, in Südafrika würde nicht gemordet
von Weißen, um die Herrschaft der Weißen zu erhalten
unterstellt, die Rollen wären vertauscht
Dann hätten Sie recht, weiß gegen schwarz zu malen

Kranzniederlegung

Piet Willem Botha
legt an der Berliner Mauer
für die ermordeten Deutschen
einen Kranz nieder.

Welcher deutsche Politiker
legt an den Stacheldrahtzäunen
der Ghettos in Südafrika
für die ermordeten Schwarzen
einen Kranz nieder?

(Bothas Besuch in der BRD und Westberlin vom 5. bis 6. Juni 1984)



Liebe Leserinnen, liebe Leser !

Seit gut zwei Jahrzehnten
erscheint nun der KÜRBISKERN:

Von Anfang an ist er einer Literatur verpflichtet,
die kein Luxus ist, die mit dem Leben und
den Kämpfen unseres Landes zu tun hat,
die Vorschläge macht - und, so hoffen wir,
auch zu Widerspruch herausfordert.

Deshalb kann der KÜRBISKERN nicht auf die
publizistische Unterstützung der Massenmedien oder
die Finanzen potenter Inserenten bauen.

Umso mehr braucht er die Hilfe seiner Leserinnen
und Leser - durch kritische Begleitung, durch
Ermutigung, vor allem aber auch durch die
Gewinnung neuer Freunde.

Ich bestelle
○ Abonnement Kürbiskern DM 32,-
Studentenabonnement Kürbiskern DM 27,-*
Abonnement Tendenzen DM 32,-
Studentenabonnement Tendenzen DM 27,-*
Doppelabonnement Kürbiskern und Tendenzen DM 54,-
(* Studien-, Schüler- oder Lehrlingsnachweis erforderlich)

4 Nummern jährlich ab Nr. _____

Gewünschtes Abonnement bitte ankreuzen.

Kündigung jeweils zum 31. 10. für das nächste Jahr. Nicht gekündigte Abonnements verlängern
sich um ein Jahr.

○ Hiermit erteile ich - bis auf Widerruf - die Genehmigung zur Abbuchung der
Abogegebühren von meinem Girokonto.

BLZ _____ Konto-Nr. _____
Name und Sitz des
Kreditinstituts _____

○ Ich zahle nach Rechnungserhalt.

Meine Anschrift:

Name, Vorname: _____

Straße, Nr.: _____

PLZ, Ort: _____

Datum: _____ Unterschrift: _____

Widerrufsbelehrung. Besteller haben das Recht, ihr Abonnement innerhalb einer Woche beim
Dammitz Verlag im Verlag Pfambeck & Co., Hohenzollernstraße 146, 8000 München 40, zu widerru-
fen. Zur Wahrnehmung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung (Datum des Poststempels) des Wi-
derschlusses. Die Kenntnisnahme der Widerrufsbelehrung bestätige ich hiermit durch meine Unter-
schrift.

Datum: _____ Unterschrift: _____

Ich bin der Werber:

Name, Vorname: _____

Straße, Nr.: _____

PLZ, Ort: _____

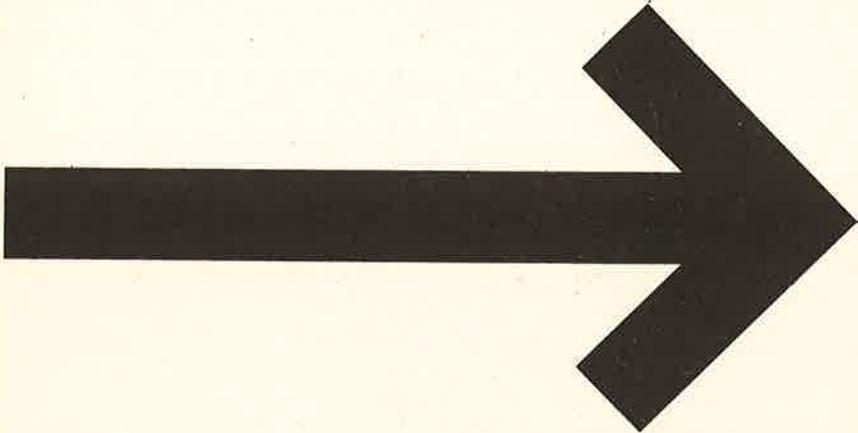
und möchte als Dankeschön einen Büchergutschein über 30 DM, den ich nach Ein-
gang der Abogegebühren beim Dammitz Verlag gegen Bücher aus seinem Programm
einlösen kann.

Bitte schicken Sie mir

○ das Dammitz-Verlagsprogramm

○ ein kostloses Probeheft der Literaturzeitschrift Kürbiskern

○ ein kostloses Probeheft der Kunstszeitschrift Tendenzen



Liebe Leserinnen, liebe Leser !

Seit gut zwei Jahrzehnten
erscheint nun der KÜRBISKERN:

Von Anfang an ist er einer Literatur verpflichtet,
die kein Luxus ist, die mit dem Leben und
den Kämpfen unseres Landes zu tun hat,
die Vorschläge macht - und, so hoffen wir,
auch zu Widerspruch herausfordert.
Deshalb kann der KÜRBISKERN nicht auf die
publizistische Unterstützung der Massenmedien oder
die Finanzen potenter Inserenten bauen.

Umso mehr braucht er die Hilfe seiner Leserinnen
und Leser - durch kritische Begleitung, durch
Ermutigung, vor allem aber auch durch die
Gewinnung neuer Freunde.

Deshalb unsere Bitte:

Machen Sie im Freundes- und Kollegenkreis
auf den KÜRBISKERN aufmerksam.
Nennen Sie uns bitte Adressen von Bekannten, die
an Probeheften interessiert sind.
Werben Sie Abonnenten, werden Sie selbst
Abonnent.

Jedes neue Abonnement, das durch Ihre Vermittlung
zustande kommt, wird mit Büchern Ihrer Wahl aus
dem Damnitz-Verlagsprogramm im Wert von 30,00 DM
honoriert.

Redaktion KÜRBISKERN.

Benutzen Sie bitte die beigeklebte Postkarte
oder schreiben Sie an:
Damnitz Verlag, Hohenzollernstraße 146, 8000 München

Postkarte

Bitte
freimachen

Damnitz Verlag

im Verlag Plambeck & Co

Hohenzollernstraße 146
8000 München 40

Bitte senden Sie kostenlose Probeexemplare des
Kürbiskern (k) bzw. der Tendenzen (t) an folgende
Adressen:

1. _____
2. _____
3. _____
4. _____
5. _____

Monika Littau Kontakte

Manchmal sehe ich schwarze Frauen in den Straßen Pretorias, die sich mit weißer Farbe das Gesicht aufhellen. Ich bin zufällig weiß und ungewollt abgeschirmt gegen diejenigen, mit denen ich mich solidarisch fühle. „Sie werden euch erkennen“, hatte Marc gesagt vor der Abreise, „einfach, weil ihr ihnen in die Augen seht.“

Im Indermarkt beobachte ich die Einkäufe einer Weißen an einem Obststand. Während sie Obst und Gemüse gründlich begutachtet, gibt sie Order, was der schwarze Junge auf den Handkarren laden soll, ohne aufzusehen, so als sei er eigentlich nicht da, so als sei es ganz selbstverständlich, daß er die Waren nun in den Kofferraum lädt, während sie bereits am Steuer sitzt, mit einem kurzen Blick in den Rückspiegel kontrolliert, ob er seine Arbeit richtig macht, bereits den Motor anläßt, wartet, bis der Junge die Kofferraumtür zuschlägt und schnell davonfährt, eilig diesen Bereich der Stadt wieder zu verlassen, während der Junge noch kurze Zeit in der Staubfahne des abgefahrenen Wagens steht, dann aber schnell zu seiner Arbeit zurückkehrt.

Der neue Indermarkt ist wie überall neben dem schwarzen Busbahnhof eingerichtet worden, in den Abendstunden ein Ort des Abtransports Tausender Schwarzer nach Atteridgeville, damit Pretoria nachts weiß bleibt. Sie müssen hier einkaufen, weil es in der schwarzen Stadt verboten ist, Geschäfte zu öffnen, nur Bierhallen gibt es dort, denn Bantubiersteuern sind die Grundlage der Finanzierung schwarzer Townships, eine solide Basis, weil die Männer abends ihren Kummer in Bier ertränken.

Vor dem Markt gibt es schwarze Straßenverkäufer mit Second-hand-Kleidung, Schuhen, Waschwannen voller Hühnerfüße, Hirn. Illegale Stände, die bei Eintreffen der Polizei in wenigen Minuten verschwunden wären. Während ich mir ein Bonbon in den Mund schiebe, bemerke ich Kinder, die mich beobachten. Ich gehe zu ihnen, strecke ihnen die Tüte hin, doch sie greifen nicht hinein, halten vielmehr die Hände auf. Erstaunt leere ich die Packung ganz aus. An einem Schuhstand zünde ich mir eine Zigarette an und halte auch meinem schwarzen Nachbarn die Schachtel hin. Auch er formt die Hände zu einer Schale, in die ich die ganze Schachtel lege, begreife nun langsam: Er nimmt, was man ihm gibt, er greift nicht zu, er fürchtet den Kontakt. Es ist Winter auf der südlichen Erdhalbkugel. Morgens, wenn ich aus meinem Schlafsack krieche, ist die Zelloberfläche voller Rauhreif. Nach der Katzenwäsche bin ich froh, wenn die drei übereinandergezogenen Pullover langsam meinen Körper aufwärmen, und freue mich auf eine Tasse Kaffee. Aber der Kaffee fällt heute aus. Über Nacht ist nicht nur die Wäsche von den Leinen verschwunden, sondern auch unser großer Gaskocher mitsamt den Lebensmittelvorräten. Wir fühlen uns verkannt und können gleichzeitig verstehen. Es fällt uns schwer einzusehen, daß unsere Rucksäcke, in denen sich nur das Allernotwendigste befindet, ein Reichtum sind.

Unser Weg durch Südafrika führt uns ca. 6000 km durch den Nordosten des Staates, von Johannesburg über die sogenannten Homelands, autonome Staaten

und Königreiche: Bophuthatswana, Nbebele, Lebowa, Venda, Gazankulu, Swaziland, Kwazulu bis zur Transkei, dorthin also, wo die Armut am größten ist, wo nicht nur Brot, sondern auch Wasser fehlt, wo jährlich dreißig- bis fünfzigtausend Kinder sterben, weil sie falsch oder zu gering ernährt sind. Seltene Sturzregen haben tiefe Wunden in den ungeschützten Boden geschlagen, der nun nicht einmal ein paar Rinder ernährt. An den wenigen Wasserstellen sammeln sich Frauen, tragen von dort die gefüllten alten Plastikbehälter kilometerweit auf ihren Köpfen. Es ist das Land der Frauen, die warten, hoffen, daß ihre Männer zurückkehren, daß das Geld reicht für den Maisbrei der kommenden Monate.

Es ist das Land der Kinder mit verformten Beinen, mit dicken Bäuchen, die aus Abfällen Seifenkisten bauen. Es ist das Land, in dem unsere hochbeladenen Autos auf den Schotterpisten viel Staub aufwirbeln, der uns als graugelbe Fahne begleitet. Als in Kwazulu die Frauen zeternd ihre Arme hochrecken, die Bullis mit Steinen bewerfen, bin ich erschrocken und erleichtert zugleich.

Schwarz weiß gold

„Die Schwarzen haben eben keinen technischen Verstand“, sagt der Dickwanst mit Zigarre im Mund, süffisant lächelnd. Während er die Dias kommentiert, steht er vorn wie der Inbegriff eines Bosses, den ein Karikaturist nicht besser zeichnen könnte, nur daß er real und keine Übertreibung ist. Bei wohlwollender Einschätzung höchstens mittelmäßig intelligent, aber durchsetzungskraftig und von unerhörtem Selbstwertgefühl.

Er vergißt nicht zu beklagen, daß die Werbung von ausgebildetem technischem Personal in der Bundesrepublik leider nicht zum gewünschten Erfolg führe, was für ihn unverständlich sei, denn nicht nur hohe Löhne, sondern ein eigenes Haus mit günstigen Krediten warte hier auf die Weißen. Etwas leichter allerdings sei es, polnische Ingenieure zu gewinnen. Aber trotz aller Bemühungen sei man nun gezwungen, auch Schwarze auszubilden. Ehe er uns einem anderen Weißen anvertraut, der uns in die Waschkauen bringen soll, weist er noch darauf hin, daß hier, wie auf allen Firmengeländen, Fotografierverbot bestehe, wegen der Sabotagegefahr.

Von Unterhemd und Unterhose bis Sturzhelm und Öljacke neu bekleidet, steigen wir in den zugigen Aufzug, der uns einen Kilometer unter die Oberfläche bringen soll. Der Fahrtwind wird zunehmend wärmer und Sommertemperaturen erwarten uns auf der ersten Sohle, so daß der Begleiter uns ermuntert, die Öljacken abzulegen und schwarzen Trägern zu geben. Wir ziehen die Jacken aus, tragen sie aber selbst.

Die Streckenführung ist übersichtlich und gut beleuchtet, so daß wir nicht

über die Schienen stolpern. Der Gang erweitert sich zu einem seitlich aus dem Stein gehauenen Raum, wo auf einer Steinbank Getränke bereitstehen. Kalte Coca-Cola wird uns gereicht, während unser Führer die Technik des Goldbergbaus erklärt.

Wir beobachten die Arbeitsaufteilung der ein Stück weiter im Streb stehenden kleinen Gruppen: weißer Ingenieur, der die Anweisungen gibt, Schwarze, die mit Preßlufthämmern das Goldgestein, das noch unscheinbar grau aussieht und seinen Wert noch nicht verrät, aus dem Berg schlagen. Ehe das Gold, zu Barren gepreßt, Tresore füllt, werden die Steine durch viele schwarze Hände gleiten, die sie bearbeiten, zerkleinern, doch zum Schluß leer bleiben.

Wir öffnen die Cola und reichen sie weiter an die schwitzenden Arbeiter. Der Blick unseres Führers trifft uns hart und höhnisch, er hält kurz inne, fährt dann jedoch überlegen mit seinen technischen Erklärungen fort, denn wir sind weiß, das ist unser Schutzschild. Immer ist es diese Mischung aus Haß und Angst, die uns begleitet, von Parteinaahme und hilflosen Gesten, die zum Schluß ohne Antwort bleiben.

Man bietet uns noch eine kleine Kletterpartie über ein Flöz, und jeder darf zur Erinnerung ein Stück Goldgestein einstecken. Lächerlich sieht es aus, wie von der weißen Besuchergruppe einer nach dem anderen den Berg herunterrutscht und so einen Hauch echten Abenteuers mitnehmen darf. Unser Führer steht schon unten und reicht den Damen galant die Hand. Meine verweigere ich unwirsch.

Auf dem Rückweg fragen wir nach der Bezahlung für Schwarze und Weiße, nach der Unterbringung der Wanderarbeiter, nach Unfallquoten. Etwa zehn schwarze Männer sterben hier im Monat, gibt unser Führer zu, aber das Leben hier sei auf jeden Fall sicherer als im Straßenverkehr.

Ronald M. Schernikau

Kalle K. und Berlis K., Elektriker und Hausfrau,
30 und 27 Jahre

Kalle K.

Die Kindheit

Mein Vater war Wäscheausräger, morgens um acht fing der an, kamst abends um sieben nach Hause. Der hat Körbe geschleppt, teilweise Naßwäsche, und die Zinkwannen, die haben unten so einen Rand, wo die draufstehn, und der Boden ist etwas höher, und da hatte mein Vater immer richtig so Striemen auf dem Rücken und blau unterlaufen. Und er hat wenig Geld dafür gekriegt, meine Mutter mußte mitarbeiten.

Eines Tages wurden meine Eltern aus der Wohnung rausgeklagt und wir sind in ein Übergangsheim gekommen. Und unser Lehrer, der hat mich also wirklich angemacht. Ich wohnte in dieser Asozialenbude. Bloß einmal, da hat er mich nicht angemacht, da war meine Mutter mit. Und zu Hause ist meine Mutter rumgerannt: Hoffentlich finden wir bald eine Wohnung, wir kriegen ja keine Wohnung mehr.

Meine Mutter wollte gerne, daß ich auf eine Realschule gehe. Das hätte sie sich schon zugetraut, daß wir das packen. Ja, und dieser Lehrer, bei dem hatte ich ein unwahrscheinlich schlechtes Zeugnis. Und da war das dann nicht mehr drin.

Der Beruf

Trotzdem dann die Freude, daß du eben Lehrling bist, Geld verdienst, das ist immerhin Beruf.

Das ist ein ganz großer Schritt. Und du glaubst doch nie als Lehrling, daß du dein Leben lang Schlosser oder Elektriker bleibst. Irgendwann hast du ja doch dein Haus und deine Diener oder so. Übertrieben, nicht? Aber so ist das.

Ich bin zur Straßenbahn, habe Starkstromelektriker gelernt. Und diese Lehrwerkstatt, da waren fünfunddreißig Lehrlinge, das war also eine Werkbank neben der andern, da wurde dann Feilen gelernt. Aber vor der Werkstatt waren Gesellen, und da waren welche bei, die waren schon fünfundfünfzig. Da habe ich erst begriffen, daß ich mein Leben lang diesen Blaumantel tragen muß.

Und dann kommen die Vertrauensleute der jeweiligen Gewerkschaften, und die sagen zu den Lehrlingen: Also hört mal zu, eure Interessenvertretung ist die Gewerkschaft. Lehrlinge treten fast alle ein. Und damals hatte die ÖTV jeden Freitag eine Disko in dem alten Gewerkschaftshaus, und das war eben stark.

Es war eine vernünftige Ausbildung, nicht nach dem Prinzip Bierholen und sonst nichts, das war reell und ehrlich. Und wenn der Geselle mal besoffen war und einen angemacht hat, da haben wir uns nicht groß darüber aufgeregt.

Schlimm für uns waren die oberen Chargen, so Personalchef und so, die eben bestimmt haben, wie was abläuft.

Wir haben so Jugendversammlungen gemacht, wo alle ihre Sachen gesagt haben. Da wurde der Meister angemacht, weil er da wieder getönt hatte oder so. Und wenn du jetzt Jugendvertreter bist, kommst du auch mit dem Betriebsrat mal zusammen, mit anderen Leuten, führst andauernd Diskussionen. Welcher Jugendliche im Betrieb kommt schon mit dem Betriebsrat zusammen, selten. Und das trägt unwahrscheinlich.

Als mein Vater gestorben war, wollte ich mit meiner Mutter und meiner Schwester umziehn, und bin da hin, hab gefragt, ob ich einen Tag frei kriege für Umzug. Und da wurde mir denn gesagt, ich hätte ja keinen eigenen Haustand, also steht mir kein Umzugstag zu. Andererseits haben Kollegen aber vier Tage bezahlt gekriegt, weil die irgend so ein Sportlertreffen gemacht haben.

Und da habe ich einen Urlaubstag genommen und gedacht, nur weil du sie mal angemacht hast als Jugendsprecher, da drücken sie dich schon. Das sind so kernige Erlebnisse.

Ich hab da dreieinhalb Jahre gelernt, ausgelernt, Prüfung bestanden und gleich danach zu einer Montagefirma. Ich war da im gesamten Bundesgebiet, hab Raffinerien gebaut. Und auf Montage arbeitest du zehn Stunden pro Tag normal, und dann machst du Überstunden, also zwölf Stunden, und dann verdienst du sehr, sehr viel Geld und säufst rum.

Ich habe gesehen, wie Menschen wirklich veregenden können. Wie diese Gesellschaft die Menschen fertig macht, in allen Bereichen und verkommen in dem Sinne, sich keine Gedanken machen, schrapp schrapp das große Geld machen, alles umrechnen in Geld, alles, alles.

Die Ehe

Eine Freundin von mir hatte Geburtstag, und da war Berlis auch. Und mir ist nicht das Bierglas aus der Hand gefallen, das ist Quatsch. Aber dann so ein Küßchen und an die Brust fassen, da hat sich das ergeben, daß ich Berlis immer lieber mochte.

Wenn ich mich mit Berlis heute darüber unterhalte, die weiß also so richtig Details, da muß ich so tun, als ob ich das noch weiß, sonst ist sie beleidigt. Und eines Tages hat Berlis zu mir gesagt: Also, ich glaube, ich krieg ein Kind. Und da habe ich gesagt: Na und? Ich war zweißwanzig Jahre alt zu der Zeit und habe da auf Montage mehr verdient als die meisten Familienväter. Es war kein finanzielles Problem.

Und dann ist Berlis zum Arzt, und ich hab' unten gewartet. Und als sie runterkam, hat sie geheult, und dann haben wir uns gegenseitig getröstet, daß ja alles nicht so schlimm ist, und daß wir das auch noch packen. Und dann hat sie ihre Lehre als Bürokauffrau fertig gemacht, hat die Prüfung bestanden, zwischendurch das Kind gekriegt, echte Leistung. Und dann war die Freude natürlich groß, als wir das Kind gekriegt haben. Und dann sind wir hier eingezogen.

Die Politik

Das war also die Phase, Hilkje geboren, Wohnung machen, Möbel kaufen, und da war ich völlig weg von der gewerkschaftlichen Sache und Betriebsratstätigkeit und so.

Ich habe ja neunundsechzig siebzig gedacht, jetzt kommt der Demokratische Sozialismus. Ich bin in die SPD eingetreten nach der Lehre, habe kurz Ju-soarbeit gemacht. Aber ich war bei den Jusos der einzige Arbeiter, der Rest war Studenten, Beamte, und das hat mir dann keinen Spaß gemacht. Die konnten alle Marx zitieren, aber sonst. Und dann wurde Willy gewählt, Willy wählen war ja dieser große Spruch. Damit der Sozialismus kommt. Ich hab daran geglaubt, nicht? Ich fühle mich heute noch unwahrscheinlich verraten und verkauft. Weil, ich hatte mir immer vorgestellt, man kann, wenn man Betriebsrat ist, sonstwas machen. Und man kann gar nichts machen. Bis auf, daß ich nicken durfte. Du setzt ja die Eigentumsverhältnisse nicht außer Kraft.

Aber kaum wieder in einem großen Betrieb, Montage hab ich dann nicht mehr gemacht, da tobt ja dann der Klassenkampf an jeder Ecke, da kommst du nicht von los.

Da hab ich dann den Werner getroffen, Werner hat gesagt: „Willste nicht Vertrauensmann wieder werden?“ Ich hab ihm dann erzählt: „Ach, Scheiße, keine Lust, bringt doch nichts.“ Naja, aber letztendlich kommst du nicht drumrum.

Und dann ging das ruckzuck, war ich wieder voll drin, Vertrauensleutearbeit, gewerkschaftliche Arbeit, Delegierter und so, nachher Betriebsrat.

Und dann kam Werner, sagt: Wollen wir nicht diese marxistische Arbeiterbildung mitmachen? Ich sag: Werner, Mensch, jede zweite Woche da hin. Sagt Werner: Los, komm mit, gehen wir zur Einführung in den Marxismus. Gut, wir hin. Dann mitgegangen zu Gruppenabenden bei der DKP.

Und ich hab da mitgemacht gleich, nicht erst so etepetete. Erst mal anhören, was sagt die DKP: Das ist Quatsch, wenn ich so was höre. Weil, aufgrund deiner Erfahrung und was sie geschrieben hat, das ist ja schon deckungsgleich. Ein vernünftiger Betriebsrat, der sich einsetzt für die Kollegen, der wird sofort erkennen, daß da Linie drin ist. Der wird erkennen, das ist eine Partei für Arbeiter von Arbeitern.

Und Berlis war ganz, ganz sauer. Ich bin ja nie zu Hause gewesen. Und die Partei natürlich ganz klar gesagt: Was machen wir mit Berlis?

Berlis K., seine Frau, 27 Jahre alt

Ich hab zwar gewußt, daß er in der SPD war, aber er ist ja nie hingegangen, selten jedenfalls.

Und eines Tages hat er mit mir gesprochen, daß er aus der SPD austreten will, und daß er die DKP für richtig hält, und daß er da jetzt hingehört. Und das habe ich nun gar nicht verstanden. Weil, Kommunisten, naja, das kennt man halt so von den Eltern als negativ, und die wollen ja alles mit Gewalt. Na, das habe ich aber auch eine ganze Weile mitgemacht, und dann hat er ge-

sagt, ich könnte doch mal so probehalber mitgehen. Und wie denn das so ist bei Eheleuten, da habe ich gesagt: Nee, das mach ich schon gar nicht, was der will, um Himmels willen.

Und dann war ich auf irgendwelchen Festivitäten doch mit und habe auch ein paar Leute kennengelernt. Und habe dann gesagt: Naja gut, wenn dir da unbedingt was dran liegt. Und bin da eben mitgeschlappt zum Gruppenabend und habe mir das angehört.

Und dann waren das doch auch einfache Leute, die auch nur so geredet haben wie ich. Und je öfter ich mitgekommen bin, je öfter hab ich auch was gesagt.

Und eines Tages haben sie gesagt: Ja, wir haben hier Zeitungen zu verteilen. Und dann habe ich Zeitungen verteilt.

Ich war ja zu Hause, Kalle hat gemeint, ich sollte nicht mehr arbeiten gehn, auch keine halben Tage, wegen dem Kind. Na gut, das erste Jahr ging noch, da hat man wirklich drauf gejipert, daß der Mann abends nach Hause kam. Aber nun hatte ich ja nichts um die Hände.

Und die Abende, die waren hin. Er hat auf Schicht gearbeitet, spät, früh, Nacht. Und da haben wir uns praktisch nur in der Frühschicht gesehn, wenn überhaupt. Und da hab ich denn gesessen und geheult und eines Tages gesagt, daß ich das nicht mehr mitmache.

Und denn haben sie von der Partei gesagt, er sollte etwas weniger machen. Und dann habe ich gesagt: Bis zum nächsten Mal! Und so war es denn auch. Das ging vielleicht vierzehn Tage gut, und dann war es wieder genauso wie vorher.

Und dann haben sie immer erzählt, das gibt eine Pionierorganisation, und in manchen Stadtteilen sind schon Gruppen, die sind aber hier noch nicht so stark. Und dann habe ich gesagt: Ja, also genug Kinder gibt's hier ja. Und: Ja das würde ich wohl schon machen, aber in die Partei trete ich trotzdem nicht ein, das könnt ihr nicht von mir verlangen. Ich seh das zwar ein, daß man für die Kinder was tun muß, weil nur sehr wenig von der Stadt selber getan wird. Und bin dann in die Pionierorganisation eingetreten.

Hier in der Wohnung hab ich begonnen. Ich hab gefragt, was sie gerne tun, und danach wollte ich das Gruppenprogramm aufbauen. Und habe also gesagt: Na gut, dann spielen wir halt mal Monopoly. Ich hab das auf die Einladung dann draufgeschrieben. Das Bedürfnis der Kinder bestand darin, Monopoly zu spielen. Ja, bis ich dann von den Eltern der Genossenkinder einen drauf gekriegt habe, daß das ja wohl nicht das Erziehungsziel wäre für Pioniere. Und dann habe ich in der Leitung von den Pionieren mal darüber gesprochen, wie ich da rangehe, was ich mach und so. Und da haben sie gesagt, in den Anfängen wäre das ja wohl nicht schlimm.

Und so hat sich das denn aufgebaut, daß ich jedes Jahr so die aktuell politischen Themen aufgenommen habe, wie Frauentag, Kindertag, Fasching gemacht, auch Weihnachtsfeiern oder zum Antikriegstag.

Ich hab dann auch einen Raum gekriegt im Freizeitheim, wir machen jedes Jahr eine Aktion zum Frauentag und die Kinder wissen das schon und sie wissen auch, daß es nicht grundlos ist und nicht unnütz. Wir machen auch immer Fotos davon.

Oder ich frage die Kinder auf Gruppennachmittagen, was sie überhaupt von ihren Eltern wissen. Viele Kinder wissen gar nicht, was ihre Eltern tun, was der Vater von Beruf ist, sie wissen nicht, was die Mutter vorher war, bevor sie Hausfrau war und Kinder eben nur gehütet hat. Und dann kommen sie und sagen, was der Vater macht und ob er in der Gewerkschaft ist. Und viele Mütter sind mit mir da drüber auch in Kontakt gekommen. In den Anfängen ging das immer noch, da konnte man noch einzeln die Eltern besuchen. Nachher waren wir auch zu zweit, da stand ich dann nicht mehr alleine da.

Kalle

Ich habe Angst vor Arbeitslosigkeit. Und ich weiß auch, wenn ich nicht mehr den Kündigungsschutz des Betriebsrates genieße, dann bin ich weg. Gerade die Entlassungen, die bei uns waren, da hatten wir stark zu kämpfen als Betriebsrat. Und als einziger Kommunist, das ist eine unwahrscheinlich schwere Situation. Manchmal sagen Genossen dann: Was macht ihr denn da für Scheiße? Du bist doch im Betriebsrat. Daß du da von fünfzehn einer bist, das mußt du denen auch erst noch verklickern. Daß du da erzählen kannst was du willst.

Da wird zum Beispiel gesagt: Hier Leute, es kommt eine Entlassung. Und der Vorsitzende legt sie auf den Tisch. So läuft das ja nach Paragraph sowieso, der Betriebsrat wird unterrichtet. So, also jetzt steht erstmal das Ding im Raum. Was macht denn der Betriebsrat jetzt? Ja, also entweder stimmen wir der Entlassung zu oder wir stimmen ihr nicht zu. Ich sage: Ich kann doch keiner Entlassung zustimmen, ich habe ja auch keinen eingestellt. Ja, das sind so die Punkte, wo es losgeht. Der Entlassung zustimmen, damit der Betrieb gerettet wird! Nach Paragraph zwei oder welcher das ist, entscheidet der Betriebsrat zum Wohle des Betriebes und der Belegschaft. Und für mich ist die Frage, wo ist die Priorität.

Wenn ich mir so vorstelle, auch wenn ich nur in der DKP an irgendeiner Demonstration teilgenommen habe, aber daß ich was mitbewegt habe in diesem Staate, dann erfüllt mich das doch mit Stolz. So hätte ich nicht leben mögen, da zu sein, um zu kaufen und verkauft zu werden. Und die Kollegen, das interessiert die gar nicht, für die ist es viel schöner, daß sie sich einen Wohnwagen kaufen können. Du lachst, das ist tatsächlich so. Kauft sich einen Wohnwagen für zwöltausend Mark, muß Überstunden jeden Sonnabend machen, da karrt er Sonntag morgens hin und kommt abends wieder, was soll denn das, da kauf ich mir keinen Wohnwagen für die Überstunden. Das mußt du dir mal vorstellen. Und wenn der den Arsch zukneift, dann sagt er: Ach, ich habe aber einen Wohnwagen. Das ist doch furchterlich, nicht? Da wird man degradiert als Mensch.

Und das betrübt mich manchmal auch so in meiner Arbeit. Wochenlang kannst du diskutieren und irgendwie kommst du mit den Kumpels klar, die sehen das auch ein und sie gebrauchen auch deine Argumente plötzlich wenn andere Leute kommen, und dann ist irgend etwas gewesen im Fernsehen und mit einem Schlag labern sie wieder das gleiche. Das ist das, was mich immer auf den Boden semmelt.

Auch am Infostand, am Infostand ist das ja jetzt immer schlimmer. Früher, da kam einer an, und dann hast du dich mit dem in die Flinten gekriegt. Mensch, was haben wir früher für Diskussionen geführt, mit alte Omas du, Preisstoppgesetz haben wir gefordert: eine Traube um den Stand! – Heute: Danke, und gehen vorbei, sagen überhaupt nichts mehr. Oder rennen vorbei und rufen: Euch wähle ich sowieso nie – wupp, sind sie weg. Das ist so eine Art, das stehst du da wie ein Doofer, da mußt du hinterherbrüllen, kannst dich noch nicht mal mit denen auseinandersetzen.

Bei mir im Kopf ist unwahrscheinlich drin, die haben mich immer für klein und doof gehalten. In der Betriebsratstätigkeit zum Beispiel, wo ich erst dachte, man kann sonstwas umschmeißen, und wo sie mir gezeigt haben, hier ist damit Sense, wir haben die Macht. Man wollte mir immer zeigen, daß wir einfach nicht fähig sind, was zu machen.

Und in der Sowjetunion und in der DDR, da sind die fähig dazu. Und das ist natürlich mein Verhältnis. Wichtig ist, daß sie die Macht haben und daß sie dort den Staat führen und daß das klappt. Da hat jeder zu essen, jeder hat Kleidung und jeder hat eine Wohnung. Wie das im einzelnen aussieht, das ist eine andere Sache. Für mich war immer der ausschlaggebende Punkt, daß das möglich ist.

Die Jusos damals, ja gut, die haben was vom Sozialismus erzählt, aber die hatten ja auch keinen. Das ist so wie mit dem Auto: Da baut sich einer ein Auto und das sieht mal gerade so wie ein Auto aus, und kann auch grade fahren, und holpert da so lang. Und dann kommt einer und sagt: Also das ist ja alles blöd, was du da hast mit dem Auto, also meins müßte unwahrscheinlich windschnittig sein und nur zweikommadrei Liter auf hundert Kilometer verbrauchen und Chrom hier und da; – bloß er hat keins, er erzählt da nur von. Der erste hat mal eins gebaut, der weiß wie schwer das ist, wenn du ein Stück Eisen krummkloppen mußt. Und das ist eben die Sache, da ist mir doch das Reale mit einigen Fehlern lieber als die, die davon erzählen.

Berlis

Ich war eine Woche zum Kursus von der Pionierorganisation, das hieß eine Woche von zu Hause weg, mich in die Lektüre da der Pionierorganisation und auch der Partei zu vertiefen. Und da hieß es denn plötzlich, war man in der Partei, war man in der Gewerkschaft, in irgendwelchen andern Funktionen. Ja, das war ich leider nicht.

Und dann haben sie einen bombardiert. Ob man das nicht doch für sinnvoll hält, weil man macht ja nun schon die Arbeit, ob man nicht doch irgendwann den Schritt wagen sollte. Und dann habe ich gesagt: Nee, also auf Druck mach ich das eh nicht, das muß von alleine kommen. Und überhaupt, weil Kalle das wollte. Ich mach das ja nicht, weil andere es wollen. Wenn die sagen: Hüpp, dann hüpp ich.

Und dann bin ich nach Hause, und Montag drauf war Gruppenabend. Und einer geht ja immer vor wegen der Kinder, und dann hab ich halt den Aufnahmeschein unterschrieben und mitgenommen in einem Briefumschlag, hab ihn abgegeben, Kalle hat's gar nicht mitbekriegt. Und dann haben sie vorge-

lesen, daß ich eintreten wollte. Ich kann mich nur entsinnen, daß die dann gejubelt haben.

Und jetzt im Stadtteil wissen alle, daß ich Kommunistin bin, und auch jeder Laden weiß, daß ich eben Kinderarbeit mache, wo ich einkaufen gehe zumindest. – Machen Sie denn das immer noch mit dieser Kindergruppe? Sag ich: Ja natürlich, meinen Sie, ich laß das sein.

Na, und dann ist das eben so, wenn man einen Partner hat, der auch Kommunist ist, dann hat man ja immer einen Rückhalt. Also wenn man nicht weiter weiß, kann man hingehen und sagen, jetzt hab ich die Schnauze voll, also das mache ich nicht mehr mit. – Na, sagt Kalle denn immer, schmeiß doch die Klamotte, mir ist das nur um so lieber, dann hast du wenigstens mehr Zeit für die Familie.

Aber ich meine, es legt sich meist nach einer Nacht, und dann hat man doch wieder eingesehen und die Wut ist verflossen. Also manchmal könnte ich wirklich den Löffel schmeißen. Aber dann denke ich: Nee, kannst gar nicht aufhören, die Kinder brauchen einen so dringend.

Und die Kinder wollen jetzt auch ein Schwimmbad haben, was sie wahrscheinlich doch nicht kriegen werden, wir haben aber Unterschriften gesammelt mit den Kindern und zusammen einen Spruch gemacht, was sie toll finden, und als Aufkleber gemacht. Auch das ist Politik, auch wenn wir es vielleicht nicht erreichen. Aber für die Kinder ist es so, daß sie sagen: Ich hab aber dafür gekämpft.

Kalle

Ich hab einen ganz großen Wunsch, ich will schlafen.

Manchmal fühle ich mich so ausgebrannt und dann will ich meine Ruhe haben. Und trotzdem klingelt morgens zwanzig nach vier wieder der Wecker und ich weiß, ich muß da wieder hin.

Ich hab das auch mal in der Gruppe diskutiert. Wenn du Kommunist bist und du bist bekannt im Betrieb, dann kommst du morgens um halb sechs an, dann geht das schon los mit dem Diskutieren, mit der ideologischen Auseinandersetzung. Ob das die Angriffe auf den Sozialismus sind, ob es die Betriebsfragen sind. Weil, dir werden ja auch im Betrieb ganz andere Forderungen als Kommunist gestellt als zum Beispiel anderen Betriebsräten. So die typische Formulierung ist: Aber grade du mußt doch!, wo ich auch nichts gegen sage. Ich sehe das ja positiv.

Aber denn fühlst du dich auch wirklich ausgelaugt irgendwo. Manchmal kann ich nichts mehr hören und mache die Kollegen an, daß sie zusammenbrechen; was man nicht machen sollte, aber was einem so rausrutscht.

Und ich sehe andere Genossen, die ihr bißchen Politik beschränken auf einen Gruppenabend oder auf den Stadtteil. Das möchtest du auch mal. Den ganzen Tag im Betrieb macht dich keiner an, muckelst vor dich her, und wenn du nach Hause kommst, dann ziehst du deine revolutionäre Mütze auf und dann: schwupp! – Aber es ist halt nun mal nicht. Naja, da sind wir auch viel zu kämpferisch für.

Weil ich eine Familie habe, deshalb werde ich immer noch einen Zahn zule-

gen. Weil ich meine inzwischen zwei Kinder habe, werde ich immer noch einen Zahn zulegen. Wenn ich die nicht hätte, oder wenn ich nicht verheiratet wäre, ich weiß nicht, ob ich so den Weg gegangen wäre, das glaube ich nicht. Man kann Politik machen, weil es einem Spaß macht. Vielleicht macht Graf Lambsdorff die Politik Spaß. Mir macht das, was ich mache, keinen Spaß. Sondern es ist für mich eine Notwendigkeit. Ich bin vom Prinzip her ein phlegmatischer Typ und möchte meine Ruhe haben. Und weil ich meine Ruhe haben will, kämpfe ich in der DKP, damit wir den Sozialismus kriegen. Um das so lapidar auszudrücken.

(1980)



Aktionseinheit macht stark

Gesellschaftlicher Fortschritt, dauerhafter Frieden - Dafür kämpfen Millionen Menschen. Täglich.

Die geschichtliche Erfahrung zeigt, daß einheitliches Handeln die notwendige Voraussetzung für Erfolge ist. Das Trennende beiseite schieben, die gemeinsamen Interessen in den Vordergrund stellen, das ist das Gebot der Stunde.

Nur so lassen sich Atomkriegsgefahr und Massenarbeitslosigkeit bannen.

Die **UZ** ist für Aktionseinheit. In ihr kommen Sozialdemokraten, Gewerkschafter und Kommunisten zu Wort.

Aktionseinheit macht stark!



Die **UZ** können Sie probelesen.
14 Tage kostenlos und unverbindlich.
02101/590321, Kollege Duisburg
Oder schicken Sie uns diesen Coupon

Coupon ausschneiden und einsenden an: Plambeck & Co. Postfach 101033, 4040 Neuss 1

01-04-01-KÜRBIS-04-86

Klaus-Peter Wolf

Wie die Marktfrau Herta Busch dem Literaturwissenschaftler Müller-Hildebrandt eine Lektion erteilte

Wie elektrisiert blieb der Literaturwissenschaftler Professor Müller-Hildebrandt vor dem Obststand stehen. Da lag zwischen Äpfeln und Zitronen sein neuer Essayband. Die Marktfrau Herta Busch schaufelte für einen Stammkunden Kartoffeln in einen Jutesack. Damit der Wind ihre Lektüre nicht verblätterte, hatte sie eine große grüne Schlangengurke als Lesezeichen zwischen die Seiten gelegt.

Der Literaturwissenschaftler Professor Müller-Hildebrandt wollte eigentlich nur Stangenspargel kaufen, weil er als Feinschmecker natürlich selbst kochte, wenn Besuch kam, und heute erwartete er Dr. Knesebeck und einen jungen Autor, der von seinem neuen Roman erzählen wollte.

Immer noch verwirrt, beugte Professor Müller-Hildebrandt sich über den Marktstand und beäugte sein eigenes Buch.

„Sie wünschen?“ fragte Herta Busch freundlich.

„Hm . . . ja also . . . sagen Sie mal – junge Frau – ich bin erstaunt, diesen Essayband hier bei Ihnen zu sehen. Ja . . . sagen Sie – verstehen Sie das denn?“ Sie schnitt ein Apfelschiffchen für ihn ab und bot es als Kostprobe an, denn sie wollte ihre Äpfel loswerden, bevor sie braune Flecken bekamen.

Doch der Professor interessierte sich nur für seinen Essayband.

„Gefallen Ihnen die Aufsätze?“ fragte er.

„Ach wissen Sie“, antwortete die Marktfrau Herta Busch, „die syntaktische Reduktion evoziert – polysemantisch gesehen – diese hochartistische Sprache zu einem rein vertikalen Phänomen. Dabei oszilliert die Hypallage mir zu sehr zwischen Partikularisierung und Domestizierung der Literatur. Außerdem ist mir die Subjektivität des Rezeptiven viel zu monokausal. Aber probieren Sie mal unsere Äpfel. Die sind lecker. Saftig und vollmundig.“

Mit mechanischen Kaubewegungen zerkleinerte das Gebiß des Professors das Apfelschiffchen. Er merkte nicht, was er herunterschluckte, so sehr beschäftigten sich seine Gedanken mit der Auflösung der Sätze von Herta Busch.

Um überhaupt etwas zu sagen, sagte er: „Ich kaufe ein Kilo.“

„Sehen Sie“, lachte Herta Busch. „Ich wußte gleich, als ich Sie sah, daß Sie von Äpfeln was verstehen. Unsere Kartoffeln kann ich übrigens auch empfehlen. Können Sie ruhig etwas mehr nehmen. Man kann sie einkellern.“

Wolfgang Borsich Unmögliche Wirklichkeit

Ein altes Sprichwort sagt:
Der Klügere gibt nach

Dem hat sich die Menschheit
wohl gebeugt

Haus am Meer

Stünde ich vor keinem Haus
Ich blickte durchs Fenster
Blickte ich durchs Fenster
Sähe ich mich
Blickte ich in dein Gesicht
Du sähest mich nicht
Durchschauten ich mich
Das Meer
Läge hinter uns

Andererseits

Ein erloschener Vulkan
hat leicht ruhn

Ich suchte die Wärme
und zog in den Süden

Dort trinke ich billigen Wein
das ist gut

An einem Fluß
lebt man nicht schlecht
ich zog an ein Meer

Ein Fluß
hat zwei Ufer

wie ich

mein Ich hat
fließende Grenzen
da hält mich
kein Zöllner mehr auf

Der Blick zurück (ins Heimatglück)

Schau ich vom Süden
über die Grenze
auf dies eisheilige Land
blendet am Horizont der Schein

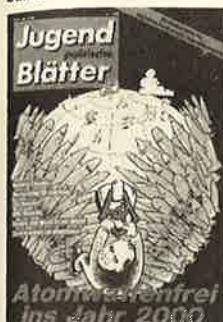
Dann denk ich:
Mensch, flieg bloß, Schwalbe
flieg bloß nicht mehr heim

Probelesen

Das linke Studentenmagazin.
Aktuelles zur Hochschulpolitik,
Vorschläge, Kritiken und Meinungen, die den
Rechten ein Dorn im Auge sind. Für eine demokratische
Hochschule. 12 Hefte im Jahr, 68 Seiten, Jahresabo
19,50 DM.



Argumente für die jugendpolitische Arbeit im Kampf um Frieden, Arbeitsplätze und Lehrstellen, Demokratie und Gleichberechtigung, für ein selbstbestimmtes Leben, das Spaß macht. 12 Hefte im Jahr, 36 Seiten, Jahresabo 48,00 DM.



Gesellschaftspolitisch engagiert in frauenspezifischen Fragen. Herausgegeben von der Demokratischen Fraueninitiative. 6 Hefte im Jahr, 24 Seiten. Jahresabo 15,00 DM.



Diskussionsforum d. kommunistischen und Arbeiterparteien aus aller Welt. Informationen, Rezensionen, Dokumentationen. 12 Hefte im Jahr, 140 Seiten, Jahresabo 26,40 DM.

Das Jugendmagazin, das Mut macht, dabei ist, wenn's um die Rechte der Jugend geht. Sinnvolle Freizeit, Ausbildung und demokratische Rechte sind wichtiger als Puder, Schminke und Klamotten. 12 Hefte im Jahr, 44 Seiten, Jahresabo 24,00 DM.



Berichte und Analysen aus marxistischer Sicht zu Fragen unserer Zeit und des politischen Alltags der BRD. 6 Hefte im Jahr, 128 Seiten, Jahresabo 25,00 DM, Studentenabo 17,50 DM.

kostenlos

Schicken Sie mir
bitte von den folgenden Zeitschriften ein kostenloses Probeexemplar:

- Bitte schicken Sie mir Ihr Gesamtprogramm
Meine Anschrift:

Hans van Ooyen

Am Fluß
zwischen den Sträuchern
berührten sie sich
zum ersten Mal
flüchtig
zwei zögernde Körper
deren Düfte sich mischten
ein Junge warf einen Stein
flach über das Wasser
daß er hüpfte wie auf einem Bein
um plötzlich zu versinken
wo er untertauchte
wuchsen Kreise heran
die griffen zum Ufer hinüber
erreichten es nie

Ich sende meine Schiffe zu dir aus
denn heute stehen die Sterne günstig
für Entdeckungen
die Möwen
stellen sich wie Drachen in den Wind
seit Tagen treiben die Wellen
frisches Gras an den Strand
da kriecht die Angst ins Dünengras
und die Schiffe
verlassen die vertrauten Küsten
eilen mit vollen Segeln den Wolken voraus
finden zwischen scharfgeschnittenen Riffs
den Weg zu den weißen Flecken
auf meinen Karten
von dir

Susanne Hennemann Tagesanbruch

(Südliche Tage)

Einen neuen Tag fädeln wir ein
Wir hängen das Fensterkreuz in den Rahmen
tragen die Morgenfrühe herein
und waschen das Tageslicht aus der Dämmerung
in unbestimmter Erwartung

Gerd Herholz

ic – patrizier
(28. 12. 1985)

vorbei fliegen
die heftigen bilder die jahres-
zeiten herbst winter
wieder
winter bis koblenz
dann die dämmerung

und immer
der rhein der vater die
hinterhöfe die wäsche zum trocknen
die fenster erleuchtet

früh am abend die nation
betäubt ihr grau
mit color-tv

die bahnhöfe
menschenleer
die tauben satt & erstarrt
erwarten die ankunft
(von etwas)

intercity: bahnbrechend
superzug die städte rücken
näher zusammen die menschen
verlassen

Michael Basse Im Garten

Als die Äpfel noch schmeckten,
stopften wir einander die Mäuler,
erwiderten den Druck unserer Hände,
lauschten abenteuerlicher Melodie
– den Glanz in den Augen –.

Nicht ahnungsloser als Kinder
spuckten wir in den Brunnen
– der konnte noch lächeln –
bis zu jenem Tag,
an dem die Bilder stürzten.

Nein,
niemand hatte uns gewarnt.

Maria von Fransecky
Versäumnis

Ein neues Jahr und kleinlich mein Herz
auch diesen Frühling schält sich mir
der alte Schmerz aus meiner Haut
die einen Hoffnungsschimmer trug
das Dennoch meiner Wintertage

Genossin M. ist tot
das Leben gärt und gibt sich träge
die Alten sterben aus
ein jeder leistet seine Tage nur
mancher singt ein lang verschollnes Lied
von Morgenröte und dem Treueschwur
auf rote oder blaue Fahnen
das treibt Geschichten auf
von Mut und zähen Freunden
die gehen jetzt dahin
sprachlos geworden unter soviel Schweigen

Was haben wir versäumt von euch zu lernen
wir die wir nachgeboren sind
zu Zeiten einer andren Einsamkeit

...

In meiner Straße wächst ein Frühlingsbaum
mit Vogelsang und grünen Zweigen
den gehe ich belauschen
daß mir mein Herz nicht kalt verhärtet
und meine Stimme nicht verklingt

Peter Schumann
worauf warten?

der berüchtigte briefkasten
an der ecke
verschlingt (kommentarlos)
lauter formeln zur menschlichkeit.
mein vorrat ist bald erschöpft!
schreibt ihr an verstörte Fußgänger
so schreibt für mich mit.
achtung
der herzausreißer geht um.
meine finger schmerzen
ich korrigiere zu viele briefe
gegen das verrecken
gegen die gleichgültigkeit.
gruß dich jesus
du alter rebell,
laß die kirchen in den dörfern –
beug dich über uns
gebe uns bessere luft zum atmen
(garantiert schenke ich dir
ohne vorbehalt meinen glauben,
fasse dich kurz
aber steige ein).
antworte
– warten kann grausam sein.

so wird es dir klar

dein letzter geldschein zwingt dich
zum nachdenken
würgt dich langsam ab,
noch kommt luft durch
die stunden werden unglücklicher.
bald stehst du mit dem karpfen
auf du und du –
... oder zurück auf den dächern
mit den vögeln zwischen antennengestrüpp
allen gläubigern ein liedchen pfeifend,
es ist lustig –

es wird ernst
wenn dein magen „hunger“ keift
mußt du verhandeln
mußt du verkaufen
dich verkaufen
und es wird dir klar:
der staat hat zu lange beine.

handschellen

ist deine aufrichtigkeit nicht verflogen
legen sich dir warme
und kalte hände um deine schulter
so was geht schnell bei uns,
wie das wechseln von handschellen
von hand zu hand –
die summe ist unterschiedlich:
mal für einen mord ...
aber auch bußgeldversäumnis
legt die pforten zum gefängnis frei.
hast du deinen arsch durchgesessen
versucht dein land dir zu helfen
nur womit ist nie ganz klarsichtig.
– habe handschellen zu vergeben
angepaßt und vorgewärmt
mit feuchter wut
mit angstschweiß;
sie kommen auch zu dir! frühmorgens,
wollen sie deine hände sehen.
unter meiner dusche denke ich daran
dich telefonisch zu warnen
– eventuell hören sie nicht ab.

einfach von heute auf morgen

der zeiger steht
auf pflücken.
sorgen bleiben ungekämmt.
straßen spiegeln
nackte seelen
durch hütten mit losen träumen
und enten lassen ihre eier liegen;
bezahlt eure schulden mit falschgeld!
– gebogene zungen
finden empörungen
... legen sich ins waschbecken;
anfragen ist nötig.
unaufhaltsame trieben
zur friedfertigkeit
decken die dächer
eingeschlafener bankhäuser frei.
„eurochecks“ und was sonst noch
in den taschen locker sitzt
verlieren ihre vorherrschaft
– „klopapiere“ steigen an der börse,
zeigen was die stunde
geschlagen hat.

Ales Adamowitsch Nicht abseits vom Wichtigsten

Die Worte über die „Superliteratur“ stammen aus einem Streitgespräch mit einem Schriftstellerfreund. Die Literatur, sagt er, die realistische Literatur, kann nicht über das schreiben, was nicht war.

Und das – der dritte Weltkrieg – war tatsächlich, Gott sei Dank, nicht.

– Ja, aber Hiroshima, Nagasaki waren doch schon . . . Und was heißt: Die Literatur kann nicht? Also ran an die Superliteratur! Macht schon, tut doch etwas!

Denn sie, die allen den Untergang vorbereiten – mit Feuereifer und sogar mit dem Stolz von Professionellen –, sie verlieren keine Zeit.

„Die USA müssen zur Führung eines Nuklearkrieges bereit sein, der zwei Monate und länger dauern würde. Dabei ist vorgesehen, einen bedeutenden Teil der nuklearen Rüstungen und Nachrichtenmittel unversehrt zu erhalten, damit die Waffen noch für einen weiteren Nuklearkrieg reichen, der der vierte Weltkrieg werden wird“ (*Neue Zeit*, Nr. 27, 1. 7. 1984).

Das ist aus dem neuen Geheimplan der „Stahlhelme“ des Pentagons, die sich Tag und Nacht um die „Sicherheit“ ihres und anderer Völker kümmern. Sehen Sie, die „Stahlhirne“ arbeiten schon für den vierten, aber uns, den Literaturschaffenden, scheint immer, daß es noch zu früh ist, selbst über den dritten zu schreiben.

Natürlich ist es leicht, zu sagen: Macht eine Superliteratur! Aber was ist das, und wie ist sie zu machen?

Ein Anruf aus Moskau, als Fortsetzung eines anderen Gesprächs:

– Lies das „Eichhörnchen“ von Anatoli Kim! Erinnerst du dich an unser Gespräch über die Rolle des Fotoapparats bei der Erneuerung der Malerei? In diesem Gespräch erörterten wir eine solche Parallele: Einst hat die Fotokunst die Malerei gezwungen, neue Wege und Formen zu suchen, wo der Fotoapparat für sie kein Rivale ist, und heute treibt und rückt das Dokument die ganze übrige Literatur gerade in die Richtung der Erfahrung, der kühnen Fiktion. Dorthin, wo Gogol, Bulgakow und Márquez herrschen. Das heißt, ein gewisser Teil der Literatur tendiert zum Dokument, der andere hingegen setzt sich zum entgegengesetzten Pol ab.

Zwei Pole, zwei Flügel – eine neue Dokumentaristik und eine immer kühnere Fiktion –, ist es nicht gerade das, was heute die Literatur auf der Höhe hält? Anatoli Kim steht mit seinem Märchenroman „Das Eichhörnchen“ am äußersten Ende jenes Flügels, wo die rücksichtslose Phantasmagorie vorherrscht. Ein ungewohntes, sogar sehr ungewohntes Werk für uns! Aber wenn das richtig ist, wovon wir sprechen, das Auseinanderstreben der Literatur nach entgegengesetzten Polen hin, dann – was wird da noch alles kommen!

Mich beunruhigt das nicht; im Gegenteil, mir stellt sich das als etwas Normales dar gerade in der Entwicklung, im Aufschwung. Wenn der Anker und das Tau – der Dokumentarismus – fest und zuverlässig sind, warum soll denn da nicht fliegen, wer Freude am Höhenflug hat?

Je weiter die Pole voneinander entfernt sind, um so größer ist die Spannweite der Flügel, um so höher ist der Flug (bei dauerhafter Verbindung mit der Erde durch das Dokumentarische), und um so besser ist es für die Literatur.

Es braucht sicherlich nicht lange bewiesen zu werden, daß die Dokumentaristik der Schriftsteller (und um diese handelt es sich ja) ohne Beteiligung der Intuition, ohne das Gefühl für die ästhetische Wertung der dokumentarischen Stoffe, für die ästhetische Auswahl, ohne psychologische, emotionale Zusitzung des Werkes durch Montage, durch die Aneinanderreihung von Szenen, Erzählungen und Dokumenten usw. undenkbar ist. Kompetente Forscher schreiben schon längst, daß die zeitgenössische Dokumentarliteratur ihre eigene bildhafte Gestaltung herausgearbeitet hat und etwas Spezifisches, aber eben Künstlerisches ist.

Man kann natürlich unsere zeitgenössische Dokumentarliteratur ausgrenzen, aber bliebe dann nicht die schöngestigte Literatur mit einem abgebrochenen, verkürzten Flügel auf der Strecke?

Und noch etwas. Das Problem beschränkt sich durchaus nicht auf die Vorliebe der Leser. Warum so viele Leser heute der dokumentarischen Wahrheit den Vorzug geben, ist nicht schwer zu verstehen.

Wir werden die Frage anders stellen: Wodurch verlieren viele Schriftsteller selbst den Geschmack an narrativen Sujetformen, Genres und gehen zu einer dokumentarischen, essayistischen, publizistischen Schreibweise über? Ist das bloß ein Zugeständnis an das Leserinteresse oder aber etwas Gewichtigeres? Nein, das ist eher eine Frage ethischer Art. Wie sie es auch für Leo Tolstoi war, als er plötzlich den Geschmack am „Künstlerischen“ verlor und sich direkteren, offeneren Formen des Gesprächs mit dem Leserpublikum zuwandte, im Bestreben, mit seinem Wort auch Menschen aus dem Volk anzusprechen.

Nein, so etwas ist auch unserer Zeit nicht fremd, obwohl sich vieles geändert hat.

Ein Filmregisseur denkt qualvoll laut vor sich hin: Ich kann keine Filme mehr sehen, weder die eigenen noch die von anderen, weder die von uns noch die von ihnen. Ich fühle, daß wir ein ganz neues Kino brauchen, aber welches, welches nur?!

Und ich verstehe ihn. Ich kann keine „Literatur“ lesen. Und was ist dann schon über meine eigenen und meiner Freunde Werke zu sagen! Ich sah mir die Inszenierung des Regisseurs Anatoli Efros nach dem „Lebenden Leichnam“ (!) an und ertappte mich dabei, daß ich die „literarische Form“ (nicht einmal die Aufführung, sondern das Stück selbst) als ein Hindernis empfand für die direkte Fühlungnahme mit dem Gedanken und der Persönlichkeit des großen Tolstoi. Da wären die „Beichte“ oder die „Tagebücher“ schon etwas anderes, daß eben Tolstoi selbst über das Wichtigste spricht und keinerlei Vermittlung mehr nötig ist!

Ich verstehe, daß es nicht am Stück und nicht einmal an den Vorzügen oder Mängeln der Aufführung liegt, sondern an uns selbst und unserer Zeit: Es scheint, daß einem jetzt wirklich nicht der Sinn nach „Literatur“ steht!

Als François Mauriac gefragt wurde, warum er seit fünfzehn Jahren keine Romane mehr schreibe, erklärte er das so:

„Wer wenigstens einigermaßen aufmerksam die tragische Geschichte unseres Jahrhunderts verfolgte, dem erscheint der Roman schal; die Abenteuer der Bourgeois, der Großgrundbesitzer, ihre Verfehlungen, ihre Lüsternheit und ihr Geiz verdienen nicht, daß über sie gesprochen wird – der ‚Wellenschlag der Politik‘ ist interessanter“ (F. Narkirère, François Mauriac, Moskau 1983, S. 214).

Der Leningrader Kritiker Wladimir Lawrow führte in einem Brief eine Stelle aus André Maurois' „Hoffnungen und Erinnerungen“ über eine Begegnung und ein Gespräch mit Winston Churchill an. Der englische Politiker legte dem französischen Schriftsteller ans Herz: Hören Sie wenigstens eine Zeitlang auf, sich und die Leser mit der Beschreibung der „Liebe der Frau“ und des „männlichen Ehrgeizes“ zu ergötzen. Schreiben Sie statt dessen jeden Tag einen Artikel und in jedem über eines: Die deutsche Luftwaffe wird mit jeder Stunde stärker als die französische!

Der Schriftsteller schenkte dem Rat nicht Gehör, was er nachträglich (er gibt es selbst zu) sehr bedauerte. Als der Blitz eingeschlagen war!

Er hatte den Blitz nicht erwartet. Wir erwarten ihn ständig. Wie uns auch scheinen möge, wir leben weiter, wie wir lebten.

Vielleicht ist das der Grund, warum uns der Sinn nicht nach Literatur steht? Oder wenn schon Literatur, wenn schon „erdichten“, dann ohne sich auf die üblichen Formen zu beschränken. Wenn schon ein Losreißen von der Realität des täglichen Lebens, dann auch ein wirkliches Losreißen! Wenn man schon liest (schreibt), so ein sicher ins Schwarze treffendes „Dokument“, und wenn nicht dieses, dann Márquez! Ist nicht das in uns – den Lesenden und den Schreibenden –, wenn man tiefer in sich hineinschaut?

Aber unser Gedanke ist nicht der, und die Sorge ist nicht die, daß man sich statt mit Literatur mit Publizistik, Essayistik usw. beschäftigen soll. (Obwohl es heute außerordentlich wichtig ist, sich damit zu beschäftigen.)

Das Problem liegt gerade darin, wie man zur schöngestigten Literatur, genauer gesagt, zu welcher Literatur man zurückkehren soll. Wie soll sie sein, werden, damit nicht dieses „Ich kann das nicht lesen!“ übrigbleibt. Und was noch entscheidender ist: um nicht abseits vom Wichtigsten zu stehen.

Nein, stellen wir uns einmal vor, wir lesen die Literatur der Jahre 1941–1942 und entdeckten nicht Gedanken und Gefühle, die mit der tödlichen Bedrohung der Existenz des Volkes selbst verbunden sind, es gäbe darin weder Schmerz noch Zorn – nichts dergleichen gäbe es, sondern es handelte sich immer nur um die „Liebe der Frau“ und um „männlichen Ehrgeiz“ oder im besten Fall um den Bürgerkrieg, die Kollektivierung der Landwirtschaft usw. Und nur in einzelnen Werken einzelner Autoren – einiges über die drohende Gefahr, über die unvorstellbare Spannung, in der das Volk lebte.

So etwas ist unmöglich?

Nun, und wenn man uns in 40, in 50 Jahren lesen wird, was wird man herauslesen und erfahren?

Wird man herauslesen, daß die tödliche Gefahr über jeder Stadt, jeder Siedlung und jedem Haus lauerte (bereits im buchstäblichen Sinne)? Und daß es „von“, „bis“ Minuten, Sekunden sind?

Und dennoch ist davon fast nichts zu spüren! Weder in Fakten und Bildern noch im Gefühl – fast nichts. In den meisten Werken.

Was ist das, beneidenswerte Kaltblütigkeit? Oder muß man das vielleicht ganz anders nennen?

Der Moskauer Literaturwissenschaftler Juri Karjakin mit seinem *normalen* Gefühl für die drohende Katastrophe (unnormal ist heute das Fehlen eines solchen Gefühls) dachte einmal laut: Wie wäre es, wenn Computer die Gedanken, Gefühle, Sorgen aller Menschen einige Minuten, Sekunden, bevor es geschieht, festhalten würden? Wie viele Menschen waren besorgt, und worüber? Viele von ihnen über das Wichtigste? Deren Prozentsatz wäre voraussichtlich nicht groß. *Das ist es gerade, warum es geschehen ist, sich vollzogen hat...*

Schuld würden viele tragen, in einem der wenigen Werke „darüber“ – im Roman „Die Katastrophe“ des belorussischen Schriftstellers Eduard Skobelew – steht: „Außer den Kindern – alle.“ „Jetzt sind alle schuldig, und die Schuldlosen mehr als die Schuldigen, weil sie diese nicht zurückgehalten haben... Jetzt wären wir glücklich, bei der gestrigen Zeitmarke anzufangen, uns zum Kampf für die Rettung der Menschheit zu entschließen, aber es hat schon zwölf geschlagen, und nichts mehr läßt sich ändern.“

Eduard Skobelew versucht, die künftigen Gefühle der Menschen zu erraten, wenn sie so etwas zulassen, die man um so bitterer und intensiver empfinden würde, je später sie kämen, wenn man nichts mehr rückgängig machen könnte.

„Wenn sich schon alle Männer als Waschlappen erwiesen, so hätte doch die Frau in jener unheilvollen Nacht vor dem Druck auf den Knopf ihren schlafenden Partner erdrosseln müssen!... Sie hätte weder mit dem Gatten noch mit dem Sohn noch mit dem Vater Erbarmen haben sollen – um der Menschen der Erde willen...“

Nun, sich selbst zu bemitleiden, ist heute erst recht unvernünftig. Um nicht morgen allein Auge in Auge der eigenen Schuld gegenüberzustehen. In unseren Schriftstellerdiskussionen um die immer gleiche verdammte Frage: Nun, und was können wir, was kann die Literatur tun? – war einmal die betrübte, aber dennoch eine Frage zu hören: „Ich kann es nicht verhindern? Aber nicht fördern – das steht doch in meiner Macht! Wenigstens das. Um sich im letzten Augenblick nicht verfluchen zu müssen!

Für den einzelnen ist das möglicherweise auch eine Position. Aber für die ganze Literatur – nein, von ihr wird mehr verlangt. Die Aufgabe, die G. Schachnasarow im Artikel „Logik des nuklearen Zeitalters“ so formuliert: „So schnell wie möglich die Menschheit durch die Gefahrenzone ‚hindurchleiten‘.“

Das Problem liegt jedoch nicht nur im „Wollen“ oder „Nichtwollen“, über etwas zu schreiben oder zu sprechen. Sondern auch in der Fähigkeit der Literatur, Literatur zu sein, Literatur zu bleiben, dorthin zu gehen und in etwas einzudringen, woran es schrecklich ist zu denken.

„Wollen wir einmal versuchen, ein klares Bild zu bekommen. Der Faschismus blieb bei all seiner erschreckenden Scheußlichkeit immerhin im Rahmen

der menschlichen Vorstellungen vom Bösen. Und er war konkret, man konnte ihn durchschauen, hassen und sich sagen: Mit dem da werde ich mich nie abfinden. Aber jetzt hat die Menschheit eine neue Schwelle der Erkenntnis überschritten und hat sich offenbar als nicht darauf vorbereitet erwiesen, weder ins sozialer noch in moralischer Hinsicht. Sie hat eine Energie von kosmischer Stärke in die Hand bekommen und bedroht mit ihr sich selbst... Man kann sich doch unmöglich eine solche Wahrscheinlichkeit in abgehobener Haltung vorstellen, daß trockene Information einen Ausbruch von Emotionen auslöst. Vielleicht ist der Charakter dieser Emotionen so, daß er sich schwer in die bildhafte Reihe der Kunst umsetzen läßt.“

Gedanken und Worte Tschingis Aitmatow – aus seinem Gespräch mit dem pakistanischen Dichter Faiz Ahmad Faiz.

Auch Aitmatow quält sich damit ab: „Aber wie, wie, wie denn? Wie soll man all das, wovon wir jetzt sprechen, woran wir ununterbrochen denken, in die Sprache des künstlerischen Schaffens umsetzen? Wie soll man nur überzeugende Worte dafür finden, was man noch nicht einmal recht fassen kann?“ Ja, das ist ein Problem. Und noch dazu ein ernstes. Dennoch ist es kaum von Nutzen, seine Schwierigkeit zu übertreiben. Die Literatur hat immer fast alles vermocht, aber nur unter der einen Bedingung: wenn sie von einem echten Gefühl geleitet wurde. Wenn es nicht gelingt, heißt das, daß es gerade daran, am Gefühl, mangelt: Sie ist in unserem Bewußtsein noch nicht explodiert, jene verfluchte Bombe! Nicht von der richtigen Seite gehen wir heran, nicht vom Rande des Abgrunds, wir fürchten uns immer noch hinzuschauen. Aber wer denn sonst wenn nicht die Literatur, soll am Rande gehen und hinzuschauen? Es geht nicht an, „sich abzuwenden“, um ein Wort Dostojewskis zu gebrauchen, sich ängstlich oder auch zynisch zu drücken.

Wie Wladimir Lawrow in seinem Brief schreibt, „ist es heute sehr leicht, in einen bequemen, verantwortungslosen Pessimismus mit allen seinen zahlreichen Nuancen („nach mir die Sintflut“, „das geht mich nichts an“ usw. usf.) zu verfallen“. Und am gefährlichsten ist, daß eine Art Magnetfeld geschaffen wird: Der eine denkt so, der andere spürt das und tendiert ebenfalls zu solchen Gedanken, der dritte gerät unter den Einfluß dieser beiden, der vierte... Gerade da haben die „Stahlhelme“ Freiraum für ihre Machenschaften.

Aufschlußreich ist die Lektion des Fernsehfilms „The Day After“. Die ihn gesehen haben, behaupten, „nicht der beste Film“ und bei weitem werde da nicht alles gezeigt, gesagt wurde, er habe aber trotz alledem – gezündet. Er brach wie ein Wirbelsturm über ein ganzes Volk, über die Amerikaner herein und zwang 100 Millionen Menschen dazu, in den Abgrund zu schauen, der schon längst neben ihren Offices, Autobahnen, Villen und Nachtclubs klafft, den sie aber nicht wahrgenommen haben...

Arthur Miller hat sich so dazu geäußert: „Die Amerikaner haben verstanden, daß der nukleare Krieg kein gewöhnlicher Krieg ist. Mich hat allerdings dieser ganze Wirbel bei uns gewundert. Wie dachten sie denn, kann ein solcher Krieg sein? Das heißt, daß sie nicht sehr viel darüber nachgedacht haben.“ (*Literaturnaja gazeta*, 14. 3. 1984)

Sie sinnen nicht sehr viel darüber nach, währenddessen führen Politikaster und Generale am äußersten Rand des Abgrunds ihre Tänze und Possen auf,

sie gaukeln uns vor, wie ungefährlich, sogar heilsam und spannend all das ist: Was ist denn schon dabei, ein Krieg mehr, noch dazu ein „begrenzter“, wie viele hat es doch schon gegeben, wir leben und es geht uns gut! So etwas wie einen heilsamen Schock habe ich selbst bekommen, aber nicht von dem Film, sondern bei der Lektüre des Buches „Das Schicksal der Erde“ von Jonathan Shell. Und ich beobachtete, wie dieses Büchlein, nur ein einziges Buch, das Bewußtsein umkrempelt: Stellung, Beruf, Alter, Geschlecht, Lebenserfahrung – alles trat zurück, und in den Vordergrund drängte der bohrende, beklemmende Gedanke: Was kann man da denn tun, und was soll man tun? Was kann ich, was, was?...

Darüber ist man bei uns ernstlich besorgt. Ärzte und andere Wissenschaftler, etliche Fachleute unternehmen viel, damit die Leute über die „allerletzte Epidemie“ Bescheid wissen. Es wurde das Komitee sowjetischer Wissenschaftler zum Schutz des Friedens und gegen die nukleare Bedrohung gegründet, an dessen Spitze der Vizepräsident der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, der bekannte Physiker Jewgeni Welichow, steht. Das Komitee hat sich die Aufgabe gestellt, möglichst vielen Menschen in der Welt die Wahrheit über das Ausmaß und den Charakter der nuklearen Drohung nahezubringen.

Ein entsprechendes Schriftstellerkomitee gibt es nicht. Es läßt sich nicht behaupten, dies sei eine reine Formsache, wir würden auch ohne ein solches Komitee unseren Teil der Arbeit leisten.

Wie weit viele von uns davon entfernt sind, wie sehr sie eine derartige Arbeit scheuen, zeigte die Konferenz zu den gegenwärtigen Problemen der „Kriegs“-Prosa, die im April 1983 in Minsk stattfand.

An ihr nahmen namhafte belarussische und russische Schriftsteller und Kritiker des „Kriegsthemas“ aus vielen Städten teil. Sie sprachen nicht so sehr vom Geleisteten und Geschaffenen als davon, wie es weitergehen soll, ob wir wohl das Richtige machen und womit wir uns befaßten.

Sehr selbstkritisch waren die Beiträge der Vertreter unserer besten Literaten über den Krieg, alles wurde von der Einsicht bestimmt, es wäre immer noch nicht genug, hätten wir selbst zehnmal mehr getan – so eine Zeit ist angebrochen.

Ja, wir reden davon und streiten uns, aber „unsere Sache ist das Schreiben“, wie Tschingis Aitmatow im Dialog mit dem pakistanischen Dichter sagte. Und das ist natürlich ernstzunehmen und nicht aus den Fingern gesogen: „Wie, wie, wie?“ Wie schreiben?

Erbarmungslos legt der Bulldozer – das 20. Jahrhundert – im Bewußtsein der Menschen ganze Schichten frei, alte, vom langen Liegen dicht zusammengepreßte Schichten, dabei werden Geheimnisse und Reichtümer des Psychologischen enthüllt, die man früher nur durch „Tiefbohrung“ erreicht hatte. Vieles, sehr vieles wird der ganzen Literatur zugänglich, und nicht bloß Genies. Man muß lernen, diese neuen Möglichkeiten zu nutzen.

Immer wenn wir die Erinnerungen der Menschen aufzeichneten, die die Tragödie von Chatyn und die Leningrader Blockade durchgemacht hatten, waren wir überrascht: Aber das ist ja Dostojewski! Hinter der einfachsten Geschichte – plötzlich eine neue Kenntnis vom Menschen. Und den Weg in jene

Tiefen, bisweilen höllische Tiefen, zeigten nicht Dante, nicht Dostojewski, sondern schlichte Frauen aus dem Volk: Teklja Kruglowa, Marja Iwanowna Dmitrijewa...

Welch unermeßliche Abgründe die Situation enthüllt, in der nun die ganze Menschheit existiert – das muß noch entdeckt werden.

Wer, wenn nicht die Literatur (neben der Wissenschaft), soll da den Weg weisen?

Im März 1984 konnte ich an der Tallinner Tagung des Komitees der sowjetischen Gelehrten und Kämpfer gegen die nukleare Bedrohung teilnehmen. Nur zwei Vertreter der Geisteswissenschaften waren anwesend, Rolan Bykov und ich. Deshalb richteten sich an uns die berechtigten Vorwürfe der Physiker, Mediziner und Chemiker: Mit eurem Beruf könnetet ihr besonders viel in dieser Sache ausrichten – ihr könnetet einer Unzahl von Menschen die ganze Wahrheit über die Folgen eines nuklearen Konflikts ins Bewußtsein einprägen! (Das ist um so wichtiger, als sich die Militaristen im Westen der Gründung eines Weltkomitees der Wissenschaftler und Kulturschaffenden mit einer solchen Zielsetzung verbissen widersetzen – bis heute gibt es dieses Komitee nicht.)

Rolan Bykov nahm an der Versammlung der Wissenschaftler mit einem ganz bestimmten, praktischen Ziel teil: Er will einen Film drehen, der gerade dieser Sache dienen soll. In jenem Film werden sicherlich sowohl der „nukleare Winter“ als auch die „nukleare Nacht“ gezeigt werden – ich sah, wie der Regisseur den Beiträgen der Wissenschaftler aufmerksam lauschte und ihre „Szenarien“ durchstudierte, in denen die einen oder anderen Folgen der nuklearen Schlacht modelliert werden.

„Die Temperaturverhältnisse der Atmosphäre und der Oberfläche des Mars unter gewöhnlichen Bedingungen und bei Staubstürmen können auf der Grundlage einfacher theoretischer Überlegungen beschrieben werden... Die Stürme kommen gewöhnlich zu Beginn des Sommers in der südlichen Hemisphäre auf und erfassen innerhalb einiger Wochen praktisch den ganzen Planeten. Dabei kühlte die Oberfläche des Mars um 10 bis 20 Grad ab, und die Atmosphäre erwärmt sich um etwa genausoviel. Der aufgewirbelte Staub von Submikrongröße hält sich in der verdünnten Atmosphäre des Mars einige Monate lang.

Ein analoges Modell für die Erde schätzt richtig die Temperaturmittel der Oberfläche und der Atmosphäre ein. Wenn man dieses Modell auf die im Ergebnis von nuklearen Detonationen verstaubte und verrauchte Atmosphäre anwendet, kann man eine Abkühlung der Oberfläche der Kontinente um 30 bis 40 Grad erwarten...“

Der Tod wird selbst den Tod sterben – das scheint die letzte Dimension der nuklearen Bedrohung zu sein. Das heißt, niemand und nichts mehr wird auf der Erde sterben, weil niemand und nichts auf die Welt kommen wird.

Nach Meinung unserer und maßgeblicher ausländischer Wissenschaftler lautet die wichtigste Schlußfolgerung: „Wenn der Nuklearkrieg ausbricht, wird der Mensch keinerlei Chancen zum Überleben haben.“

Ich erinnere mich da an ein Gespräch mit einem Literaten, einem durchaus gebildeten Menschen, in der Redaktion einer angesehenen Zeitschrift: Wozu,

sagte er, denn die Farben so dick auftragen, die Hauptstadt (er selbst lebt in der Hauptstadt) wird man vor einem Nuklearschlag schon zu bewahren wissen!

Und da ist die Meinung von Wissenschaftlern, die sich ständig mit solchen Fragen und Problemen beschäftigen: „Selbst ein regionaler Konflikt, sagen wir in Europa, wird den Ländern aller Kontinente einen nie wiedergutzumachenden Schaden zufügen. Indien, Brasilien, Nigeria und Indonesien könnten untergehen, selbst wenn nicht eine einzige Bombe auf ihr Territorium fällt. Davon wird offen im Schlußdokument gesprochen, das von den Teilnehmern des wissenschaftlichen Symposiums über die klimatischen Folgen eines Nuklearkriegs verabschiedet wurde, das in diesem Jahr in der Päpstlichen Akademie der Wissenschaften im Vatikan stattfand.“

So daß sogar ein „hauptstädtischer Standpunkt“ nicht mehr ausreicht in solchen Fragen und Angelegenheiten; so einer ist da vonnöten – ein planetarischer! Und da wäre das Bild, das „Szenarium“ unserer Wissenschaftler, das den besagten „nuklearen Winter“ schildert: „Es wurde festgestellt, daß im Ergebnis von nuklearen Detonationen massenhaft Brände entstehen, die riesige Territorien erfassen. Das wird zur Bildung einer kolossalen Zahl feinster Rußteilchen von Submikrongröße führen... Auf der Erde wird Finsternis hereinbrechen. Dadurch wird das Strahlungsgleichgewicht des Planeten gestört und werden *globale Klimaveränderungen eintreten*, die für das Leben viel schrecklicher sind als die direkten Wirkungen eines nuklearen Angriffs – die Druckwelle, Wärmestrahlung und radioaktive Strahlung.

Es wird ein rascher Temperaturfall über den Kontinenten um Dutzende Grad erfolgen. An einzelnen Orten, über dem Territorium der USA, der UdSSR und über Europa, wird dieser Temperatursturz bis 50 Grad Celsius erreichen. Dieser Zustand wird mindestens ein Jahr lang dauern. Es wird ein „nuklearer Winter“ einbrechen. Nach Berechnungen wird das ungefähr einige Tage nach der letzten nuklearen Detonation eintreten. Und der Himmel wird sich, wenn man so sagen darf, einfach umstülpen. Er wird oben heiß (allmählich wird er in einer Höhe von 10 bis 15 km + 100° C erreichen) und unten kalt werden. Das wird der Anfang einer totalen ökologischen Katastrophe sein.“

Wenn so etwas droht und möglich ist, bekommt alles Übrige einen anderen Wert, das ganze Denksystem muß sich ändern. Die stärksten Zeilen sind auch beim Moskauer Dichter Igor Schkljarewski in seinem Poem „Lied vom Frieden“ gerade diejenigen, wo diese Veränderung vor sich geht.

„Wer ist der größte Marschall? fragt nächtens der Bruder.

Wer ist der größte Krieger?

- Batu?
- Bonaparte?
- Kutusow?
- ... Der größte Marschall ist der, der keinen Krieg beginnen läßt und keinen Krieg beginnt!
- Der größte Krieger ist der, der kostbares Blut nicht vergißt, das der Seinen und das der Fremden...“

Es kennzeichnet alle künstlerisch gestalteten Werke darüber ein Merkmal des

Publizistischen – das gilt für Eduard Skobelevs Roman und für die Verserzählungen Jewgeni Jewtuschenkos, Igor Schkljarewskis und Andrei Wosnessenskis. Das ist ein besonders politisch-publizistisches Merkmal, ihm liegt emotionale Sprengkraft zugrunde. Die Logik selbst erzeugt die Explosion – durch das Unlogische dessen, was geschieht und von Menschen und im Namen der Menschen angerichtet wird.

Aber nicht alles läuft auf das Publizistische hinaus. Es gibt auch noch andere Möglichkeiten, Wege und Mittel – man muß sie bloß suchen, und natürlich wird sie die Literatur in ihren Besitz nehmen, wenn sie dieses brennende „Thema“ wirklich in sich aufnehmen wird.

Ein solches Experiment ist bekannt – als erste sind ausländische Werbefachleute darauf gekommen. In einen gewöhnlichen, x-beliebigen Streifen klebten sie in bestimmten Abständen ein für sie erforderliches Einzelbild ein. Der Zuschauer bemerkte es nicht einmal, das kleine Einzelbild huschte an seinem Bewußtsein vorbei, aber im Unterbewußtsein – in diesem kleinmaschigen Netz – bleibt es hängen. Und der Mensch, der ein unverständliches Verlangen nach einem gewissen Gegenstand, einer Ware spürt, läuft ins Geschäft...

Unsere Zeit legt kein Veto ein gegen alles Frühere in der Literatur – die „Liebe der Frau“, den „männlichen Ehrgeiz“ usw. usf. Durchaus nicht. Aber sie verlangt ihr kleines „Einzelbild“ (wenigstens das), wovon wir auch schreiben, erzählen wollten. Um so mehr, als es das nukleare Zeitalter direkt in unser Bewußtsein hineinklebt, über kurz oder lang, ob wir es wollen oder nicht. Viele, die den Krieg mitgemacht und seine Schule durchlaufen haben, trugen lange, und manch einer trägt auch jetzt noch seine „Einzelbilder“ in sich – eine seltsame, uns selbst erschreckende Besonderheit, Gewohnheit des Gedächtnisses: Da geht man auf einem Waldweg, fährt auf einer Asphaltstraße, oder klettert auf die Krim-Berge hinauf – und plötzlich: peng, peng! Jemand schießt auf dich, oder du auf jemanden, einen Unsichtbaren. Mit dem Maschinengewehr, mit der MP oder mit einem Mehrlader – je nachdem, was man einmal benutzt hat. Oder wovon man geträumt hat, es einmal zu besitzen, um so, wie mit einem Feuerwind – die Feinde zu bestreichen! (Und die Partisanen haben immer von einer automatischen Waffe geträumt).

Jahrzehnte sind verflossen, aber es lassen sich einfach immer noch keine vertraulich friedlichen Beziehungen zum umgebenden „Gelände“ herstellen. Der Baum ist für dich immer noch ein Orientierungspunkt, die Schlucht – ein Unterstand, der Stein – eine Deckung vor einer fremden Kugel, vor dem feindlichen Feuer.

Immer wenn ich deswegen sehr wütend war, nannte ich dieses „Peng-Peng“, das „Tupiga-Syndrom“. In meiner Novelle „Strafkommando“ gibt es diese Figur. Wie lange kann man denn diese verdammten „Mähmaschinen“ um die Schulter oder quer vor der Brust umgehängt mit sich herumschleppen?!

Und endlich wurde ich es los. Es verschwand, es wurde verdrängt. Durch etwas noch Schwereres verdrängt. Nachdem ich viel davon gelesen hatte und mehr als einmal in Gedanken das miterlebt hatte, was Menschen am 6. und 9. August 1945 durchgemacht hatten – vorläufig nur die Japaner –, begann ich mit ihren Augen und mit ihrer Erinnerung sowohl die Minsker Straßen als

auch den Himmel über der Krim und die Glätte des Baikalsees zu sehen. Alles ist da – und plötzlich ein greller, viele tausend Sonnen starker Blitz, die ersten 30 Sekunden eines unerträglichen Leuchtens und eines wie eine Pfanne zischenden Geräusches, das vom schmelzenden Glas, Metall, Sand und einer Blasen werfenden toten und lebenden Materie herrührte!

Du gehst durch eine nach Regen, Frische riechende Straße, und da ist so ein Glücksgefühl, daß alles *noch da ist*, ein kleiner Junge drückt und zupft an einem roten Luftballon in seinen Händchen herum, der Gummi quietscht, der Junge lacht, und plötzlich überfällt dich der Gedanke, *man sieht*: der Luftballon verschwindet als erster in einer Millionstelsekunde, und dann – jene 30 endlosen Sekunden! . . . Und der Schrei aus der Vergangenheit von Chatyn: „Mein Kindchen, mein Söhnchen, weshalb hast du denn die Gummistiefelchen angezogen, warum hast du nur diesen Gummi angezogen, deine Beinchen werden doch lange im Gummi brennen!“

Wie weit wir das auch von uns wegschieben, verstecken und tief in uns vergraben mögen – im Gedächtnis und im Bewußtsein von uns sind die kleinen „Einzelbilder“ schon hineingeklebt und huschen vorbei . . .

Das Syndrom des vergangenen Krieges, seine überaus tiefe Spur in unserer Psyche nährte lange und nährt auch jetzt unsere „Kriegs“-Literatur.

Ein neues Gefühl und Wissen soll unsere neue „Kriegs“-Literatur (eine im Pathos noch stärker gegen den Krieg gerichtete) nähren – und wie muß diese Literatur dann zünden, mitreißen und aktivieren!

Aber die Gefahr, die ganze Gefahr müssen wir noch verspüren, in uns hinein lassen. Und wir, die über den Krieg geschrieben haben und schreiben, müssen zu den ersten gehören, die das tun. Wird jene verdammte Bombe in uns selbst detonieren – dann wird auch das lebendige Wort gefunden, werden wir nicht in Verlegenheit sein und werden wir nicht klagen: Wie? Wie sollen sollen wir darüber schreiben? Es wird keine Notwendigkeit mehr bestehen, zu theoretisieren.

Aber vorläufig müssen wir's tun.

... Eine Superliteratur? Nein, das ist wohl zu viel gesagt, über das *Minimum* hinaus wird nichts verlangt: darüber zu schreiben, woran wir ständig denken, selbst wenn wir das verscheuchen wollen, aber gemacht muß das werden ebenso ernst, wie wir es erlernt haben – das auch nicht auf einmal – über den vergangenen Krieg zu schreiben. Wenn wir übrigens sagen, daß *Superanstrenungen* notwendig sind, um die *Superwaffen*, die tödliche Gefahr, die von ihnen ausgeht, zu besiegen, ist es denn da nicht gerade jetzt höchste Zeit, auch das Gespräch von einer *Superliteratur*, von einer *Superkunst* zu beginnen.

Das schonungslose Zeigen nicht nur des vergangenen, sondern auch des drohenden Krieges – das ist der *direkte Zugang* zum Thema. Aber ein solcher Weg ist nicht der einzige. Ja, wenn es in dich eingedrungen ist, wenn du es aufgenommen hast – worüber du auch schreiben magst, du wirst auch *darüber* schreiben. Recht und noch einmal recht hatte Juri Karjakin, als er beim Treffen am „runden Tisch“ in der Redaktion der Zeitschrift *Latinskaja Amerika* sagte (vgl. Nr. 3, 1983), daß gerade die reale Begegnung mit dem realen Tod (die Gefahr des Selbstmords) – eine „durch nichts ersetzbare Methode der Erkenntnis ist“, die „die Herausbildung einer neuen Weltwahrnehmung,

Weltvorstellung, Weltanschauung der Gemeinschaft des Menschengeschlechts, gerade einer Weltwahrnehmung als Gattung“ fordert und dazu drängt.

Erst wenn die Literatur Gefährdung und Bedrohung des Menschengeschlechts selbst wahrgenommen hat, beginnt sie, erst dann, alles, was es gibt, was vor den Augen ist, auf eine ganz neue Art, anders zu betrachten. Und solange sie das nicht bis ins letzte wahrgenommen hat, die neue Anlage vorläufig noch nicht funktioniert, muß man sich immer noch zureden, etwas so und nicht anders anzusehen, nicht von hier, sondern von dort – zum Beispiel vom Mond oder vom Mars – zu betrachten.

Man kann sich leicht vorstellen, mit welcher Begier und Begeisterung Menschenaugen etwa einen gewöhnlichen Regenwurm oder sogar eine Zecke (was heißt da eine Zecke – einen Tuberkelbazillus!) betrachten würden, wenn sie vom Mond, vom Mars, oder von der Venus auf die Erde gebracht worden wären. Rührung und Glück! Das ist ja – Leben, Leben!

Und was machen wir mit ihm, mit dem Leben, hier, auf der Erde? Was führt man gegen das Leben im Schild?!

Ist nicht die Zeit gekommen, alles, was Leben ist – auch hier auf unserem eigenen Planeten –, gerade mit solchen Augen zu sehen? Das Glück des Lebens, *einfach des Lebens*, das wegen all der Sorgen und Gefahren ganzbekommen ist, die Manifestation seines Selbstwertes, und dadurch – des Gefühls der Selbsterhaltung als Gattung – ohne all das ist die Literatur undenkbar, die Literatur überhaupt – sowohl die „Kriegs“- als auch die „Dorf“-Literatur und jede andere.

„Vor uns liegt der Weg des ununterbrochenen Fortschritts, des Glücks, des Wissens und der Weisheit. Statt dessen erfanden wir den Tod bloß aus dem Grund, weil wir unseren Hader nicht vergessen können. Wir wenden uns als Menschen an Menschen: Gedenkt dessen, daß ihr dem Menschengeschlecht angehört, und vergeßt alles andere. Wenn ihr das tun könnt, ist vor euch der Weg ins Paradies offen. Tut ihr das nicht, ist vor euch die Gefahr des totalen Untergangs.“

Das ist – aus dem Russell-Einstein-Manifest (1955) – eine der ersten Warnungen. Wieviel Warnungen sind denn nötig, damit die Menschen der Vernunft gehorchen?

Das menschliche Gedächtnis quält bis heute noch das in den vierziger Jahren Erlebte und Erlittene. Aber es droht doch etwas selbst mit dem grausamsten und blutigsten der Kriege nicht Vergleichbares. Dort fanden fünfzig Millionen den Tod. Das aber droht mit dem garantierten Tod von fünf Milliarden – das sind also 100 (hundert!) Kriege vom Maßstab des bisher größten, gepreßt in Stunden, Minuten! . . .

Wie soll man denn darüber, über so etwas schreiben? Von welcher Sicht aus, wenn alles momentan verglimmen und verdampfen wird? Aus der Sicht, „im Namen“ der Schatten auf der Mauer, auf dem Gehsteig, auf der Brücke, die irgendwo bleiben werden, wie sie in Hiroshima geblieben sind? . . .

Das ist etwas Undenkbares, wie soll man denn über etwas Undenkbares schreiben?! Nun, ebenso, wie über etwas Undenkbares. Sehr überraschend brachte diesen Widerspruch Juli Kimm in seinem poetisch-dramatischen

Werk, das jetzt in der vom Publikum mit Interesse und Spannung verfolgten Aufführung des Stanislawski-Theaters zu sehen ist, zum Ausdruck, vermochte ihn zu vermitteln.

„Außerirdische Wesen“ beschlossen, den Erdenbewohnern zu zeigen, was sie erwartet . . . Drei Brüder: ein anmaßender General, ein von der Technik besessener Erfinder und ein junger Terrorist – ein Aufbegehrer gegen die Geschäfte, an denen die älteren Brüder mit „professioneller“ Herzlosigkeit teilnehmen, betrat drei Fernsehkabinen. Sie traten mit einer Grimasse des Mißtrauens, sogar Interesses, ja der Neugier ein: Nun, nun, wie wird das sein?

Und einer nach dem anderen fallen sie aus den Kabinen heraus – halbtot, mit dem sabbernden Gebrummel eines Idioten, mit der letzten Bitte: „Tut doch irgend etwas! . . .“

Einem der Schriftstellerfreunde kam der Gedanke: Es kann doch aber auch so passieren, daß irgend jemand (und nicht nur einer) seinen und den gemeinsamen Untergang noch auf dem Bildschirm des Fernsehapparats sehen kann: Eine zufällige Life-Reportage vom Ort des Geschehens, mit dem auch alles beginnen wird und . . . die Sendung reißt ab, der Fernseher wird zusammen mit allem übrigen erlöschten.

Nein, nein, wir dürfen es darauf nicht ankommen lassen!

„Wir müssen lernen, auf neue Art zu denken –, appellierten die Verfasser des oben zitierten Manifestes an das Gewissen der ganzen Welt, das zum programmatischen Dokument der Pugwash-Friedensbewegung der Wissenschaftler wurde – wir müssen lernen, uns nicht danach zu fragen, welche Schritte für die Erreichung des militärischen Sieges über jenes Lager, zu dem wir nicht gehören, unternommen werden müssen, denn solche Schritte gibt es nicht; wir müssen uns folgende Frage stellen: Welche Schritte kann man für die Verhütung eines bewaffneten Kampfes unternehmen, dessen Ausgang für alle seine Teilnehmer katastrophal sein muß?“

Und die Literatur, und wir, die Schreibenden – wo ist unser Platz in all dem? Wir müssen doch auch noch lernen und lernen, auf neue Art zu denken, wir müssen auch lernen zu fragen und auf Fragen zu antworten, die es selbst zu stellen schrecklich ist, und lernen, auf rein professionelle Fragen zu antworten: Wie, wie, wie soll man darüber, über so etwas schreiben?!

... Ich sah mir den Fernsehfilm „The Day After“ an, der Amerika einen Schock versetzte, und stellte fest, daß wir Belorussen alles darin Gezeigte (mit Ausnahme der unheilverkündend aus den Schächten zischenden Raketen) schon gesehen, durchgemacht haben. In den Jahren des vergangenen Krieges. Die Amerikaner können sich nur mit Mühe vorstellen, was uns real bekannt und erinnerlich ist. Ja auch den Deutschen – aus den zerbombten, ausgebrannten Städten Dresden, Köln, Berlin. Der amerikanische Film der „nuklearen Schlacht“ reicht kaum an die Wahrheit des zweiten Weltkrieges heran. Sie haben einfach all das nicht durchgemacht, was wir Europäer durchgemacht haben, und das ist Amerikas Glück.

Eben deshalb ist es für uns leichter, sich das Unvorstellbare vorzustellen, und wir, gerade wir Europäer, könnten der Welt schildern, was alle erwartet,

wenn der Traum von einem Planeten ohne Kriege und Waffen nicht in absehbarer Zukunft in Erfüllung geht. Der Traum, den unser Land von nun an zu seiner realen und ständigen Politik erklärt – ich meine den Vorschlag über die Beseitigung aller Arten nuklearer, chemischer und anderer Massenvernichtungswaffen bis zum Jahr 2000.

Der Artikel, den ich dem deutschen Leser zu offerieren wage, gibt die Gedanken, Zweifel und Diskussionen wieder, die die sowjetische Literatur beschäftigen. Ich möchte glauben, daß sie in irgend etwas den Gedanken und Gefühlen der Schriftstellerkollegen aus der BRD sehr ähnlich sind. Wir haben unterschiedliche politische Systeme, aber es vereint uns, außer den allgemein humanistischen Traditionen und Glaubenssymbolen, auch noch eine solche, schon neue, Gemeinsamkeit des Denkens des nuklearen Zeitalters. In früheren Zeiten war es so: Je größer das militärische Potential war, um so garantierter erschien die Sicherheit eines Staates, eines Landes, um so sicherer schien auch die Zukunft. Heute ist es umgekehrt. Je mehr du Waffen und Kriegsmittel auf deiner Erde hast, desto mehr Bomben und Raketen werden sie im Kriegsfall auf dein eigenes Haupt ziehen.

Das heißt, die tödliche Bedrohung des Lebens, die Bedrohung der Zukunft des eigenen Volkes fühlen heute besonders die Stärksten.

Es war, soviel ich mich erinnern kann, nichts davon zu hören, daß irgendwer aus Australien oder Ekuador nach Amerika unter den Schutz des „nuklearen Schirms“ geflüchtet wäre. Aus Amerika aber, aus Europa setzt man sich ab, flieht man – dorthin, wo es weniger Waffen gibt ...

In diesem Sinne haben sowohl wir als auch westeuropäische, ja auch amerikanische Schriftsteller wahrscheinlich ähnliche Gefühle, Empfindungen, und das heißt, daß sich auch die Gedanken annähern und übereinstimmen können.

Wir sollten öfter zusammenkommen, beraten und herausfinden, was wir gemeinsam tun können, damit sich das nicht Wiedergutzumachende nicht ereignet. Albert Einstein hat ein gutes Gebot hinterlassen, in dem die nicht sehr heitere Kehrseite, gleichsam lichte Seite des nuklearen Zeitalters – es gibt sie in der Tat – betont wird:

„In dem Maße, wie die Atombombe einen immer düstereren Schatten auf die Welt warf, zeigte es sich immer deutlicher, daß alle Menschen Brüder sind.“

Uwe Gardein Arno Schmidt und Einer seiner Bewunderer

Zum Briefwechsel mit Alfred Andersch

Vor einer Schullesung sagte mir ein Gymnasiast, er wolle sich nicht indoktrinieren lassen, und: Er will in einem Land leben, auf das er stolz sein kann. In Österreich ist ein Mann Präsident geworden, dessen Gedächtnisschwund so gravierend ist, daß er kaum in der Lage ist zuzugeben, wenigstens sein Pferd sei Mitglied in der Reiter-SA gewesen.

Und die bundesdeutschen Nachgebürtigen sind sowieso alle lupenrein. Holladiehopp und Trallallend, so soll denn auch die Kultur sich zeigen. Wir spielen mit Sprechblasen Blindekuh und nennen das Literatur. Das hat nichts miteinander zu tun? Wohlan, so schauen wir auf die beiden Großen: Alfred Andersch und Arno Schmidt.

Ihr Briefwechsel begann im September 1952. In einer Zeit also, da sich die alten Mächtigen ungern zählen ließen, dafür um so kecker die neue Republik unterwanderten.

Aus 27 Jahren haben der Haffmans-Verlag bzw. die Arno-Schmidt-Stiftung (ich wünschte mir ähnliches für Alfred Andersch) 267 Briefe archiviert. Bedauerlich ist, daß die Autoren einen Teil ihrer Korrespondenz nicht verwahrt haben, andererseits zeigt das, daß sie ihre Briefe nicht für eine neugierige Nachwelt verfaßt haben, und genau das macht sie zu wichtigen Dokumenten für die Literaturgeschichte der BRD.

Es ist sicher kein Zufall, daß sowohl Alfred Andersch als auch Arno Schmidt bei Schweizer Verlagen Zuflucht fanden. Die Literatur beider Autoren ist eng verzahnt mit deutscher Vergangenheit und der Entstehung der BRD, ist also eminent politisch. Gerade heute, wo politische Literatur als Nichtliteratur und ihre Verfasser als unsensible Betonbauer beschimpft werden, ist es hohe Zeit, sich der Vergangenheit zu erinnern. Balzhäne für eine Wende in der Literatur gab es damals auch. Allein schon deshalb ist der Briefwechsel empfehlenswert. Das Postulat einer literarischen Literatur (was auch immer das sein mag) reichte auch gegen Alfred Andersch und Arno Schmidt aus.

„Wahr aber ist: Kunst als Illusion wäre und bliebe auf der ganzen Strecke Lüge, im moralischen wie außermoralischen Sinne genommen“ (Ernst Bloch: „Das Prinzip Hoffnung“, Bd. I). Das galt für Andersch und für Schmidt. Genauso dafür wurden sie gescholten. Sie malten keine falschen Bilder und redeten nicht ja ja, wenn sie nein nein meinten. Ihre Kritik an der neuen-alten Gesellschaft wollte „man“ nicht, und so mußte, vor allem bei Arno Schmidt, Literaturkritik herbei, um zu beweisen, welcher Lumpenhund von Schriftsteller da Nestbeschmutzung trieb.

„Kunst und Wirklichkeit sind getrennt, jene darf diese verschönern, doch nicht untergraben, je unethischer es in der Realität zugeht (nicht nur das russische Politbüro fordert positive Helden), desto ethischer und positiver soll es in der Kunst zugehen, die Welt soll wenigstens beim Schriftsteller stimmen, der Geist soll den Konsumenten bestätigen, rühmen, nicht beunruhigen, er

soll ein Genußmittel darstellen, nicht eine Schikane“ (Friedrich Dürrenmatt: „Schriftstellerei als Beruf“, 1956).

Sprach diese Republik gestern über ihre unethische Realität? Spricht sie heute davon? Sie schweigt und fährt in Urlaub. Das sind die Eckdaten der Marktforschung für eine neue deutsche Literatur. Schreiben Sie doch was Lustiges, sagen die Produzenten, das schießt in den Markt, und Sie können sich auch mal wieder einen Urlaub leisten. Also, wer die Krebsleiden und Geschwüre dieser Republik aufschneidet, soll sich nicht wundern, wenn er sich mit dem Skalpell die Gurgel durchschneidet. Die Diffamierung von Literatur hat in diesem Land eine lange Tradition. Wie wird man zum Nichtliteraten? Wie macht man sich tödliche Feinde?

Zum Beispiel, indem man ein Buch schreibt mit dem Titel „Die Gelehrtenrepublik“ und darin sagt, wem das Betreten dieser Republik grundsätzlich verboten ist:

– Politiker; Berufssoldaten, Filmstars, Boxchampions (aller Gewichtsklassen); Verleger, Rezensenten; Personen, die die Priesterweihe irgendeiner Religion erhalten haben . . . /

Reiche Gaffer, sehr reiche, mußten manchmal leider zugelassen werden; hatten jedoch vorher unheimliche Beträge aufs „Förderkonto“ einzuzahlen (Arno Schmidt „Die Gelehrtenrepublik“, S. 123).

Arno Schmidt hieb weiter:

Militarismus, Bumm, Klerikalismus,
o ewige Spaltung! Ewig, das heißt:
bis zum nächsten Kriege, den – wehr wohl? –
vom Zaun bricht.

(Aus: „Widmungsgedicht für W. Michels zum Roman *Das Steinerne Herz*.“) Tja, darf das Literatur? Natürlich darf sie nicht. Arno Schmidt wurde zu lebenslänglicher Armut verurteilt.

Arno Schmidt hatte, vielleicht im Gegensatz zu Alfred Andersch, nie so recht an eine demokratische Entwicklung „seiner“ Deutschen geglaubt. Und das hat, denke ich, mit seiner Erkenntnis zu tun, daß kaum einer lauthals die Mitschuldigen am deutschen Faschismus an den Pranger stellen möchte. Also tat er es in seinen Büchern. Arno Schmidt mißtraute der These von Anfang an, das ganze Volk habe seine Lektion gelernt. Zu massiert saßen ihm die alten Herrschaften an den Hebeln der Macht, die nur die Haken vom Kreuz abgebrochen hatten und als reumütige Christen in den Schoß der Republik gekrochen waren. Natürlich mit Hilfe interessierter Teile der Westmächte und mit allen alten-neuen Machtmitteln des Staates gegen Widerstände von links. Nicht nur die Kommunisten, für die Einheit Deutschlands eintretend und gegen Bewaffnung und NATO, wurden verfolgt. Auch Marxisten in der SPD wurden kriminalisiert und ausgeschlossen. Die Strategie der Westintegration und der Pariser NATO-Verträge wurde durchgepeitscht, obwohl jedem bewußten Menschen klar war, daß das die Spaltung Deutschlands zementierte. Die Legendenschreiber in dieser Republik haben sich bemüht und bemühen sich weiter, den Eindruck zu vermitteln, als habe das alles auf breiter Volksbasis gestanden.

Wie sich die Gewalt gegen Andersdenkende auswirkte, zeigt Arno Schmidt,

der diese Entwicklung mißtrauisch beobachtete, in einem Brief: „Es lohnt nicht mehr, Stücke wie die ‚Pocahontas‘ oder auch nur wie die ‚Tina‘ zu schreiben: Wo soll man denn die noch unterbringen?! (Ich sehe so schwarz, hinsichtlich dieses langsam methodischen Zeitschriftenmordens, daß ich schon fürchte, man wird anlässlich des Agartz-Prozesses uns auch *Die Andere Zeitung* abwürgen“ (Brief 156 v. 15. 11. 1957).

Viktor Agartz, 1959 aus der SPD wegen marxistischer Positionen ausgeschlossen, war wegen angeblicher verfassungsfeindlicher SED-Kontakte angeklagt, wurde aber später freigesprochen. (Hier sei auf Arno Schmidts Buch „Deutsches Elend“, Haffmans-Verlag, besonders hingewiesen.) Im Adenauerland bewies sich das als probates Mittel, unliebsame Kritiker auszuschalten. Man klagte an, wirbelte kräftig mit Verleumdungen, wartete ab, und in der Regel war der Feind zur Strecke gebracht, ein Schuldbeweis war nicht mehr vonnöten. Nicht nur politische Menschen wurden so ausgeschaltet. Auch die Literatur bekam ordentlich eins aufs Dach. Hier sei nur an die Reihe Thomas Manns in die DDR erinnert und an die Bücher Wolfgang Koeppens, dem man gezielt Aufruf zum Umsturz vorwarf.

Nicht anders erging es Arno Schmidt: „Daß Christen und Nazis, also Thron & Altar, auf die ‚Seelandschaft‘ schimpfen, habe ich nicht anders erwartet: Da müßte ich auch merkwürdiges Zeug geschrieben haben, um aus *der Ecke* Applaus zu erhalten! – Der angedrohte Boykott dagegen ist geschäftlich durchaus ernst zu nehmen. Wenn sich in den nächsten Monaten laut Bundestagsbeschuß programmgemäß erst wieder die Germanen erheben (und der Erdball erbeben wird, wie der stolze Kriegsreim lautet), sehe ich mit höllischem Amusement dem Schlimmsten entgegen“ (Brief 45 v. 1. 3. 1955).

Wie gesagt, die Pariser Verträge sollten, trotz des massiven Widerstands aus der Bevölkerung, durchgedrückt werden und die BRD auf die strategische Route des Rollback gegen die Sowjetunion einschwören. Dafür hatte es kräftig Dollars als Entwicklungshilfe für die deutsche Wirtschaft gegeben.

In dieser nervösen Zeit bekam auch Arno Schmidt „seinen“ Prozeß, weil er nicht bereit war, des Kaisers neue Kleider zu bewundern. Es blieb gegen „Seelandschaft mit Pocahontas“ nicht bei Beschimpfungen. Scharf an der endgültigen Beseitigung des Schriftstellers Arno Schmidt schlitterte die Anzeige vorbei.

Zum Verständnis hier zwei Buchzitate: „Die Bibel ist für mich ‘n unordentliches Buch mit 50 000 Textvarianten . . . Der ‚Herr‘, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt oder zehn Millionen im KZ vergast werden: Das müßte schon ‘ne merkwürdige Type sein – wenn’s ihn jetzt gäbe!“ (Aus: „Rosen & Porree“, S. 10)

„Bloß polletisch mußte im Augenblick ganz vorsichtig sein – na, ich geb Je’m recht: und wähln tu ich doch, was ich will!“ (und vertraulich-neugierig, ganz wie früher, im Flüsterton des Dritten Reiches): „Was hältst Du davon?“ Ich zuckte die Achseln; war kein Grund, das vor ihm zu verborgen: „Auf Landesliste Gesamtdeutsche Volkspartei; im Kreis SPD: Wer mich proletarisiert, muß damit rechnen, daß ich och noch Kommune wähl‘!“ (Ebenda, S. 14.)

Es ist immer wieder nötig, die Jahreszahl der Entstehung seiner Arbeiten zu

nennen (hier 1953), um die Haltung dieses Schriftstellers deutlich zu machen. Arm aber ehrlich! Zunächst scheiterte der Versuch einer Veröffentlichung der „Seelandschaft“, trotz aller Bemühungen Alfred Anderschs. Der katholische Publizist und Autor des wichtigen Buches „Der SS-Staat“, Eugen Kogon, hatte das Manuskript wegen des „sexuellen Aggregatzustandes“ abgelehnt – die anti-christliche Polemik hätte er allerdings hinnehmen können.

Im April 1954 sandte Arno Schmidt verschiedene Manuskripte, u. a. auch „Seelandschaft“, an den Verlag Kiepenheuer & Witsch; unter Hinweis auf das finanzielle Risiko beim Verlegen solcher Literatur bekam Schmidt am 1. Juni 1954 eine Absage. Auch ein Versuch beim Desch-Verlag scheiterte. Wieder sprang Alfred Andersch ein und brachte die Erzählung in seiner Zeitschrift *Texte und Zeichen*.

Im April 1955 schreibt Alfred Andersch an Arno Schmidt: „... Nach meiner Rückkehr schicke ich Ihnen auch mal eine geschlossene Dokumentation über die Reaktion auf ‚Pocahontas‘. Es ist unglaublich, wie sich der faschistische Flügel des Katholizismus daran entlarvt hat!“ (Brief 51)

Und einen Monat später: „Auf meiner Reise habe ich Suhrkamp, Frankfurt, und Schifferli, Zürich, gefragt, ob sie an Ihnen als Autor interessiert wären. In beiden Fällen ein glattes Nein.“ (Brief 52)

Am 6. April 1955 wurden Arno Schmidt, Eduard Reifferscheid (als Verleger) und Alfred Andersch (als Herausgeber) angezeigt. Die Strafanzeige erfolgte wegen § 166 StGB (Gotteslästerung. Strafmaß bis zu drei Jahren Gefängnis) und § 184 StGB (Verbreitung unzüchtiger Schriften. Androhung einer Geldstrafe nebst Möglichkeit einer Gefängnisstrafe bis zu einem Jahr).

Interessant, daß die Anklage auf jede politische Anspielung verzichtete. Die Herrschaften werfen lieber mit Dreck, die politische Auseinandersetzung hätte zu gefährlich werden können. Vergebens suchte ich in dem Buch nach Hinweisen auf Solidaritätsadressen. Offensichtlich zuckte die Republik nicht unter einem Aufschrei der Empörten zusammen. Für mich ein ganz entscheidender Punkt in der Entwicklung Arno Schmidts, später auch ähnlich bei Alfred Andersch, bis hin zur völligen Ablehnung dieser Republik, bis hinein in sein Alterswerk.

Wie versteht dabei Arno Schmidt seine Rolle? Er läßt B., Schmidts alter ego, sagen: „Es ist mir bekannt, daß sie Rationalist sind; wenn nicht gar ‚Aufklärer‘: ein Verirrter aus dem 18. Jahrhundert.“ (Das Buch Jedermann. Aus: „Der Triton mit dem Sonnenschirm“, S. 257.)

Genau da will ihn der drohende Prozeß treffen. Erst im Juli 1956 wurde das Verfahren eingestellt, nachdem es vom Anzeigernort Westberlin nach Trier gekommen (Schmidt entzog sich diesem stramm katholischen Gerichtsbezirk durch Umzug nach Darmstadt) und schließlich in Stuttgart gelandet war. Hermann Kasacks literarisches Gutachten hatte zum Guten verholfen.

„Ich bin in der Affäre recht mißtrauisch: Die Buben werden bestimmt ihr Bestes tun, uns zu beunruhigen und zu schädigen!... Nun, ich habe im nächsten *Augenblick* (Zeitschrift von Prof. Bense, d. A.) einen Artikel vom ‚Dank des Vaterlandes‘ ausgespuckt, in dem die Schweine sich spiegeln können – ... Neulich klopft es, ‚Herein! Mein Name ist Stefan Andres ...‘: Er wollte nachsehen, ob ich ‚der Schmidt‘ sei... Er erzählte viel von Katholizismus

und westlicher Geistesfreiheit, zumal BEI Adenauern, worauf ich ihm die Vorladung zeigte: Er ließ betroffen das Maul hängen ...“ (Brief 68)

Die heutige Generation der Geschmeidigen hat sicher nur ein unverständliches Kopfnicken für einen Autor, den derlei Unbill nicht von seiner Wahrheitsfindung abhielt: „Ja, das war damals der schönste Trick, wie Heuss & Adenauer dicht vor den Wahlen noch rasch die bundesgerichtliche Feststellung verhinderten, daß die Politik der CDU gegen das Grundgesetz verstößt.“

Das schrieb Arno Schmidt in seinem Roman „Das Steinerne Herz“. Zu lesen gab es das allerdings nicht. Auch im Jahr 1956 gab es die Zensur, die es nicht gibt in diesem Land. Erst jetzt legt der Haffmans-Verlag eine unzensierte, vollständige Ausgabe vor. „Das ‚Steinerne Herz‘ behalten Sie getrost noch bis Ende des Monats (aber bitte nicht aus der Hand geben!). An den Stahlberg-Verlag geben Sie es aber nicht weiter, sondern an mich zurück. Es war zur Veröffentlichung noch vor Inkrafttreten irgendwelcher Wehrgesetze bestimmt (was mir Agis seinerzeit auch zubilligte), und ich hatte deshalb noch einmal lustig alle Schleusen meiner Abneigungen geöffnet. Nach den beiden letzten Landtagswahlen jedoch sah ich, daß ‚mein deutsches Volk‘ wieder einmal nicht eher zufrieden ist, bis es die gewohnte Knute auf dem Hintern spürt“ (Brief 59 v. Juli 1955).

Schließlich gab Arno Schmidt dem Stahlberg-Verlag nach: „Gestern war der Stahlberg-Verlag bei mir, und die Würfel fielen: Ende Juli erscheint das ‚Steinerne Herz‘ ...“ (Brief 93 v. Februar 1956)

Was blieb Arno Schmidt anderes übrig, als den letzten Strohhalm, der ihm in Form des Stahlberg-Verlages entgegenschwamm, zu ergreifen? Niemand sonst wollte mit ihm etwas zu tun haben. Und ein Autor ohne Buch ist in unserer Kulturlandschaft eben kein richtiger Autor. Das hat sich nicht geändert. Fakt bei Arno Schmidt ist sicher, daß die Anzeige ausreichte, bei Verlegern, Herausgebern, Zeitschriften und Zeitungen den gewünschten Eindruck zu hinterlassen. Letztlich ist Rückgrat in unserer Gesellschaft nichts Wünschenswertes; außerdem kostet es Geld.

Im März 1957 ließ Alfred Andersch wissen, daß auch sein Verleger „Wirkung“ zeigte: „... gebe ich Ihnen Auszug aus einem Brief meines Verlegers vom 21. Februar: ‚In den Korrekturfahnen zu *Text und Zeichen* habe ich den Beitrag von Arno Schmidt gelesen, und ich erhebe offiziell Einspruch, wenn Herr Arno Schmidt nicht bereit ist, die Änderung vorzunehmen, die ich zur Vermeidung eines erneuten Ermittlungsverfahrens‘ ... usw. usw.“ (Brief 120) Die Gerichte brauchten sich nicht mehr bemühen. Man hatte die Lektion begriffen, und wer weiß, welche Order damals an die Verlagslektorate gegeben wurde! Alfred Andersch empfahl Arno Schmidt, die Änderungen durchzuführen, damit er ihn weiter als Mitarbeiter halten konnte. Trotz des Nachgebens waren die Tage oder Wochen von *Texte und Zeichen* gezählt.

Liest man die Stelle in „Goethe/ und Einer seiner Bewunderer“ nach (siehe dya na sore, S. 125f.), muß man feststellen, daß die Änderungen durch Arno Schmidt noch über den Brief vom 8. 3. 1957 (Brief 121) hinausgehen. Und der Stein des Anstoßes?

„Christentum?: Je nun: Wir verständigen uns mühelos durch Worte; durch

Zeichen. (Er hatte ‚oben‘ die Bekanntschaft der zweiten weiblichen Erscheinung Christi gemacht, der Anna Lee, und wußte charmante Details).“ Nichts sonst. Da kann man sich flugs wundern im Jahre 1986. Dennoch rate ich zur Vorsicht, hat sich doch Herr Kohl bei Herrn Woytila in Rom für Rolf Hochhuths „Stellvertreter“ entschuldigt. Am Rande: Kohl kommt in dem Briefwechsel auch vor. Am 22. Januar 1979 schreibt Arno Schmidt: „Andere pikante Gaben waren etwa ein telegrafisches Lob von Helmut Kohl (dem CDU-Vorsitzenden; just think of that!)“ (Brief 264)

Daß sich die Staatsmacht gegen eine bestimmte Literatur richtet, wen kann es wundern. Interessanter ist und bleibt, wie winzig die Front der Mitstreiter war. Arno Schmidt hat es seinen Kollegen deutlich gesagt: „Dichter?: O gehen Sie doch! – wir waren uns also auch darin einig: Kahle Feiglinge sind’s! (die sollen sich ihren Punktpunktpunkt in’n Punktpunktpunkt stecken!)“ (aus „Goethe“ ... in „dya na sore“, S. 112 f.)

Nun mag schon mancher einwenden, was will der denn? Immerhin gibt es den Arno Schmidt bei uns komplett zu kaufen! Nee, kann ich nur sagen, eben nicht. Ihr vergeßt all die Bücher, die Arno Schmidt wegen der „Lage“ nicht schreiben konnte. Er mußte sich die Margarine aufs karge Brot als Übersetzer verdienen. In der „Tina“ nennt er seine Verkaufszahl für den „Leviathan“: 902 Stück! (siehe Tina, S. 414) „Natürlich fährt auch heute ein Poetenschifflein am sichersten mit dem Passat der öffentlichen Meinung.“ (aus „Goethe“ ... in „dya na sore“, S. 115)

Hat sich also in den vergangenen 30 Jahren etwas geändert, oder hat Arno Schmidt noch immer recht? Was gefällig gefällt, davon steht alles in der veröffentlichten Meinung. Die garstigen Gesänge sind der Erwähnung nicht wert. Schon aus Trotz weigerte ich mich deshalb, bei jeder Diskussion erstmal voranzuschicken, daß ich mit denen „Drüben“ nichts am Hut habe, damit ich hier überhaupt noch was sagen darf. Bei diesen Mehrheiten von 99 Prozent gegen „alles aus dem Osten“ möchte ich nicht mitsingen.

Wie herrlich erfrischend ein Kommentar von Arno Schmidt an Alfred Andersch zur Atompolitik NATO und des Adenauerlandes: „Ich sah Ihre Unterschrift unterm Atomprotest der ‚Kultur‘: mich fragt man bei sowas anscheinend nie. (Was man natürlich auch wiederum ehrenvoll auslegen kann: ich bin ohnehin notorisch derart ‚dagegen‘, daß sich ein besonderer Hinweis erübrigkt; denn wenn alle deutschen Literaten seit zehn Jahren so gepredigt & geflucht hätten, wie ich – dann stünden wir heute anders, und besser, da!) Zudem ist der Protest auch noch ungenügend: wissen Sie, was meiner Ansicht nach bei der ganzen Aktion herauskommt?: daß die Bundesregierung feierlich auf die Herstellung und Bewaffnung mit Atomwaffen verzichtet! Und uns damit wiederum hinters Licht führt!!! Denn sie läßt sich halt welche schenken (wobei auch noch die sinnigsten Wortspiele möglich sind: die Bundeswehr kriegt keine; aber vielleicht der Bundesgrenzschutz??); und für uns ist es ja wohl gleich fatal, ob auf den westdeutschen Abschußbasen nun deutsche Bundeswehrsoldaten stehen, oder Amerikaner! Die Lage wird dadurch nicht um einen Deut geändert; die Lösung muß vielmehr heißen: daß auf deutschem Gebiet Niemand mit Atomen spielen darf!! So wie die Dinge jetzt eingefädelt werden, verschafft man dadurch Adenauer nur ein gütiges Alibi

mehr: wenn er so väterlich auf den Wunsch seines lieben Volkes eingeht! *Abrüstung & Neutralisierung, that's my vow!*“ (Brief 183 v. April 1958)

Das ist alles so neu nicht, wie manche Friedensfreunde meinen. Bald läuft der Atomwaffensperrvertrag aus, und dann haben wir die WAA in Wackersdorf. Arno Schmidt hat die Apokalypse in seinen Werken bereits durchlebt. Bleiben wir nun einige Augenblicke bei Alfred Andersch, der bisher im Hintergrund blieb, was aber dem gesamten Schriftwechsel entspricht und von ihm selbst sicher auch so gesehen worden ist. Er war, vor allem bei Arno Schmidt, aber nicht nur bei ihm (auch Koeppen arbeitete für Anderschs Funk), der intensive Förderer. Ich kann mir das nicht unbeträchtliche Werk Arno Schmidts ohne seine ständige Unterstützung nicht vorstellen. Alfred Andersch, und Arno Schmidt hat das in den Briefen immer wieder gesagt, war sein Retter. Die bodenlose Behauptung, er sei ein kritikloser Bewunderer gewesen, wird ebenfalls ad absurdum geführt. Diese Behauptung diente nur dazu, beide als Nichtliteraten zu brandmarken. Auf die „Gegner“ werde ich noch eingehen. Alfred Andersch hatte eine große Begabung, Talente zu entdecken und zu begleiten. Und nicht nur das. Liest man die Funkarbeiten Arno Schmidts, so begreift man erst, was aus unserem Funk geworden ist!

Für mich hatte Alfred Andersch, durch seine Kriegsgefangenschaft in den USA, eine Vision aus reiner Demokratie in Verbindung mit dem humanistischen Abendland. Ganz ohne Zweifel lehnte er deshalb die Programme der kommunistischen Parteien der sich entwickelnden sozialistischen Länder ab. Durch seine Erfahrungen in der BRD, aber auch durch die Entwicklung in den USA, änderte er seine Einstellung erheblich. Ich erinnere nur an sein Buch „Öffentlicher Brief an einen sowjetischen Schriftsteller; das Überholte betreffend“.

Alfred Andersch hatte sich ein enormes Arbeitspensum aufgeladen und selbst noch, quasi im schriftstellerischen Nebenberuf, einige wichtige Werke verfaßt. Seine Funk- und Herausgeberaktivität ist in dieser Republik sicher ohne Beispiel.

Aber dieser unbedingt aufrichtige, ja geradezu calvinistische Intellektuelle hatte die Rechnung ohne die Machtanalyse gemacht. Und in dem Kalkül der „begrenzten oder wehrhaften Demokratie“ blieb nur wenig Spielwiese für radikaldemokratische Denker. Seine Erfahrungen in München nach dem Krieg, dann *Texte und Zeichen*, später beim Einmarsch der Parteibücher in die Funkhäuser, mußten Alfred Andersch fast verzweifeln lassen. Dieser Ästhet, der nie so zornig und ausfallend war, wie Arno Schmidt es sein konnte, hieb zum ersten Mal mit blankem Federmesser im Jahr 1956 gegen das Adenauerland.

Ich muß zum Verständnis der Dinge etwas vorausschicken. Im Juli 1954 war der damalige Leiter des BRD-Verfassungsschutzes, Otto John, unter bis heute ungeklärten Umständen in die DDR gekommen und hatte dort ausgesagt, er habe dies getan, um gegen die zunehmende Neonazibewegung in der BRD zu protestieren. Wollte John seinen Verfassungsschutz zu stark gegen rechts schicken – im Gegensatz zu Altnazi Gehlen und dessen Bundesnachrichtendienst, die schon immer den „richtigen“ Feind im Osten im Visier hatten? Otto John kam, mit Hilfe eines dänischen Journalisten, in den Westen zurück

und wurde, in einem nach heutiger Erkenntnis unfairen und manipulierten Verfahren, verurteilt.

Dies war der Anlaß für den Brief vom Dezember 1956: „... also: eine neue Desertion. An ihr arbeite ich, denn ich will nicht mehr lange in einem Land und unter einer Bevölkerung leben, in dem und unter der sich keine öffentliche Stimme erhebt, wenn ein Mann, der nichts begangen hat als einen politischen Irrtum, für vier Jahre ins Zuchthaus geschickt wird. Ich habe für Deutschland nur noch Verachtung und Haß übrig und ich hoffe, daß es mir in diesem Leben gelingt, einmal nichts mehr mit den Deutschen zu tun haben zu müssen. Es ist schon schlimm genug, daß man gezwungen ist, in ihrer Sprache schreiben zu müssen.“ (Brief 116)

Interessant ist, daß Arno Schmidt die Affaire John in seinen „Goethe...“ einbaute.

Bei Alfred Andersch begann sich im Funk Unbill anzubahnen: „Dear Arno. Mir steht der funk im moment bis da.“ Dazu fügte er eine Zeichnung an, die einen Kopf zeigt und eine gestrichelte Linie über der Stirn. Prägnant auch die datierte Adressenangabe dazu: „21. 12. 1957, im Spießer-Drecknest.“ (Brief 165)

Arno Schmidt hat einmal eine ähnliche Dollheit beigegeben, indem er einen Brief mit *Darmstadt, in der Barbarei*, zeichnete. Klarer wird die Entwicklung dann mit dem Brief vom 4. 7. 1958: „von der nicht-wiederwahl ‚meines‘ intendanten wirst Du gehört haben...“ (Brief 194)

Die Antwort von Arno Schmidt, wieder herrlich auf den Punkt gebracht, und immer noch aus der Darmstädter Barbarei: „Tja, der Stuttgarter Sender! – Ich habe auch sogleich ein schief Maul gezogen; denn wenn *Du* schon mit Entlassung rechnest, dann dürfte *mein* letztes Stündlein – im wahrsten Nachprogrammsinne – ebenfalls geschlagen haben. Was meint Heissenbüttel denn dazu? Der wird ja auch Knopplöcher machen zum Einmarsch der Gottsucher (d. h. die Katholiken sind ja sehr fürs Abstrakte: unverständlich gleich ungefährlich, denken sie wohl).“ (Brief 196)

Angemerkt sei noch, daß Helmut Heissenbüttel später die Stelle Alfred Anderschs einnahm. Neuer Intendant wurde Herr Bausch (CDU), der den ehemaligen Widerstandskämpfer Fritz Eberhard ablöste. Durch eine Intrige, wie Alfred Andersch glaubte (Brief 104). Wie das auch immer abgelaufen sein mag; die Rundfunkhäuser wurden von den Parteien besetzt und so auf westorientierten Vordermann gebracht.

Ende der fünfziger Jahre waren Restauration und Westintegration so gut wie abgeschlossen. Da verwundert es nicht, daß Anderschs *Texte und Zeichen* und auch Prof. Benses *Augenblicke* zu Tode verlegt wurden, und noch manches kritische Blatt folgte nach. Übrig blieben die bürgerlichen Feinkostliteratenblätter, mit ihrer Dessertkost für den wieder selbstbewußter gewordenen Spießbürger Michel. „Wenn ich Silbenfälle lese wie ‚In Schönheit aufgelöste Trauer‘ – dann möchte ich immer laut ‚Scheiße!‘ schreien, oder sonst irgend eine grobe Unflätigkeit begehen; nur um solch impotenten Buchstabenfiligran ein Stück Realität entgegenzusetzen.“ (Brief 150)

Der Wunsch nach dem Exil spielt bei Arno Schmidt sehr früh eine Rolle. Häufig kehrt er in den Briefen zu diesem Thema zurück. Einmal träumt er

von einer Dichterkolonie in Kanada, dann wird eine Zeit Irland zum Traum. Alfred Andersch schrieb ihm, er wolle nicht aufgeben und kämpfen. Letztlich lebten sie doch im Exil. Alfred Andersch in der Schweiz. Arno Schmidt schuf sich seine Gelehrtenrepublik, inklusive Insel Felsenburg, in dem Dörfchen Bargfeld bei Celle. Seine Form des Exils.

„1 Leben für die Deutsche Literatur; und immer finden sich Mistviecher, die mir Schwierigkeiten machen! Ich protestiere hiermit feierlich dagegen, jemals ‚als Deutscher Schriftsteller‘ von dieser Nation von Stumpfböcken vereinnahmt zu werden! Deutschland hat mich immer nur von Ort zu Ort gehetzt, und miserabel für meine cyclopische Schuftei entlohnt!“ (Arno Schmidt: Briefanfügung zum Brief 235 v. 18. 3. 63)

Logisch, daß sich Arno Schmidt heftig gegen seine Vereinnahmung durch den PEN-Club der BRD wehrte. Alfred Andersch gratulierte zu dieser Entscheidung und betonte, er würde es ihm gleich tun, sollte er jemals in diese Situation kommen.

Aus den Briefen ist zu vermuten, daß die „Männer“ der hiesigen Literatur es ihnen unmöglich machten, einem solchen Klub anzugehören. (Hier möchte ich noch hinzufügen, daß sich der westdeutsche PEN einseitig vom gesamtdeutschen abgespalten hatte, was natürlich in die damalige politische Landschaft paßte; vgl. H. Peitsch in *kürbiskern* 3/85)

Kommen wir zu denjenigen, die besonders heftig gegen Arno Schmidt spuckten und kratzten. Man warf Arno Schmidt und somit auch Alfred Andersch vor, durch Sittenlosigkeit und Antiklerikalismus die deutsche Literatur zu beschmutzen und unsere „deutschen Werte“ zu untergraben. Das nur ein paar Jahre nach dem 3. Reich! Und immer hieß es: zur Verteidigung der Literatur (bigott und verheuchelt wie heute), doch die Politik sprach das Machtwort. Nicht die Autoren hatten die Macht, bewahre, die Zeitungen öffneten ihre Spalten. Dort wurde gepfiffen, und die Schreiber kamen zu den Hütern des wahren deutschen Geistes. Es waren die Gardeblätter der westdeutschen Bourgeoisie: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, *Die Welt*, der *Rheinische Merkur*. Und die demokratische Gerechtigkeit widerfuhr Arno Schmidt, der sich in Kleinstblättern zur Wehr setzen durfte. Zwei Beispiele seines Zorns: „Die Deutschen sind doch immer derselbe unveränderbare Misthaufen, ganz gleich, welche Regierungsform (schließlich ist es ja auch wirklich egal, ob ein Kuhladen rund oder ins Quadrat getreten ist: Scheiße bleibt's immer!).“ (Brief 88 v. Januar 1956)

„... schon schrieb mir in vorsichtigen Formulierungen Herr Krawehl, daß man ‚gegnerischerseits prinzipielle Widerlegungen und Aktionen‘ gegen mich vorbereitet. Und ich bin nicht der Mann, der geduldig hinter dem Pferd stehen bleibt, das ihn schon einmal geschlagen hat – zumal, wenn es sich um ein derartig ausgewachsenes Riesenroß mit Eichenlaub und Schwertern handelt.“ (Brief 115 v. 23. 12. 1956)

Alfred Andersch versucht diesbezüglich zu vermitteln. Im November 1958 gibt er Arno Schmidt Kenntnis von einem Brief an den FAZ-Herausgeber Korn, eine Rezension Sieburgs betreffend. Sieburg hatte die Behauptung aufgestellt, durch „alberne Lobhudeleien seiner Freunde“ und „finstere Besserwisserei“ seiner Verehrer „sei Arno Schmidt jedes Widerstandes verlustig

gegangen“. Eine besonders infame Variante einer unwissenden Öffentlichkeit gegenüber.

„Keiner der Verteidiger Arno Schmidts wird jemals von einer großen deutschen Zeitung und Zeitschrift eingeladen, eines der neuen Bücher des Dichters zu untersuchen.“ (Brief 206 v. 27. 11. 58)

Ich kann mir nicht vorstellen, daß Alfred Andersch wirklich glauben konnte, dadurch würde sich etwas ändern.

Sieburg nannte Arno Schmidt einen Provokateur. Ja, was sonst soll Literatur denn sein, Schlafmittel? Sieburg war „Kollege“, wenn auch von uns jüngeren heute keiner mehr weiß, was der gute Mann zu Papier gebracht hat. Damals war er ein wichtiger „Kronzeuge“. Hans Habe, strammer Repräsentant rechter Gesinnung, bescheinigte Arno Schmidt „dichterischen Kretinismus“. Ausgerechnet einer, muß man wohl sagen, der einen Haufen Kitsch geschrieben hat. Karl Krolow empfand Langeweile bei der Lektüre. Nun ja. Horst Bingel rief: Und trotzdem: Nein zu Arno Schmidt. H. E. Holthusen, der in Schmidt einen Joyce-Epigonen sehen wollte und wohl von beiden Autoren keine Zeile begriffen hat, mußte besonders erbost zu „Brand's Haide“ feststellen, „der Leser muß sich anöden lassen, daß 95 Prozent der Deutschen auch heute noch Nazis sind“.

Das muß natürlich jemandem unangenehm aufstoßen, von dem Alfred Andersch schrieb: „Und wie ich Herrn Holthusen, den SS-Freiwilligen von 1933, kenne, wird er's schon immer gesagt haben.“ (Brief 36)

Die übeln Rechtsradikalen lasse ich aus. Man nehme, falls Interesse vorhanden, den Rezensionsband des Haffman-Verlages zur Hand.

Es ist unbestritten, daß die mächtigen Zeitungen richtungweisend für die Sortimenter und Verlage sind. Das liegt bei den gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen auf der Hand. Und das bedeutet in diesem Fall gezielte ökonomische Vernichtung eines Autoren.

In dem von mir erwähnten Rezensionsband gibt es einen Hinweis, daß einige Kritiker ihre „Arbeiten“ nicht zum Abdruck freigegeben haben. Was nützt es dem gemeuchelten Dichter, wenn an seinem Grabe *mea culpa* gerufen wird!

Alfred Andersch berichtet von einem solchen Beispiel: „Kreuder hat jahrelang einen gehässigen Kampf gegen die Realisten geführt, oder das, was er für Realismus hält. Jetzt scheint er selbst entdeckt zu haben, daß er damit, ohne es zu wollen, die Geschäfte der Reaktion besorgt hat.“ (Brief 42 v. Februar 1955)

Da müßte es doch so manchem feinen Schreiber von heute feste in den Ohren klingeln. Bon. Damit sind wir beim Thema. Die Freiheit der Kunst ist nicht die Freiheit, die „sie“ meinen. Freiheit ist im gewöhnlichen Kapitalismus nicht die Freiheit des Andersdenkenden. Denn das geht gerade nicht auf dem Markt.

Wenn ein Streiter wie Arno Schmidt sagen muß, daß ohne Alfred Andersch „seit 1953“ von ihm nichts mehr erschienen wäre, läßt sich die Macht der Literaturverhinderer feststellen. (Brief 91) Und die Verleger? Wie Ceram müssen sie schreiben, sagte Herr Rowohlt. Claassen lehnte ab. Kein Luchterhand, kein Piper, kein Hanser war zur Stelle, die Freiheit des Autors Arno

Schmidt zu wahren. Soll doch der Autor schreiben, daß man es auch verkaufen kann.

Aus dem, was Alfred Andersch und Arno Schmidt widerfahren ist, kann leider nicht geschlossen werden, daß sich alles gebessert habe. Wieder sind genug „Kollegen“ zur Stelle, die Literatur der unethischen Realität als Nichtliteratur verdammen, und die großen Kollegen schweigen.

Martin Walser hat Arno Schmidts Funkdialoge als Regisseur betreut. Er muß wohl ein Schmidt-Fan gewesen sein, nehme ich an, und hatte als junger Autor auch nicht genug Stimmkraft, sich zur Wehr zu setzen. Oder mag er lieber vergessen, weil Arno Schmidt an Alfred Andersch schrieb: „Gott hat ihn für Kritik und Literaturgeschichte prädestiniert. Weniger für eigene Produktionen – aber sagen Sie ihm das ja nicht!“ (Brief 93)

Warum sind so wenige für Schmidt eingetreten? Hans-Magnus Enzensberger, auch er hatte beim SDR mit Arno Schmidt zu tun, zitiert in seinem Text: „Chicago-Ballade. Modell einer terroristischen Gesellschaft“..., daß die Zukunft auch unsere Kultur danach beurteilen wird, welchen Menschentyp sie hervorgebracht hat.“ (Fischer-Taschenbuch 763)

Interessiert das die Schriftsteller heute nicht mehr? Schreiben wir in Zukunft für den angepaßten, unauffälligen, den geklonten Menschen von der Stange? Ich fürchte nur, der liest nichts mehr.

Wenn ein liebenswürdiger Mann aus Ehrgeiz den geringen Vorteil sucht, andern als seinen Freunden zu gefallen, wie es so viele Literaten tun, für die das Gefallen fast ein Gewerbe ist, so stecken sicher berechnende oder eitle Motive dahinter. Er muß wählen zwischen der Rolle einer Kurtisane und der einer Kokotte, schrieb der Moralist Chamfort vor 200 Jahren. Da seien bitte die Texte Alfred Anderschs und Arno Schmidts vor. Und kommt mir jemand mit Arno Schmidts Alterswerk, so darf ich den Meister selbst zitieren: „Denn im Alter scheint nunmehr ihr Kismet zu sein, daß eine ungewollte, lebensgefährliche Dissozierung ihrer Persönlichkeiten vor sich geht; „was sich literarisch in ‚Spätwerken‘ emaniert, die zu dem Kuriosesten aller Literatur gehören. Sie sind z. B. sämtlich hysterisch-autobiografisch.“ („Der Triton“, S. 298)

Wer keinen Humor hat, sollte zu literarischen Diskussionen gehen.

Die Werke Alfred Anderschs und Arno Schmidts, sie sollten viel gelesen sein, der Briefband zur Wiederfindung der Wahrheit über diese Republik zugelassen werden.

Alfred Andersch und Arno Schmidt haben sich um die Literatur dieses Landes verdient gemacht; viele sind es eh nicht, die sich so rühmen lassen. Meine Damen und Herren, wir erheben uns von den Plätzen!

Nathalie Sarraute Das Gefühl der vagen Empfindungen

Ein Gespräch mit Vera Botterbusch

Nathalie Sarraute wurde 1900 in Ivanovo-Vosnesensk (Rußland) geboren und lebt seit ihrem achten Lebensjahr in Paris.

1939 erschien ihr erster Prosaband, „Tropismen“, 1948 ihr erster Roman, „Portrait eines Unbekannten“, 1956 ihr Essayband „Das Zeitalter des Argwohns“. Mit diesen drei Büchern schuf sie die Grundlage für ihre literarische Position, die sie zu einer der Hauptvertreterinnen des sogenannten Nouveau Roman machte. Weitere Bücher sind: „Das Planetarium“, 1959, „Die goldenen Früchte“, 1963, „Zwischen Leben und Tod“, 1968, „Kindheit“, 1983.

Die 86jährige Nathalie Sarraute hat mit ihrem inzwischen in mehr als 20 Sprachen übersetzen Werk wesentlich zur Entwicklung der zeitgenössischen französischen Literatur beigetragen.

Nathalie Sarraute, Sie haben in Ihrer Literatur einen Begriff aus der Biologie verwandt: Tropismus; ihr erstes Buch heißt „Tropismes“. Im Lexikon steht: „Tropismus ist eine durch einen gerichteten Reiz bewirkte Krümmungsbewegung bei Pflanzen oder fest sitzenden Tieren, womit sich diese in eine bestimmte Lage zur Richtung des Reizes einstellen.“

Übertragen auf Ihren literarischen Ansatz hieße das: Tropismen sind durch einen bestimmten Reiz – ein Wort, ein Blick, eine Geste – bewirkte unwillkürliche Gefühlsbewegungen des Menschen, wodurch er sich in eine bestimmte Lage zur Richtung des Reizes bringt.

Das interessiert mich: Was an sich nichts ist, wo sich aber dahinter ein ganzes Leben entwickelt. Und dieses Leben, das sich hinter etwas entwickelt, hat einen Anschein von Banalität, der mich beschäftigt. Ein unsichtbares Leben, das man wiederfinden kann. Darin liegt die ganze Schwierigkeit für den Schriftsteller: durch Sprache diese Empfindungen, diese Eindrücke zum Ausdruck zu bringen, die sehr schwer mitzuteilen sind, weil sie keinen Namen haben; man weiß nicht, was das ist, wie das heißt. Das gehört nicht zu den Kategorien der Psychologie. Man hat so eine vage Empfindung.

Die Tropismen sind für Ihr gesamtes Werk so etwas wie eine literarische fixe Idee. Wie und wann kam Ihnen diese Idee, wie hat sich das weiterentwickelt?

Die ersten Stücke der „Tropismen“ sind ganz spontan entstanden. Wie man ein erstes Gedicht schreibt, unter einem starken Eindruck. Das erschien mir lebendig, interessierte mich. Also habe ich versucht, andere Empfindungen wiederzufinden, sie in ihrer Bewegung zu zeigen. Es interessiert mich eben nicht, Personen, Verwicklungen auszudenken.

Ausgehend von diesen Empfindungen hat sich alles Übrige ergeben. Das lässt sich so schwer beschreiben, man muss es lesen, das sind Empfindungen . . .

. . . die für einen Moment durch das Wort gebunden werden.

Das Wort sozusagen wie in Zeitlupe, in einem bestimmten Rhythmus, mit bestimmten ganz einfachen Bildern, die sofort an den Leser weitergeleitet werden müssen, damit er die Bewegung erfassen kann.

Ich bilde mir ein, was ich mache, ist keine Psychoanalyse, denn ich versuche, innere Bewegungen in ihrem Ablauf zu zeigen, ohne sie zu benennen. Es handelt sich nicht um Definitionen, um die Analyse von Gefühlen. Das ist fast unterbewußt: Bewußtseinszustände, die schnell vorbeigehen. Ich hatte immer das Gefühl, was ich beschreibe, ist Wirklichkeit und keine Erfindung.

Proust sagte: ich habe nie etwas erfunden. Ich glaube, er hatte völlig recht. Er hat Umstände erfunden, Personen. Aber die Dinge, die er beobachtet, beschrieben hat, hat er gesehen, sie existieren.

Weil wir das alle empfunden haben, erkennen wir es als etwas Wirkliches wieder.

Haben Sie das Gefühl, immer ein wenig von der Empfindung einzubüßen, wenn Sie sie in Worte fassen?

Zwangsläufig. Gleichzeitig aber bekommt die Empfindung mehr Wirklichkeit, mehr Nachdruck. Sie verliert dieses Vage, Sichverflüchtigende. Die Empfindung existiert durch die Sprache, und die Sprache existiert nicht ohne sie. Es gibt ein Spiel zwischen beiden. Das Gefühl darf die Sprache nicht zu weit überflutzen, denn dann wird alles undeutlich; aber genausowenig darf die Sprache die Oberhand gewinnen und das Gefühl erdrücken.

Ich habe dieses Spiel in dem Buch „Zwischen Leben und Tod“ darzustellen versucht, wo die Sprache, eben die Arbeit des Schriftstellers, immer zwischen Leben und Tod ist.

Der Tod einerseits, wenn er die Empfindung aus den Augen verliert und in hübschen Sprachspielen gefangen ist. Das Gefühl ist vergessen, es bleibt die schöne tote Sprache. Andererseits, wenn er die Sprache vergisst und das Gefühl nicht übertragen wird.

Und außerdem heißt es „Zwischen Leben und Tod“, weil sich der Schriftsteller immer in dieser für mich tragischen Situation befindet, wo er die absolute Einsamkeit braucht. Er muß sich in die Welt seines eigenen Empfindens zurückziehen, wohin ihm niemand folgen kann; und dann muß er zu den anderen zurückkehren, denn ohne die Teilnahme der anderen existiert seine Sache nicht. Deshalb steht er zwischen Leben und Tod. Zieht er sich zu stark in die Einsamkeit zurück, verliert er den Kontakt zur Außenwelt, zu den anderen, kann er nichts schaffen. Und wenn er sich zu stark der Gesellschaft zuwendet, wird er ein akademischer Autor, der sich zu sehr um seine Leser kümmert.

Ihr Weg zur Literatur, zum Schreiben, führte über das Studium der englischen Literatur, eine Ausbildung als Juristin, die Arbeit als Anwältin.

Ich habe den Anwaltsberuf kaum ausgeübt. Ich war noch Referendarin, und wir hatten nur so kleine Strafsachen. Aber das hat bei mir etwas bewirkt: ich mußte nämlich für das Referendarseminar so eine Art Plädoyer vorbereiten, und das war in der Umgangssprache; an der Sorbonne dagegen – wo ich einen Abschluß in Englisch hatte – war ich an schriftliche Arbeiten gewöhnt, in

einer Schriftsprache, die sehr starr und grammatisch korrekt war. Und nun konnte ich in der Umgangssprache arbeiten, ich glaube, das hat mir was gebracht, denn meine Texte entstammen mehr der Umgangs- als der Schriftsprache.

Und wann entstand der Wunsch, Literatur zu schreiben?

Ich hatte immer schon Lust zu schreiben, seit ich klein war. Meine Mutter schrieb, vielleicht war da auch Nachahmung im Spiel. Ich las sehr viel, die Literatur begeisterte mich, aber ich wußte nicht, worüber ich schreiben sollte. Erst 1932 habe ich mit meinen ersten Texten begonnen, die in dem Buch „Tropismen“ veröffentlicht sind.

Und die Tatsache, sozusagen professionell zu schreiben, hat Ihr Leben verändert?

Das kann man nicht professionell nennen, denn zwischen 1937 und 1939 fand ich erst einmal keinen Verleger, dann war Krieg und Besatzungszeit; während des Kriegs habe ich „Portrait eines Unbekannten“ geschrieben, das 1946/47 selbst mit einem Vorwort von Sartre keinen Verleger fand, und als es dann einen hatte, hat sich das Buch nicht verkauft, 400 Exemplare und der Rest zum Papierpreis. Also das kann man keine literarische Karriere nennen. Es hat sehr lange gedauert, bis man sich für meine Bücher zu interessieren begann. Ich mußte erst „Zeitalter des Argwohns“ schreiben, die Essays, die 1956 als Buch erschienen sind, und vorher ab 1947 in den *Temps Modernes* und der *Nouvelle Revue Française* veröffentlicht wurden, ohne auf Interesse zu stoßen.

Und das hat Sie nicht entmutigt?

Nein, überhaupt nicht.

Ich dachte noch nicht einmal, daß das je veröffentlicht würde, als ich die „Tropismen“ schrieb. Ich dachte, das würde niemandem gefallen. Was auch stimmte. Ich hatte kaum Resonanz, als sie endlich erschienen sind.

Nathalie Sarraute, bei der Lektüre Ihrer Bücher empfinde ich zum Beispiel eine sehr genaue Beobachtung und Beschreibung von Frauen, die ein eher trostloses Dasein führen.

Ich lasse Tropismen oft von Frauen verkörpern, um zu variieren und nicht immer ‚er‘ zu sagen. Denn ‚er‘ ist auch das Neutrum, der ‚Mensch‘, und ‚sie‘ ist die Frau, das geschlechtliche Wesen. Andererseits beschreibe ich Frauen, weil ich glaube, daß sie durch ihre Erziehung und ihre Rolle in der Gesellschaft mehr dazu gebracht werden, Scheinwesen zu sein. Also, wenn ich bloße Scheinwesen darstellen will, zeige ich die Frau, die die Rolle der Frau spielt. Der Mann dagegen ist immer gleichzeitig auch der Mensch im allgemeinen. Aber ich gehe nie davon aus, daß die Frau unglücklicher ist, im Genteil. Man hat mir gesagt, das sei zu frauenfeindlich, ich zeige die Frauen nicht sympathisch genug. Aber ich suche sie mir nicht aus. Das hängt nicht von meiner Einstellung ihnen gegenüber ab. Je nachdem, ob ich ‚ers‘ oder ‚sies‘ brauche, bediene ich mich.

Hat es denn jemals eine Rolle für Sie gespielt, daß Sie als Frau Schriftstellerin geworden sind?

Ich werde Ihnen eins sagen: wenn ich schreibe, weiß ich nicht, wer ich bin. Ich denke nie an mich, ich versuche etwas zu lösen und in Worte zu fassen. Niemals sage ich mir, ich bin eine Frau, genausowenig wie ein Affe oder ein Papagei. Ich bin mir meiner Existenz überhaupt nicht bewußt, wenn ich arbeite. Ich weiß nicht, wer das geschrieben hat.

Trotzdem hat man Ihre reale Person mit den fiktiven Personen in Ihren Büchern in Zusammenhang gebracht. Zum Beispiel ähnelt der Beobachter im „Portrait eines Unbekannten“ Ihnen meines Erachtens am meisten.

Der Beobachter ähnelt mir in dem Sinne, daß er sucht. Seine Existenz ist nur in der Suche nach diesen Tropismen, diesen Bewegungen begründet. Nur das ist von Interesse, nicht sein Beruf, sein Charakter, wer er ist. Ich habe einen Mann aus dieser Person gemacht, weil, wie ich Ihnen sagte, der Mann für das menschliche Wesen, den Menschen, das Neutrum steht. Hätte ich daraus eine Frau gemacht, hätte man gesagt: was soll denn diese krankhafte Sehenswürdigkeit; was hat sie denn; ist sie mit ihrem Leben nicht zufrieden; liebt sie den Vater? – also irgendwelches dummes Zeug. Bei einem Mann ist es normal, daß er für sich sucht.

Er ist ein Sucher. Er sucht diese Tropismen, und darin ist er mir ähnlich, denn ich selbst suchte diese Tropismen hinter der Gestalt eines Geizigen, eines Egoisten.

Ist das „Portrait eines Unbekannten“ vielleicht ein Sinnbild für das, was er sucht?

Er sucht, was dahinter ist. Das Buch ist voll von diesen inneren Bewegungen der Empfindungen des Vaters, wenn er zum Beispiel angstvoll darauf reagiert, daß man ihm ein Stück Seife genommen hat. Diese Passage wird häufig zitiert, denn hier versucht ich die Todesangst zu zeigen, der er nicht die Stirn bieten kann, und daß er sich deshalb an etwas Unwichtiges anklammert wie an die Tatsache, daß man ihm Seife gestohlen hat.

Als der Sucher aufgibt, weil man ihm gesagt hat, das ist verrückt, das existiert nicht, geht er zu einem Psychiater – was nicht mein Fall ist, ich habe nie einen aufgesucht. Und der Psychiater sagt ihm, er solle das lassen und ins normale Leben zurückkehren. Also kehrt er zu den anderen zurück, zu den Landschaften, die Baudelaire beschrieben hat; er geht in die Museen, zu den Dingen, die beruhigend, absichernd sind. Er ist fern von diesen Verrücktheit, die außerhalb des Bekannten, des Schon-Erreichten liegen. Und da sieht er dieses Bild, dieses unvollendete Portrait, das nur eine Skizze ist. Und das macht ihm plötzlich Lust, auch so etwas zu machen, was vielleicht unvollendet und nur eine Skizze ist. Und er läßt sich wieder auf seinen Wahnsinn ein.

Kann man das so verstehen, daß Sie im Gegensatz zu der Kunst von früher, die heute abgesichert und bestätigt ist, etwas machen wollen, was nicht abgesichert ist, sondern öffnet, was noch nicht fertig ist?

Ich glaube, das ist das Eigentliche alles Schöpferischen: daß es ins Unbekannte aufbricht.

Und die Werke, die früher gemacht wurden und die bewundernswert sind, sind vollendet und vollkommen. Jeder, der etwas sucht, was ihm zu eigen ist, bricht ins Unbekannte auf, zu etwas Gefährlichem, wo man sich das Kreuz brechen kann, beim Versuch, es zu erfassen.

„Von Dostojewski zu Kafka“, den ersten Essay, schrieb ich 1947. Dann „Zeitalter des Argwohns“, wo ich darlegte, daß man Romanfiguren, wie bei Balzac, die voller Leben waren und ihm ein großes Kunstwerk ermöglicht hatten, so nicht mehr nachahmen konnte. Daß sich die Literatur veränderte, wie die Malerei, wie die Musik.

Ich wollte zeigen, daß man heutzutage, mit allem, was wir von unserem Innenleben wissen, nicht mehr an solche in akademischer Form geschriebene Romane glaubt, daß der Leser kein Vertrauen hat in die Personen des traditionellen Romans und daß der Romanschreiber selbst fühlt, daß es sich um eine Vereinfachung unseres Innenlebens handelt. Deshalb also sind wir ins Zeitalter des Argwohns eingetreten.

Sie haben für mich viel Humor, in dem, was Sie schreiben. Eine distanzierte Nähe, in der sich auch eine gewisse Ironie zeigt. Sie nehmen das nicht zu ernst.

Der Humor kommt, glaube ich, durch diese Vergrößerung, durch das Wichtignehmen von Dingen, die im täglichen Leben unwichtig erscheinen. Diese Vergrößerung macht lachen – wie bei einem Film in Zeitlupe.

Hat es für Ihre persönliche und literarische Entwicklung Schriftsteller gegeben, die Sie sehr beeinflußt haben?

Ich mochte die englische Literatur sehr gern, die ich schon früh lesen konnte.

Es gab den Vergleich mit Dostojewski und Kafka.

1935 hatte mir eine Freundin „Das Schloß“ von Kafka gegeben mit dem Hinweis: Das wird dich sicher interessieren. Zu der Zeit war es mir unmöglich, Dialoge zu schreiben mit „antwortete Jeanne“ oder „sagte der“, „rief jener“. Also, ich öffnete das Buch, las „antwortete Josef K.“ und schlug es wieder zu mit den Worten: Zur Zeit interessiert mich das überhaupt nicht. Dann sprach Sartre mit mir über Kafka, 1947. Er empfahl mir „Die Verwandlung“, die mir nicht gefiel, weil mir ihr Symbolismus zu dick aufgetragen schien; und dann den „Prozeß“, und der hat mich sehr beeindruckt. Aber es konnte mich nicht mehr beeinflussen.

Die Lektüre von Proust, 1924, war für mich eine wirkliche Offenbarung. Und dann später die Lektüre von Joyce, der innere Monolog, dann Virginia Woolf. Dostojewski war für mich ganz groß. Und dann verbrachte ich – nachdem ich in Oxford gewesen war – ein Semester in Berlin, 1921. Ein schreckliches Jahr, das Elend dort. Ich hörte die Vorlesungen von Professor Sombart über Soziologie und Geschichte, und ich machte eine Prüfung in Deutsch. Und dann entdeckte ich ganz zufällig in einer Buchhandlung Thomas Mann, „Tonio Kröger“. Und das hat auf mich einen großen Einfluß ausgeübt. Ich fühlte mich Tonio Kröger verwandt, ich fand, daß er mir ähnlich

war. Ich hatte schon große Lust zu schreiben, und seine Schwierigkeiten zu schreiben fühlte ich sehr stark mit. Ich habe nicht versucht, es nachzumachen, aber ich bekam noch größere Lust, selbst zu schreiben.

Es gibt die Schriftstellerin Nathalie Sarraute und die Person, die in Frankreich lebt, in einer Zeit großer politischer und sozialer Veränderungen. Was bedeutet das für Sie?

Man muß, glaube ich, zwei Dinge auseinanderhalten: Es gibt Schriftsteller, wie Brecht zum Beispiel, die spontan engagiert sind und in ihr Werk viele ihrer gesellschaftlichen Überzeugungen miteinfließen lassen. Ich mag das Werk Brechts sehr gern, einige seiner Werke. Das ist eine Chance. Ich glaube aber nicht, daß die engagierte Literatur, die sich verpflichtet, an der Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse teilzunehmen, gute Ergebnisse erzielen kann. Ich glaube, daß die Literatur der Poesie nahesteht und aus einem spontanen Impuls kommen muß. Bei mir hat nie das äußere Leben, das für mich soviel bedeutet wie für alle, das, was ich schrieb, durchkreuzt. Während der Besetzungszeit schrieb ich vier Jahre lang an dem „Portrait eines Unbekannten“, was nichts zu tun hat mit all dem, was passierte. Ich unterschrieb mit anderen Schriftstellern zusammen den Aufruf der 121 gegen den Algerienkrieg. Ich glaube, das ist etwas ganz anderes. In meine Bücher ist nichts von ganz äußerer Erfahrung miteingeflossen, oder ich habe es nicht bemerkt.

Die Erfahrungen kommen in Ihren Büchern durch ein ganz starkes menschliches Engagement zum Ausdruck.

Dieses menschliche Engagement hat jeder Schriftsteller, jeder Maler, jeder Musiker. Das hat nichts zu tun mit einer pädagogischen oder dogmatischen Literatur. Das ist etwas anderes. Man engagiert sich selbstverständlich in der Tiefe seiner selbst in allem, was man macht.

Haben Sie sich zum Beispiel in Zeitungsartikeln engagiert?

Nein, im allgemeinen habe ich keine Artikel geschrieben.

Nie?

Politische Artikel, nein – doch, einen, der mir riesige Mühe gemacht hat. Das erste und einzige Mal schrieb ich einen Artikel, als ich aus Israel zurückkam. Damals waren alle dagegen eingestellt, und ich schrieb einen Artikel, der in *Le Monde* erschien – nie hatte ich solche Schwierigkeiten, und ich sah, wie wenig ich Journalistin war. Dieser kleine Artikel hat mir mehr Mühe gemacht als „Zeitalter des Argwohns“ und alle Bücher, die ich geschrieben habe. Das eine Mal hat mir gereicht.

Und wie haben Sie dann alle diese schrecklichen Dinge ausgehalten, zum Beispiel während der Besetzungszeit versteckt zu sein?

Wissen Sie, im Vergleich zu den Greueln, die passiert sind, betrachte ich mich als so privilegiert, daß ich mich fast geniere, davon zu sprechen: denn der Name meines Mannes, die Umstände, unter denen ich lebte, das alles hat mir gestattet, in Ruhe das „Portrait eines Unbekannten“ zu schreiben, wäh-

rend all diese Grausamkeiten passierten. Mein Mann war in der Résistance und konnte mir viel helfen, indem er mir durch seine Mitkämpfer falsche Papiere zukommen ließ.

Und es ist Ihnen kein Groll geblieben, den Deutschen gegenüber?

Lange Zeit hatte ich einen sehr starken Groll, und anfangs wollte ich nie wieder einen Deutschen sehen. Und dann habe ich mir gesagt, diese Haltung ist das Schlimmste, wie eine Ansteckung – denn ich war selbst Rassistin geworden. Das war das Schrecklichste, daß sie uns ansteckten. Manchmal lache ich heute mit Elmar Tophoven darüber, daß ich ihn erst nicht sehen wollte, und jetzt ist er ein guter Freund. Denn vorher mochte ich die deutsche Sprache sehr gern, ich habe sie von meinem 4., 5. Lebensjahr an gelernt.

Und dann bin ich wieder in Deutschland gewesen, habe Vorträge vor jungen Leuten gehalten, die alle nett und verständnisvoll waren.

Und schließlich bin ich diesen schrecklichen Rassismus wieder losgeworden, wurde ich von dieser abscheulichen ansteckenden Krankheit geheilt.



Werner Jung Das Werk Ludwig Börnes

1840 veröffentlichte Heinrich Heine bei Campe in Hamburg die Streitschrift „Ludwig Börne“. Abgesehen vom zeitanalytischen Wert dieser Arbeit, in der Heine den kleinbürgerlichen Revolutionären die Rechnung auf macht und ihren beschränkten Horizont tadeln, hat sie leider auch in negativer Weise mitentscheidend für das Vergessen Börnes gesorgt. Börne erscheint darin nämlich als der edle Patriot, dem es jedoch ebenso an politischer Weitsicht wie an poetischem Talent gemangelt hat, um die Tendenzen der Zeit zu erkennen und auf eine angemessene literarische Weise zur Darstellung zu bringen. Heine spricht von Börnes ultralinkem Ton, seinem politischen Wahnsinn, den er vor allem in seiner „patriotischen Exaltation“ sieht, sowie von seinem grundsätzlichen poetischen Defizit, in einer nach dem „Ende der Kunstperiode“ grundsätzlich veränderten politischen wie literarischen Situation angemessen auf die neue Zeit zu reagieren. Dieses Urteil, so scheint es, hat die Rezeption des Börneschen Werks beträchtlich behindert. Grund genug also für eine längst überfällige Revision des Börne-Bildes. In diesem Sinne versuche ich in dem folgenden Aufsatz, einen zu Unrecht vergessenen Literaten des deutschen Vormärz zu würdigen.

Karl Rosenkranz hat in einem bemerkenswerten Aufsatz über „Ludwig Tieck und die romantische Schule“ aus dem Jahre 1838 auf die epochemachende Zäsur von 1830 hingewiesen. Die Pariser Julirevolution ist für ihn die nach außen getretene politische Zeitwende, und sie signalisiert nicht zuletzt das Ende der von Heine diagnostizierten Kunstperiode.

„Seit der Julirevolution hat sich in der Deutschen Literatur eine Schule gebildet, welche die *moderne* genannt zu werden pflegt. Ihre Vorgängerin ist die *romantische*, deren Geburtszeit mit den letzten convulsivischen Bewegungen der großen Revolution am Ende des vorigen Jahrhunderts ziemlich zusammenfällt“.¹

So, wie Rosenkranz die (früh-)romantische Bewegung als konsequente Fortsetzung der Sturm-und-Drang-Epoche begreift und in die direkte Nachkommenchaft der französischen Revolution stellt, faßt er gegen Ende seines die gesamte romantische Bewegung in großen Zügen zusammengehenden Aufsatzes auch die moderne, auf Gutzkow, Mundt und Wienbarg ziellende Schule als das Resultat einer voraufgegangenen Revolution auf.

„Die Julirevolution ist die entscheidende Epoche für die Beendigung der Romantik im Tieckschen Sinne gewesen. Sollte nun aber gezeigt werden, wie sich die sogenannte *moderne* Schule aus der romantischen entwickelte, so müßte einerseits die Romantik Jean Paul's, andererseits die Romantik Heine's und als Bindeglied zwischen beiden Börne's humanistische Politik berührt werden“.²

Obwohl Rosenkranz selbst nur andeutungsweise und ausblickhaft den Zusammenhang skizziert, ist sein Hinweis auf Jean Paul, Heine und Börne als den Vätern und Gewährsmännern der jungdeutschen Moderne durchaus zutreffend. Zwei Jahre nach Rosenkranz hat der junge, unter dem Pseudonym Friedrich Oswald schreibende und dem Jungen Deutschland noch nahestehende Friedrich Engels vom modernen Stil als dem Stil der Vermittlung gesprochen. Und wieder heißen die Vermittlerfiguren Jean Paul, Börne und Heine.³ Expliziter als Rosenkranz spricht Engels neben dem neuen Stilideal,

gemischt aus den Zutaten der „Produktion und Kritik, Poesie und Prosa“⁴, auch von der politischen Vorbildfunktion, namentlich vor allem der Börnes, in dessen Person den Vertretern des Jungen Deutschlands ein „Mann der politischen Praxis“⁵ entgegentritt.

„Die Herrlichkeit der Tat ist von keinem so geschildert wie von Börne. Alles ist Leben, alles Kraft an ihm. Nur von seinen Schriften kann man sagen, daß sie Taten für die Freiheit sind.“⁶

Beide, Rosenkranz und Engels, sprechen, wenn auch aus unterschiedlicher Perspektive, von Börne als einem Bindeglied und einer Mittlerfigur, den „seine Kinder“⁷, die Vertreter des Jungen Deutschlands, stolz beerben. Tatsächlich ist der Anspruch der Jungdeutschen, das Erbe Börnes anzutreten, mindestens verständlich. Denn Börne hat Zeit seines Lebens ein feines Gespür für die politischen und sozialen Widersprüche seiner Zeit besessen und ihnen literarischen Ausdruck verliehen in Prosaformen, an die die jungdeutsche Ästhetik und Politik mit ihrem Ruf nach der Rehabilitation der Prosa (Th. Mund)⁸ bruchlos anknüpfen konnte. Wenn man auch, auf grobe Weise freilich, zwei Phasen innerhalb von Börnes literarischer Produktion, für die als Eckdatum die Julirevolution einsteht, voneinander zu unterscheiden vermag, so gilt dennoch für die Zeit bis 1830 gleichermaßen wie für die Jahre danach, daß Börne seine Zeit immer kritisch kommentiert hat und dazu nicht zuletzt operative literarische Gattungen und Formen eingesetzt hat, die er allererst vom Odium der Zweckhaftigkeit und trivialen Funktionalität befreite. Durch seine Rezensionen und Theaterkritiken steigt das Feuilleton der Zeitungen und Zeitschriften zum ausgezeichneten Ort lebhafter intellektueller Auseinandersetzungen auf. Die sechsbändige Briefsammlung „Briefe aus Paris“ (1831–1833), obschon vielgeschmäht, wird zum Bestseller und rehabilitiert nicht nur die Gattung Brief, sondern zieht in der Zeit des Vormärz eine ganze Reihe weiterer Reiseberichte nach sich.⁹

Sicherlich ein wesentliches Erfolgsmittel unter den harten Produktionsbedingungen verschärfter Zensur ist Börnes Kunstgriff gewesen, sich der Sklavensprache¹⁰ zu bedienen und die Wahrheit an versteckter Stelle, in beliebigen Artikeln tagesschriftstellerischer Art unter der Rubrik Kultur oder Sonstiges, zu plazieren. Beispieldhaft gelten uns für dieses Verfahren, mißliebige Wahrheiten an den Leser zu schmuggeln, die 1825 anlässlich von Jean Pauls Tod gehaltene Denkrede sowie – ungleich subtiler und verdeckter noch – Börnes Hamletinterpretation aus dem Jahre 1828. Der Panegyrikos auf Jean Paul stilisiert diesen zum Gegenklassiker, ja im eigentlichen zum wahren Klassiker, dessen Volksverbundenheit (der „Dichter der Niedergeborenen“ und „Sänger der Armen“ [I, 791])¹¹ gegen den verhaßten Fürstenknecht Goethe aufgeboten wird. Jean Paul habe den Deutschen sowohl „die Freiheit des Fühlens“ (I, 792) als auch die berechtigten Ansprüche der Subjektivität (vgl. I, 793) beigebracht. Vor allem aber seine humanistische Welt- und Lebensanschauung, die von der „Vorschule der Ästhetik“ zum poetischen Programm aufbereitet worden ist, hebt Börne besonders hervor. Denn der Humor ist das probate literarische Gestaltungsmittel, um eine insgesamt schlechte Welt heimlich zu kritisieren. So zielen schließlich Börnes grundsätzliche Bemerkungen über

den Humor nicht zuletzt auch auf die eigene Produktion ab. Person und Werk Jean Pauls werden zur Norm und zum Muster der eigenen Lebens- und Schreibhaltung.

„Der Humorist ist der Hofnarr des Königs der Tiere in einer schlechten Zeit, wo die Wahrheit nicht tönen darf wie eine heilige Glocke, wo man ihr nur ihr Schelengeläute vergibt, weil man es verachtet, weil man es belächelt. (...) Einst war eine schönere Zeit, wo man den Humor nicht kannte, weil man nicht die Trauer und nicht die Sehnsucht kannte“ (I, 795).

Hier erscheint der Humor als Ausdruck wehmütigen Eingedenkens an eine Zeit der Freiheit und Harmonie, für die die fortgeschrittene Geschichte einziger Platz in der Kunst gelassen hat. Der Humorist trägt die Narrenkappe, um unter ihrem Schutz die Wahrheit über eine schlechte Zeit sagen zu dürfen. Gleichzeitig ist in die Kritik als konstitutivem Merkmal des Humors noch das Moment der Erinnerung eingelassen, das Börne und mit ihm die Vormärzliteraten überhaupt als Vorschein einer demnächst wieder so beschaffenen Zukunft verstehen.

Während das Jean-Paul-Portrait Börnes noch an vielen Stellen durchaus deutlich die eigene Zeit anvisiert, ist der drei Jahre später geschriebene Hamlet-Aufsatz weit verschlüsselter, und nur einer aufmerksameren Lektüre als der nach Reizworten schielenden von Zensoren gehen die Anspielungen des Textes auf. Auf eine oberflächliche Weise ähnelt Börnes Interpretation noch der frühromantischen Lesart, die in Hamlet die Tragödie des modernen, zerrißenen Intellektuellen sieht, der vor lauter Gesinnung und Denken nicht zum aktiven Handeln kommt. Doch versieht Börne im Gegensatz zur romantischen Version seine aktualisierende Deutung des Stückes mit einem untergründigen politischen Impuls, der am Ende dann sogar gegen die romantische Vereinnahmung des Stoffes ausschlägt. Für Börne ist Hamlet eine allegorische Figur, sein Schicksal steht beispielhaft für die jüngste Geschichte des deutschen Volkes, das zwar in Fichtescher Manier, d. h. zum absoluten Ich verkleidet, eine gigantische transzendentale Landkarte des Geistes entwickelte (vgl. I, 490 f.), aber vor dem geringsten praktischen, das heißt eben auch gesellschaftlich-politischen Handeln kapitulierte.

„Nur auf freies Denken und Fühlen angewiesen, soll er (= Hamlet, W. J.) nachdenken und handeln: die Natur hat ihn durchsichtig geschaffen, und er soll auf Liste sinnen und sie verdecken: er ist zum Dulden geboren, und man erwartet Taten von ihm. So geklemmt zwischen dem heiligen Gebote seines Vaters und den strengen Verboten seiner Natur, wird er bald hier fort –, bald dort zurückgestoßen, verliert alle freie Bewegung, und so sehen wir ihn hingeschleppt von Entwürfen, die seiner Ohnmacht spotten, von Versuchen, die ihm mißlingen, von großen Worten, die ihn lächerlich, und kleinen Handlungen, die ihn verächtlich machen – und so sehen wir ihn endlich in einem gemeinen Handgemenge schimpflich umkommen und alle, die ihn umgeben, nicht den Schlägen, nein, einer Schlägerei des Schicksals unterliegen“ (I, 494).

Wie Hamlet zwischen den Geboten des Vaters und den Verboten seiner Natur hin- und hergezerrt wird, so bewegt sich auch das deutsche Volk unchlüssig zwischen den Ansprüchen, die die Geschichte stellt, und seiner dul-

denden Natur hin und her. Seine Tragik ist, die großartigen theoretischen Leistungen nicht in praktisches Handeln übersetzen zu können; deshalb bleiben am Ende nur abstrakte Entwürfe, ohnmächtige Versuche und kleine Handlungen zurück, die jedoch in keiner Weise das Rad der Geschichte auch nur in Bewegung setzen, allenfalls noch zu einem abseitigen „Handgemenge“ (wildbewegter Burschenschaftler) führen. Wie eng Börne den Hamlet-Stoff mit der eigenen Zeitproblematik verknüpft sieht, offenbaren die abschließenden Sätze des Artikels, die sicher nicht zuletzt auf eine satirische Abrechnung mit dem romantischen Hamlet-Bild und dem Kult um die schöne Seele abzwecken:

„Ihn nichts und alles sein zu lassen! Ihn immer handeln und nichts tun, immer sich bewegen und nie fortkommen zu lassen! Ihn immer sich als Kreisel drehen lassen, ohne daß er ausweiche! Das war schwer. Und Shakespeare ist ein Brite! Hätte ein Deutscher den Hamlet gemacht, würde ich mich gar nicht darüber wundern. Ein Deutscher brauchte nur eine schöne, leserliche Hand dazu. Er schreibt sich ab, und Hamlet ist fertig“ (I, 499).

Börnes Deutung des Hamlet als gut dosierter Mischung aus deutschem Michel und schöner, wenn auch zerrissener Seele indiziert nachdrücklich den „Ideenschmuggel“, zu dem die deutschen Zensurbehörden kritische Autoren zwingen. In dem harmlos auss sehenden Hamlet-Beitrag zu der Artikelfolge „Dramaturgische Blätter“ faßt Börne seine Gesellschaftskritik konzentriert zusammen; kenntnislos in Angelegenheiten dramatischer Theorie und dramaturgischer Praxis urteilt er allein, wie es in der Vorrede heißt, „nach Gefühl und Gewissen“ (I, 206) und spürt in der Analyse (schlechter) Stücke den tieferliegenden Defizienzen der deutschen Entwicklung und deutscher Politik nach. Mit Recht hat daher Manfred Schneider hinsichtlich von Börnes gesamter literarischer Produktion während der 20er Jahre davon gesprochen, daß hier sowohl alle greifbaren und nicht gänzlich tabuisierten Aspekte bürgerlichen Lebens und Sprechens erörtert und kritisiert als auch die Momente eines unvollständig entwickelten Bewußtseins aufgespürt werden.¹² Börnes ideologiekritisch motiviertes Schreiben reicht hinab bis in die Sphären des Alltagsbewußtseins als desjenigen Ortes, an dem Ideologie allererst greift und wo die Inhalte und Formen entfremdeten Denkens, in diesem Fall der Diskurs der Metternichschen Reaktion, die Konsensbildung unter den Beherrschten und damit ihre gesellschaftliche Integration herbeiführen. Börnes Haltung ist die eines Aufklärers, auf dessen Fahnen die bürgerlichen Forderungen der französischen Revolution stehen. Gegen Fürstenwillkür und Despotismus, gegen Untertanengeist und Servilismus, gegen die verhockte Kleinbürgeratmosphäre und das deutsche Kleinstaatenunwesen schärft er seine spitze Feder. Dem aufklärerischen Selbstverständnis entspricht auch Börnes Schreibstil und die Bevorzugung kleiner journalistischer Formen, die auf eine möglichst große Breitenwirkung spekulieren. Den Titel Dichter weist er von sich, da er als Schriftsteller wirken will, der aufklärt, wachrüttelt und letztnendes zu politischem Engagement anzustiften gedenkt.

Am deutlichsten tritt dieses Selbstverständnis in Börnes Hauptwerk, der sechsbandigen Briefsammlung „Briefe aus Paris“, zutage. Ungleicher offener,

da die Zensurbestimmungen für Bücher längst nicht so scharf waren wie für Zeitungs- und Zeitschriftenbeiträge, glaubt Börne hier sein politisches Credo anstimmen zu können. Man kann die auf Originalbriefe Börnes an seine Freundin Jeanette Wohl zurückgreifende Sammlung als eine einzige Apologie der Freiheit ansehen, deren „ultra radikale(r) Ton“ damals nicht bloß Heine auffiel¹³, sondern sogleich das postwendende Verbot durch die preußischen Behörden einen Monat nach der Veröffentlichung des ersten Bandes im November 1831 nach sich zog.¹⁴ Die ganze Konzeption zeigt Börnes Absicht, die Errungenschaften der Julirevolution seinen deutschen Lesern vor Augen zu führen. So erscheint die Briefsammlung als ein buntes Kaleidoskop, in dem alle möglichen Szenen aus dem öffentlichen Leben in der Julirevolution gezeichnet sind, um damit auf eine vielschichtige Weise die gesellschaftlichen Veränderungen und den bürgerlichen Fortschritt in Frankreich gegenüber dem zurückgebliebenen Deutschland anzeigen zu können.

Man muß in den Briefen „eine revolutionäre Ermunterung breiter bürgerlicher Kreise“ sehen¹⁵; ihr Hauptzweck ist, wie Rutger Booß es formuliert hat, gleichermaßen „politische Analyse und Agitation“.¹⁶ Dazu setzt Börne wieder vielfältige Ausdrucksformen und Gestaltungsmittel ein, ändert die Stillage und wechselt von berichtenden, analysierenden und kommentierenden Textpassagen zu narrativen Sequenzen. „Reportage, Feuilleton, Kritik, Satire, Witz, Polemik, Essay, Erzählung, Klatsch, Dokumentation, Ansprache, Predigt, politische Theorie finden sich zu einer utopischen Synopsis der auseinandergerissenen Lebensbereiche verblendet.“¹⁷ All diese operativen Formen gehen in Börnes Briefstil ein und machen damit den Brief zur zeitadäquaten Ausdrucksform.

Bereits Jeanette Wohl ermunterte den zunächst skeptischen Börne mehrfach dazu, weiterhin gezielt Briefe über die öffentlichen Ereignisse in Paris zu schreiben, weil gerade die Briefform mit Recht die beliebteste ist, „da sie die passendste für die rasche Zeit ist“ (V, 851). Wenige Wochen zuvor, am 12. 11. 1830, bemerkt sie sehr grundsätzlich zur Funktion und Wirkungsmöglichkeit von Briefen:

„Ist nicht in Briefen eine weit frischere, lebendigere, anziehendere und ansprechendere Darstellung möglich als in Aufsätzen? (...) Aufsätze sind wie Bücher, ziehen zuviel vom Allgemeinen aufs Einzelne ab. Dahingegen Briefe alles umfassen können, ... je unvorbereiter, desto frischer, lebenskräftiger und liebenswürdiger. (...) Sparen Sie die Aufsätze auf nachher! (Be)denken Sie ... täglich den so reichen Stoff! Der Prozeß der Minister, die Bewegung in den Straßen, die Kammern, das englische Parlament, Theater, Literatur, Kunst, Industrie, Bildergalerien, deutsche Angelegenheiten wie Politik, Literatur, Zeitungen, deren Lächerlichkeit oder Schlechtigkeit! Briefe von Ihnen würden eine solche Popularität erlangen, daß sie weit bekannter und verbreiteter würden als Ihre früheren Schriften. Diese Briefe würden nicht nur den besten Memoiren aus den denkwürdigsten Zeiten an die Seite gesetzt werden, sondern auch geschichtlichen Wert behalten. Und wieviel können Sie sogar damit nützen, wissen! Briefe liest jedermann, ... Sie können Ihre Grundsätze darin wie durch Zeitungen verbreiten . . .“ (vgl. V, 846 [gekürzt])¹⁸

Jeanettes Argumentation wird Börne wohl überzeugt haben, führt sie doch

viele der wichtigen Motive für Börnes Schreiben als Plädoyer für die Briefform ins Feld: die Möglichkeit, deutlich seine Meinung über politische Dinge, sein politisches Glaubensbekenntnis, die prima causa von Börnes literarischer Produktion¹⁹, aussprechen und damit gleichzeitig auch Publikumswirkung erzielen zu können! Und dies auf keine trocken belehrende Art, etwa im Stil von Eduard Gans' Parisberichten²⁰, der zwar ebenfalls von demselben liberalen Geist und derselben politischen Einschätzung kündet, im ganzen aber völlig im Theoretisch-Unanschaulichen verbleibt, sondern auf eine witzige und eher spontane Weise.

Wenn die Briefe auch „alles umfassen“ können und wollen, prätendieren sie dennoch keine Objektivität im ausgesprochenen Sinne der Nachricht. Vielmehr ist sich Börne seiner Subjektivität und somit der Willkür des Berichteten bewußt, ja nimmt sie als gestalterisches Moment mit in die literarische Darstellung hinein. Das Prinzip Parteilichkeit, sein Engagement für die Freiheit und die Ausübung bürgerlicher Rechte, diktieren die Briefe in ebenso starkem Maße wie das unüberhörbare Leiden an Deutschland. Der Haß auf das „blöde“ deutsche Volk (vgl. III, 170) wechselt ab mit dem Gefühl der Trauer über „die Lampenputzer im Welttheater“ (III, 85). Seine deutliche Zurückgebliebenheit vor den anderen europäischen Völkern sieht Börne in der Lethargie des Bürgertums, das seinen Kampf für die Freiheit dem „Pöbel“ überläßt, statt ihn selbst zu führen (vgl. III, 83). Dem hält er die vom französischen Volk in der Julirevolution wiedererrungene Freiheit entgegen:

„Die geistige Atmosphäre, die *freie Luft*, in der man hier auch im Zimmer lebt, die Lebhaftigkeit der Unterhaltung und der ewig wechselnde Stoff wirken vor teilhaft auf mich“ (III, 62).

Doch trotz aller erstrittenen Fortschritte verkennt der weitsichtige Liberale, dem es bis zuletzt um die Freiheit und die Verbreitung wie Verteidigung bürgerlicher Rechte gegangen ist, dennoch nicht die Gefahr der Reaktion und des Rückfalls hinter das historisch bereits Realisierte. Ja, als erster Schriftsteller ahnt er etwas von der fatalen historischen Dialektik, die das Bürgertum, endlich zur herrschenden Macht aufgestiegen, aus Angst vor dem neu entstehenden Klassengegner in die unheilige Allianz mit dem Adel treibt und den Staatsapparat sich zu einem mächtigen Gewalt- und Unterdrückungsmechanismus auswachsen läßt. So bemerkt er schon im 21. Brief vom 28. 12. 1830 „den Katzenjammer“ nach der Revolution, die Erstarrung nämlich des Staates und seiner Institutionen zum Mechanismus eines Uhrwerkes, zu einer unorganischen, leblosen „Ordnung“.

„Es ist alles wie bei uns, nur daß bei uns Werk und Zifferblatt bedeckt sind, hier aber sich in einem gläsernen Gehäuse befinden, das alle Bewegungen sehen läßt; der Gang ist der nämliche“ (III, 103).

Und ein Jahr später, am 1. 12. 1831, notiert er anlässlich des blutig niedergeschlagenen Lyoner Aufstandes, daß nun „der Krieg der Armen gegen die Reichen“ begonnen hat (vgl. III, 371). Börne hält zwar weiterhin unverrückt an seiner liberalen Grundüberzeugung fest und glaubt auch, eine friedliche Lösung des sozialen Problems darin sehen zu können, daß die Armen eine ei-

gene politische Vertretung in der Kammer (vgl. III, 375) zugebilligt bekommen, skeptisch aber schätzt er deren praktische Realisierung ein, die ja das Einverständnis der Bourgeoisie voraussetzen müßte. Seine Erklärung steht daher im Konjunktiv. Der Krieg der Klassen „könnte vermieden, die Ruhe der Welt könnte gesichert werden“ (ebd.), wenn alle Klassen nur an einer vernünftigen, d. h. liberalen, die sozialen Antagonismen aus der Welt schaffenden, nicht revolutionären Lösung auf dem Verhandlungswege interessiert wären! Wie ein Eingeständnis des Scheiterns dieses auf Harmonie bedachten idealistischen Modells klingen allerdings spätere Aufzeichnungen für die „Studien über Geschichte und Menschen der Französischen Revolution“, in denen er davon spricht, daß die Kriege nie enden werden, „solange es ein niederes Volk gibt ohne Freiheit, ohne Eigentum, ohne Ehre, ohne Aufklärung“ (II, 1067) – alles Privilegien der Bourgeoisie, die diese niemals freiwillig der unterdrückten gesellschaftlichen Klasse zuzustehen bereit ist. Börne hat schon bald erkennen müssen, (s. M.) der Bourgeoisie übrigbleibt.

„Die reichen Leute machen allein die Gesetze, sie allein verteilen die Auflagen, davon sie den größten und schwersten Teil den Armen aufbürden“ (III, 376).

Ungeachtet seiner kritischen Bemerkungen über den historischen Wandel und den immer deutlicher sich abzeichnenden Rückschritt auch im Bewußtsein der Freiheit hat Börne niemals resigniert, sondern ist seiner liberalen Grundposition treu geblieben: Bis ans Ende seines Lebens hat er das Prinzip der Freiheit behauptet, und bis zuletzt hat er auch gegen die Reaktion in Deutschland gekämpft. Beides hat ihm Heine, noch weit über die Zeit nach ihrem fruchtbaren Zerwürfnis und über Börnes Tod hinaus, bei aller Kritik an seinem vermeintlich mangelnden Kunst- und Politikverständnis in der Börne-Denkschrift hoch angerechnet:

„Er war je weder ein Genie, noch ein Héros: er war kein Gott des Olymps. Er war ein Mensch, ein Bürger der Erde, er war ein guter Schriftsteller und ein großer Patriot“.²¹

Börne – der Liberale, Kosmopolit und Patriot! Wieder ist es Jeanette Wohl, die gegenüber Dritten die Haltung des Doktors Ludwig Börne präzise und einsichtig beschreibt. Im Brief vom 19. 11. 1831 teilt sie Börne ein Gespräch mit, in dem sie gegen die falschen Ansichten über die Pariser Briefe aufgetreten ist:

„Der Doktor wollte weder ein schönes Buch schreiben noch ästhetisch sein, noch glänzen, noch Geldspekulationen damit machen, er wollte handeln, sich wehren, seinem Schmerze, seinem Zorne die Freiheit geben, die er untergehen sah, und so, wenn sich jeder nach Kräften wehrte, meinte er, würde vieles besser und anders werden“ (V, 865).

Bemerkenswert an dieser Briefstelle ist der enge Zusammenhang von Schreiben und Handeln. Dabei kann sich Jeanette auf eine ganze Reihe diesbezüglicher Formulierungen in der Briefsammlung berufen. Das Schreiben hat für Börne sicherlich auch eine kompensatorische Funktion; über die Unfähigkeit, selber politisch-praktisch zu handeln und ins revolutionäre Treiben aktiv einzutreten, setzt er sich schreibend hinweg. Doch ist das Schreiben

selbst, die theoretische Vergegenwärtigung und Durchdringung des praktischen Revolutionsgeschäftes, in praktischer Absicht unternommen; es ist die dem bürgerlichen Intellektuellen gemäße Form einer theoretisch eingreifenden Praxis, die klassische Tätigkeit des Aufklärers. Daß Börne bisweilen darunter gelitten hat, nur als Schriftsteller schreibend auf die Revolution reagieren zu können, beweisen mehrere Passagen in der ersten Briefsammlung.

„Eine Flinte möchte ich haben und schießen. Mit guten Worten, das sehe ich täglich mehr ein, richtet man nichts aus“ (III, 49).

Vorher schon heißt es an einer Stelle gleich zu Beginn der Briefe:

„Gott! könnte ich doch auch einmal unter dieser Fahne streiten, nur einen einzigen Tag mit roter Dinte schreiben, wie gern wollte ich meine gesammelten Schriften verbrennen, (...)“ (III, 5).

Bei aller Fragwürdigkeit der Wirkung revolutionär-aufklärerischen Schreibens behauptet Börne doch dessen Relevanz, vor allem angesichts solch elender Skribenten, die mit ihren Revolutionsberichten nur auf gutes Geld schielen und damit – in den Augen Börnes – schließlich das ganze Metier korrumpern:

„Aber hinter einem dicken Fensterposten, im Schlafrocke, die Feder in der Hand, das Schlachtfeld begucken, die Verwundeten, die Gefallenen zählen und gleich zu Papier bringen; zu bewundern statt zu bluten, und die Leiden eines Volks sich von einem Buchhändler bogenweise bezahlen zu lassen – nein, das ist zu schmachvoll, zu schmachvoll“ (III, 23)!

Börne dagegen will aufklären, – in den Worten Jeanette Wohls – handeln und sich wehren, liberale Gedanken publik machen, damit sich daran schließlich ein vernunftgeleitetes Volk bildet. In seiner letzten Schrift, der Polemik gegen den Herausgeber des Cottaschen Literaturblattes Wolfgang Menzel „Menzel der Franzosenfresser“, resümiert Börne den lebenslangen Grund seines eigenen Schreibens: er habe – und dies sei im Grunde die Aufgabe eines jeden kritischen deutschen Schriftstellers – das schlafende deutsche Volk „aufwecken“ wollen (vgl. III, 933). Die darin anklingende funktionale Bestimmung von Literatur, ihre politische Indienstnahme zu aufklärerischen Zwecken, lässt verstehen, daß Börne ausführlichen ästhetischen und poetischen Überlegungen in seinen Schriften keinen Raum gelassen hat und auch, wie der zitierte Brief Jeanettes bereits deutlich machte, gar nicht „schön schreiben“ und „ästhetisch sein“ wollte. Der Verzicht auf eine gründlich reflektierte eigene ästhetische Position ist diesseits aller persönlichen Animositäten und charakterlicher Unterschiede wohl der tiefste Grund für die Differenzen zwischen Heine und Börne gewesen.

Der zentrale Begriff für Börnes Schreiben ist der der Wahrheit, der gegenüber solche Fragen wie die nach der künstlerischen Gestaltung oder die nach leitenden ästhetisch-theoretischen Gesichtspunkten für Börne immer den Geruch des Anstoßigen und Unzeitgemäßen tragen, die von den wirklichen Tagesaufgaben nur in unzulässiger Weise ablenken. Die Literatur hat die Wahrheit über die wirklichen Verhältnisse auszudrücken und deshalb unbedeutend zu sein. Schönheit ist ihr von Übel, weil diese inkompatibel mit einer häßli-

chen Wirklichkeit ist, ja sogar die Gefahr in sich birgt, die Häßlichkeit schön-färberisch anzustreichen und damit deren Realitätsgehalt auszulöschen. Über sein eigenes Selbstverständnis als Autor lassen sich dementsprechend ebenso banal-lakonische Bemerkungen finden („Ich glaube nicht, daß ich Talent zu poetischen Naturbeschreibungen habe; ich grüble zuviel und sammle mehr Wurzeln als Blüten“ [III, 102]) wie auch emphatische Versicherungen, daß der Schriftsteller Börne „nur der Wahrheit und dem Rechte“ diene (vgl. III, 530). Börne selbst hält sich jedoch immer bloß für einen Schriftsteller, für einen Verfasser, der sich von einem Dichter wie der Handwerker von einem Künstler (vgl. dazu auch II, 687 f.) unterscheidet. Wolfgang Labuhn hat kürzlich erst in seiner ausführlichen Arbeit über Ludwig Börne auch dessen rudimentäre ästhetische Überlegungen herausgefiltert. Zwar hat Börne keine systematisch geschlossene Theorie formuliert, sondern seine ästhetischen Urteile nur in Randbemerkungen zu rezensierten Werken untergebracht, trotzdem geben aber diese ästhetischen Splitter, wie Labuhn zeigen kann, „einem überraschende Kohärenz und Kontinuität seines ästhetischen Denkens“ zu erkennen.²²

„Kunst wurde von ihm stets in enger Beziehung zu der sie jeweils umgebenden gesellschaftlichen und politischen Realität gesehen. Erst vor diesem Hintergrund gewann die Kunst für ihn Kontur, erhielt sie eine bestimmte Funktion“.²³

Zu unterscheiden hat man bei Börne das Kunstdideal von der Kunstproduktion einer gegebenen Zeit. Diese im Grunde eher traditionelle Position bindet Börne allerdings zurück an eine politische Einschätzung des Geschichtsverlaufs, in dem er schöne, d. h. freiheitliche Zeiten und häßliche, d. h. Zeiten der Unterdrückung voneinander trennt. Nach Börnes Auffassung kann schöne Kunst nur dort entstehen, wo auch schöne Verhältnisse herrschen, während häßliche, unfreie Verhältnisse auch nur eine dementsprechende Kunst hervorbringen können. Börne lehnt alle Versuche ab, die in schlechten Zeitaltäufen wie z. B. den eigenen im Deutschland der 30er Jahre die Prätidentschaft auf ästhetische und poetische Schönheiten erheben. Obwohl er sich nicht grundsätzlich gegen traditionelle ästhetische Kategorien wie die von der Schönheit ausspricht, sondern diese vielmehr als konstitutives Merkmal des Kunstdideals gewahrt wissen möchte, bezweifelt er doch nachdrücklich die Geltung dieser Kategorie für die Produktion der eigenen Zeit. Wer angesichts der Unfreiheit im eigenen Lande, von Zensur und Unterdrückung weiter „schön“ schreibt bzw. „schöne Kunst“ schafft, ist Börne zutiefst verdächtig, da dadurch seiner Meinung nach die wirklichen Verhältnisse künstlerisch verklärt werden, statt schriftstellerisch entlarvt zu werden. Darin klingt die deutliche Bestimmung an, die sich zumindest implizit auch an der Auseinandersetzung Börnes mit der modernen französischen Literatur sowie mit Heine nachweisen lässt, daß zumindest solange keine schöne Kunst und Literatur mehr geschaffen werden können, solange die schlechten Zeitaltäufe in erster Linie das kritische und aufklärerische Engagement des Schriftstellers, also des Handwerkers, fordern. „Ohne politische Freiheit keine ästhetische Qualität!“²⁴

Über die Stücke Victor Hugos, dessen Werke mehrfach im Briefwechsel zwi-

schen Börne und Jeanette Wohl besprochen werden, kommt Börne zu derselben klassizistischen Verurteilung wie die zeitgenössischen hegelianischen Ästhetiker. Das Skandalstück „Le roi s'amuse“ sei deshalb abzulehnen, weil es gegen ästhetische Gesetzmäßigkeiten und – inhaltlich – gegen jede sittliche und soziale Dezenz verstöße, deren Einhaltung gerade die vornehme Aufgabe der Kunst sei.

„Die alte französische Kunst ging im Reifrocke: das war lächerlich, abgeschmackt, ungesund, naturwidrig. Aber zwischen Reifrock und Haut liegt noch manches Kleidungsstück, man soll die Kunst nicht bis auf das Hemd ausziehen. Sie wollen sie nackt – gut es sei: man kann sich daran gewöhnen. Aber geschunden! Die neuen französischen Dramatiker schinden alles: Die Liebe, den Haß, das Verbrechen, das Unglück, Schmerz und Lust. Das ist abscheulich! Die Natur selbst gibt jedem Dinge eine Haut, jedem Dinge wenigstens eine Farbe zur Hülle. Das farbenlose Licht, das ist der Tod, die Fäulnis, das ist gräßlich“ (III, 630).

Wie die Natur die Haut als Hülle gebraucht, um eventuell darunter verborgene Häßlichkeiten durch eine schöne Außenseite zu kaschieren, so benutzt die Kunst ästhetische Regeln. Schönheit ist ihr oberstes Gebot, worin Natur und Kunst sich harmonisch in eins gestalten. Sie ist das Kennzeichen des Kunstideals. Häßliche Kunst ist für Börne dagegen ein Anachronismus, weil Kunst, die häßlich ist, für ihn gleichbedeutend mit Unkunst ist. Damit ist freilich noch lange nicht gesagt, daß auch faktisch häßliche soziale Gehalte einfach ignoriert werden sollen. Der Schriftsteller, der Handwerker, der sich verschiedener Prosaformen bis hin zum Roman bedient, darf auch die Häßlichkeit zum Gegenstand seiner literarischen Produktion machen. So tadelte abschließend Börne an Victor Hugo nicht die Tatsache, daß er das Mißgestaltete gestaltet hat, sondern daß er dieses mißgestaltet, nämlich auf eine inadäquate Weise präsentiert hat. Unangemessen allein ist die vermeintlich künstlerische Darbietung des indezenten Stoffes als Drama.

„Victor Hugo hätte aus dem allem einen Roman machen sollen. Erzählen kann man alles, auch das Häßlichste: (...)“ (III, 639).

Damit aber läßt er die vormalige Gemeinsamkeit mit der hegelianischen Ästhetik weit hinter sich. Bezogen auf den Roman und seinen Produzenten, den Schriftsteller, akzeptiert nämlich Börne die Gestaltung des Häßlichen durchaus. So finden sich denn auch bei Börne ausgesprochen positive Urteile über die Romane Fenimore Coopers und Walter Scotts (vgl. etwa II, 396), von dem er bereits 1822 in einem Brief an Jeanette bemerkt, daß man Geschichte ganz so schreiben solle wie Scott seine Romane. Vergleicht man schließlich noch das, was er in demselben Brief nur wenige Sätze vorher über Scotts Menschendarstellung äußert, mit dem Kern der Heine-Kritik aus den Pariser Briefen, dann erhält man unter dem Strich nicht nur eine Rehabilitierung der Gattung, sondern sogar die Bestimmung dieser Gattung zur zeitadäquaten literarischen Form. Zum einen wird nämlich in der brieflichen Mitteilung die für die Kunst ausgeschlossene häßliche Natur mit dem Hinweis akzeptiert, daß, da „(d)as Gute und Böse, das Schöne und Häßliche im Menschen (...) wie Wasser und Wein (gemischt ist) und (...) ein Ganzes (bil-

det)“, deshalb auch die Figuren entsprechend geschildert werden müssen (vgl. IV, 597). Das heißt also, daß die Menschen in ihrer ganzen Widersprüchlichkeit und Komplexität, wozu eben auch die negativen Seiten gehören, porträtiert werden müssen, was, wiederum dank der fehlenden ästhetischen Normen des Romans, auch nur einzig diesem gebührt. Auf der anderen Seite tadelte Börne an Heine gerade dasjenige Moment, was ihn in einer anderen und besseren Zeit geradezu ausgezeichnet hätte, das wahre Dichtertum (vgl. III, 169 u. 810ff.), das Börne in der aktuellen Gegenwart allerdings für anrüchig hält, weil er darin eine von der Zeit widerlegte falsche Idealität des Schönen sieht. Börne weist das ästhetische Programm Heines, das die Wahrheit auf eine schöne Weise zu vermitteln sucht, rundum ab: ihn überzeugt Heine nicht, auch wenn er die Wahrheit spricht:

„denn man weiß, daß er an der Wahrheit nur das Schöne liebt. Aber die Wahrheit ist nicht immer schön, sie bleibt es nicht immer. Es dauert lange, bis sie in Blüte kommt, und sie muß verblühen, ehe sie Früchte trägt“ (III, 811).

Nicht nur an der Infizierung des Wahren mit dem Schönen stößt sich Börne, übrigens ganz ähnlich wie Hegel in seiner Kritik an der romantischen Kunst, sondern er wittert darin noch viel weitergehend einen Ästhetizismus, dem es bei allem nur um die Schönheit geht, der in allem nur die schönen Seiten wahrnimmt, dabei aber den eigentlichen Boden unter den Füßen, die alltägliche Realität, mehr und mehr verliert. Gegen Heine und seinen programmatischen ästhetischen Anspruch, eine moderne politische Kunst zu schreiben, argumentiert Börne mit derselben historischen und sozialen Realität, die für ihn allerdings, eben weil sie häßlich ist, keine Möglichkeit zu einer schönen und poetischen Bearbeitung bietet. Die Gegenwart fordert zwar auch seiner Meinung nach neue literarische Ausdrucksformen, diese liegen aber im Bereich des Journalistischen und der funktionellen Tagesschriftstellerei, die sich in der unmittelbaren Wirkung auf den aufzuklärenden Leser erschöpft. Vor allem ist die auf Heines lyrische Produktion zielende Kritik Börnes ein Plädoyer für die Prosa, die allererst ein komplexes Bild der Totalität des wirklichen Lebens abgibt, weil sie sich, unabgelenkt von normierenden ästhetischen Kategorien, ganz auf die gegebene gesellschaftliche Realität einlassen kann. Wieder benutzt Börne das Bild der Natur, die jetzt freilich ihre schützende Hand abgelegt hat und ihr wahres „prosaisches“ Gesicht zeigt, um die vor ihr kapitulierende Poesie aus dem Feld zu schlagen.

„Wo gibt es denn eine Wahrheit, in der nicht etwa Lüge wäre? Wo eine Schönheit, die nicht ihre Flecken hätte? Wo ein Erhabenes, dem nicht eine Lächerlichkeit zur Seite stünde? Die Natur dichtet selten und reimet niemals: wem ihre Prosa und ihre Ungereimtheiten nicht behagen, der wende sich zur Poesie. Die Natur regiert republikanisch: (...). Wer schwache Nerven hat und Gefahren scheut, der diene der Kunst, der absoluten, die jeden rauen Gedanken ausschreibt, ehe er zur Tat wird, und an jeder Tat feilt, bis sie zu schmächtig wird zur Misserfolg“ (III, 812).

Ob Börne mit seiner herben Verurteilung Heines diesem gerecht geworden ist, ja ob er ihn überhaupt verstanden hat, kann und soll hier gar nicht entschieden werden. Wir wollen uns, einig mit den Herausgebern der von Klaus

Briegleb betreuten Heine-Edition, damit begnügen festzustellen, daß die Literaturbegriffe Börnes und Heines letztlich „unvereinbar“ sind.²⁵ Beide reagieren mit ihren Werken auf die veränderten Bedingungen nach Ablauf der Kunstperiode und dem seit der Julirevolution von 1830 allmählich zerbröckelnden Ancien Régime; die gesellschaftliche und politische Realität ist in den Mittelpunkt der literarischen Bearbeitung gerückt. Während Heine sie aber in eine explizite ästhetisch-theoretische Begründung einbindet, spricht Börne ausschließlich in aufklärerisch-funktionalem Sinne über sie. Und während Heine die Wahrheit über eine häßlich gewordene Welt schön sagen will, versagt sich Börne angesichts derselben Häßlichkeit jede Reflexion über die ästhetischen Mittel, da er darin bereits die Möglichkeit eines Arrangements mit dieser abzuschaffenden schlechten Wirklichkeit wittert. Dem Fazit Wolfgang Labuhns, der präzise Gemeinsamkeiten wie Unterschiede zwischen Börne und Heine fixiert, schließen wir uns gern an:

„Die Verquickung von Politik und ‚Dichtung‘ lehnte Börne ab und leitete dennoch, wie gleichzeitig der ‚Dichter‘ Heinrich Heine, in der ständigen öffentlichen Reflexion von politischer Theorie und Praxis mit in die Epoche ein, in der ‚Dichtung‘ sich zur politischen Literatur wandeln konnte, ohne den Anspruch des Kunstcharakters aufzugeben zu müssen. Und seine Prosa, teils in Anpassung an die äußeren Bedingungen literarischer Produktion, teils aus einer bestimmten Wirkungsintention heraus entstanden, verriet auch in ihm schließlich den Künstler, der nicht die Realität in der Fiktion bewältigte, sondern in seiner Bewältigung der Realität das Medium Sprache veränderte.“²⁶

Anmerkungen

- 1 Karl Rosenkranz: Ludwig Tieck und die romantische Schule, in: ders.: Studien. Erster Theil. Berlin 1839. S. 277–344, Zitat S. 278
- 2 a.a.O. S. 342 f.
- 3 Friedrich Oswald (d. i. Friedrich Engels): Moderne Polemik, in: MEW Egbd. 2, S. 45–58, vgl. vor allem S. 46
- 4 ebd.
- 5 vgl. Friedrich Oswald: Ernst Moritz Arndt, in: MEW Egbd. 2, S. 118–131, Zitat S. 123
- 6 ebd.
- 7 vgl. Engels Brief an Wilhelm Graeber vom 30. 7. 1839, in: MEW Egbd. 2, S. 412–416, Zitat S. 413
- 8 vgl. hierzu Theodor Mundts programmatische Schrift „Die Kunst der deutschen Prosa. Ästhetisch, literargeschichtlich, gesellschaftlich“ (1837; reprogr. Nachdruck Göttingen 1963), deren theoretisches Hauptanliegen darin besteht, die Prosa zu emanzipieren (vgl. S. 49), weil in ihr nicht nur der „poetische Geist der Nation am mächtigsten ist“, sondern auch „die Ideenbewegung der Zeit“ ihre Sache führt (vgl. S. 138).
- 9 vgl. dazu den Aufsatz von Wulf Wülfing: Reiseliteratur, in: Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte. (Hg.) H. A. Glaser. Bd. 6. Vormärz. (Hg.) B. Witte. Reinbek 1980. S. 180–194, vor allem S. 182
- 10 Diesen Terminus hat Helmut Bock in seiner immer noch vorbildlichen Börne-Monographie für Börnes Taktik und Schreibhaltung während der 20er Jahre geprägt. Vgl. Helmut Bock: Ludwig Börne. Vom Gettojuden zum Nationalschriftsteller. Berlin 1962. S. 157. Ihm folgt auch Rutger Booß: Ansichten der Revolution. Paris-Berichte deutscher Schriftsteller nach der Julirevolution 1830: Heine, Börne u. a. Köln 1977. S. 38 f.
- 11 Börne zitieren wir nach der Ausgabe der von Inge und Peter Rippmann herausgegebenen

Schriften: Ludwig Börne: Sämtliche Schriften. (5 Bde). Dreieich 1977. – Künftig im Text mit Band- und Seitenangabe.

- 12 vgl. Manfred Schneider: Die kranke schöne Seele der Revolution. Heine, Börne, das „Junge Deutschland“, Marx und Engels. Frankfurt/M. 1980. S. 125
- 13 Heinrich Heine: Ludwig Börne! Eine Denkschrift, in: Heinrich Heine: Sämtliche Schriften in zwölf Bänden. (Hg.) K. Briegleb. Bd. 7. Schriften 1837–1844. Frankfurt/M./Berlin/Wien 1981. S. 66
- 14 vgl. die Bemerkungen Inge und Peter Rippmanns zur Wirkungsgeschichte der „Pariser Briefe“ im Anhang zu Bd. III, S. 1025 ff.
- 15 vgl. Schneider, a.a.O. S. 129
- 16 vgl. Booß, a.a.O. S. 28
- 17 Schneider, a.a.O. S. 130
- 18 Wir haben hier den Brief in der ausführlichen Form nach der Ausgabe zitiert: Briefe der Frau Jeanette Strauß-Wohl an Börne. Eingeleitet und erläutert von E. Mentzel. Berlin 1907. S. 165
- 19 Der Börne und Heine nahestehende Moritz Gottlob Saphir hat die zutreffende Formel gefunden: „Bei Börne ist das politische Glaubensbekenntnis die prima Causa seines Witzes . . . bei Heine ist es umgekehrt; (. . .)“ (M. G. Saphir: Dumme Briefe, Bilder und Chargen, Cypressen, Literatur- und Humoral-Briefe. München 1834; zitiert nach: Heinrich Heine. Sämtliche Schriften. Bd. 8. Kommentar zu Bd. 7, S. 674)
- 20 Eduard Gans: Paris im Jahre 1830, in: ders.: Rückblicke auf Personen und Zustände. Berlin 1836; heute wieder in: ders.: Philosophische Schriften. Herausgegeben und eingeleitet von Horst Schröder. Berlin 1971. S. 185–222. Gans’ Bericht, dessen Zweck es war, „den Charakter des damaligen französischen Geistes zu fixieren“ (S. 188), ist beherrscht vor allem von Gesprächen mit französischen Professorenkollegen und von theoretischen Einschätzungen. Grundsätzlich steht er der Julirevolution positiv gegenüber („Es gibt gewisse Staatenumwälzungen, für die jeder bessere und fortschreitende Mensch eine Sympathie empfindet.“ [S. 187]), erkennt aber schon bald auch deren grundsätzliche Schwäche (keine soziale, sondern „lediglich eine politische Umwälzung“ [S. 206]), ohne dabei zu vergessen, daß das, was in Paris passiert ist, von nun an die un hintergehbare „Grundlage der Zeit“ (S. 222), die bürgerliche Gesellschaft und ein bürgerlicher Staat, darstellt.
- 21 Heine. Sämtliche Schriften. Bd. 7, S. 102, vgl. auch S. 110 u. 113 f.
- 22 Wolfgang Labuhn: Literatur und Öffentlichkeit im Vormärz. Das Beispiel Ludwig Börne. Königstein/Ts. 1980. S. 168
- 23 ebd.
- 24 a.a.O. S. 173
- 25 vgl. Heine: Sämtliche Schriften. Bd. 8, S. 739
- 26 Labuhn, a.a.O. S. 272

Horst Brandstätter

Der Verbrecher aus verlorener Ehre oder Die Unschuld der Begriffe

Gestatten Sie mir eine Vorbemerkung. Ich fürchte, nachfolgende Rede ist ein Anachronismus. Als man mich darum bat, Ihnen dieses zweifelhafte Vergnügen zu bereiten, schien die Welt noch in ihrer gewohnten Unordnung. Ich saß an meinem Schreibtisch und starre in die neblige Kälte, den nicht enden wollenden Winter. Meine Gedanken kreisten um Schiller – und die amerikanischen Bomber über Libyen. Ich änderte meine Rede zum ersten Mal.

Als ich damit fertig war, kamen die ersten Nachrichten aus der Sowjetunion. Ich änderte wieder, obwohl ich nur andeutungsweise begriffen hatte, was wirklich geschehen war. Ich fuhr in den lange voraus geplanten Urlaub. Erst auf der Fahrt, übers Autoradio ständig von neuesten Meßwerten verfolgt, wurde mir klar, was das heißt, *betroffen* zu sein. Inmitten einer Landschaft, die ihre Verletzungen auf das Maß des Erträglichen versteckt. Blühende Apfelbäume. Der Duft vom Flieder. Die grüne Wiese, der träge See, das sanft dümpelnde Ruderboot. Wasservögel, die anderenorts schon ausgestorben sind.

Ferienstimmung mit Enten. Dazwischen meine vor Vergnügen quietschenden Kinder, die mit leiser Verstörung zur Kenntnis nehmen, daß die Gänseblümchen und Sandkästen ihre Unschuld verloren haben.

Und du sollst eine Rede über Schiller halten? Ein reichlich absurder Gedanke, wo du in deiner Hilflosigkeit am liebsten dreinschlagen würdest. Was ist das andere, als eine kriminelle Verantwortungsgemeinschaft, die in ihren klimatisierten Chefetagen das Restrisiko verwaltet, als handele es sich, ganz ohne Verlaub, um einen Fliegenschuß? – Größenwahnsinnige Eintagsfliegen, ihr Dreck wird künftigen Generationen buchstäblich in den Knochen stecken. Dieses Gestammel der sogenannten Experten, das profitable Mediengewäsch, die Geschmeidigkeit der politischen Falschmünzer. Und dann diese mental verkümmerten Aktenkoffermuftis, die in gewohnter wichtigtuerischer Geschäftigkeit in dem Intercity sitzen werden, mit dem du, sozusagen als blinder Passagier, nach Mannheim fahren wirst ...

Ich habe meine Rede nicht geändert. Am 2. August 1914 notierte Kafka in sein Tagebuch: „Deutschland hat Rußland den Krieg erklärt. – Nachmittag Schwimmschule.“

Reden wir also über Schiller.

Ich bin, wer kann das hierzulande nicht von sich sagen, mit Schiller aufgewachsen. Wenn wir Räuber oder doch eher Indianer spielten, war es das Schillerdenkmal, das die äußerste Grenze für unsere Exkursionen bildete. Mit dem ersten Fahrrad habe ich dann Schiller hinter mir gelassen. Als auch das nicht mehr genügte und mir der Sinn nach mehr Welt und also einem Rennrad stand, bin ich wieder auf Schiller zurückgekommen. Er wurde mein erster Arbeitgeber. So jedenfalls hieß die Apotheke, in deren Diensten ich nachmittags mehr von meiner Umgebung erfahren habe, als ich es mir vormittags in der Schule träumen ließ. Je feiner die Wohngegend, desto gesün-

der die Kranken. Die ließen sich sogar die Schnupfenmittel in ihre weitabliegenden Villen fahren. Wo die doch Doppelgaragen hatten! Hatten die gar ein Dienstmädchen, war mit Trinkgeld nicht zu rechnen. Meine magere Lohnbüte, ironischerweise eine Klarsichtthülle, fiel mir bei einer dieser Schlechtwetterfahrten in einen Gulli. Ich habe vor Wut geheult, den Lohnstreifen fassungslos angestarrt und war für eine Weile drauf und dran, mich bei Schiller anderweitig schadlos zu halten. Ich bin mir noch immer nicht sicher, ob ich mich und die Apotheke nur aus moralischen Erwägungen davon verschont habe. Jedenfalls war dies das erste Mal, wo ich konkret begriffen habe, was das heißt, in etwas hineinzuschlittern, das sich dann simpel auf das „Kriminelle“ reduzieren läßt.

Wobei wir beim Thema wären. Der „Verbrecher aus verlorener Ehre“ ist nicht nur die exemplarische Geschichte einer solchen Rutschpartie ins Bodenlose, sondern zugleich auch die Zumutung, selber daran teilzunehmen. Wenn man so will, eine Einladung zur Komplizenschaft, eine schweißtreibende Erinnerung an die eigene Ohnmacht, an das, was aus einem hätte werden können, wenn die Umstände sich verschworen hätten.

Von allen im Stich gelassen:

„Wäre ich im Stande, ihn aus seiner Verlegenheit zu setzen, so würde ich es vielleicht thun und ihm dabei schreiben, was sein Vater in solchen Fällen schreiben könnte. (...) Aber da Er jetzo schreibt, zwischen heut und vierzehn Tagen stehe alles auf der Wage, – daß, wenn Er sich nicht helfen könne, Er zu desperaten Hülfsmitteln Seine Zuflucht nehmen müssen – so können wir nicht anders denken, als daß ein außerordentlicher Zufall Ihn unvermuthet zu dieser Extremität gebracht haben müsse.“

In diesen Gedanken wurde besonders Seine Mutter nicht wenig bestärkt, da sie gestrigen Tages in der Hausschneiderei allhier erfahren, man sage in Stuttgart, daß Er, mein Sohn, der Corporal Frickin ihre falschen Wechsel geschrieben und daß Er deswegen in Mannheim arretiert worden. Ich für meine Person kann es unmöglich glauben, daß Er sich so vergessen, und so weit unter die gemeine Rechtschaffenheit eines jeden ehrliebenden Menschen erniedrigt haben werde, dieser schändlichen Vettel zu ihren Schelmereien behülflich zu sein. (...)

Was mich dabei am meisten darniederschläget, ist Seine Klage über Unge rechtigkeit des Schicksals. Ebenso leicht hätte Er schreiben können, der *Vorsehung* oder *Gottes*, denn es ist einerlei. (...)

Hätte Er nur einen Funken Christenthum (...).

Der Mensch wird wahrlich nicht immer, was die Umstände wollen, sonst wäre er ganz Maschine. Mein lieber Sohn, Er hat noch nie recht mit Sich selber gerungen, und es ist höchst unanständig und sündlich, Sein Nichtwollen auf die Erziehung in der Akademie zu wälzen. Es sind viele gute Leute herausgewachsen, die ebenso wenig Unterstützung gehabt oder verlangt haben, und sie bringen sich anjetzo wohl fort, sind geachtet und versorgt.

Was glaubt Er wohl, wie uns Eltern zu Muthe sei, wenn wir zurückdenken, daß Er in alle seine Verlegenheit nicht gekommen, daß wir tausend Sorgen Seinetwegen nicht gehabt haben würden, daß Er ganz gewiß anjetzo das, was Er gesucht, erlangt hätte, wenn Er hier geblieben wäre, und daß Er überhaupt

glücklicher, mit Sich selbst zufriedener und in der Welt brauchbarer wäre, wenn Er mehr in der Mittelstraße hätte bleiben und nicht Epoche hätte machen wollen. (...) Wir können nichts weiter thun als für ihn beten.“

Was macht man mit so einem Brief, wenn man mitten in etwas steckt, das eindeutig in den Zuständigkeitsbereich der Fäkalsprache fällt und das Wort Misere schon fast ein Euphemismus wäre? Man kann einen solchen Brief in den Ofen schmeißen. Jedenfalls kann man ihn sich nicht hinter den Spiegel stecken, denn sonst ginge man daran kaputt. Man kann darauf reagieren, und wenn der Vater Glück hat, wird der Brief nicht abgeschickt.

So entsteht dann Literatur. Liest man den „Verbrecher aus verlorener Ehre“ in diesem Kontext, so liest sich das wie ein exemplarischer „Brief an den Vater“, dem er mit „advokatischen Ausdrücken“ – wie es Kafka formuliert hätte – den „grausamen Hohn und die stolze Sicherheit“ der „ungeprüften aufrechtstehenden Tugend“ austreibt. Dem er schon in den ersten Sätzen nahezu wörtlich widerspricht, wenn von dem „feineren Menschenforscher“ die Rede ist, „welcher weiß, wie viel man auf die Mechanik der gewöhnlichen Willensfreiheit eigentlich rechnen darf“.

Was heißt und zu welchem Ende beschäftigt man sich mit Literatur? Bei einem Fachgelehrten finde ich den Satz: „Die Instrumentalfunktion des Gegenstandes von Schillers Erzählung weist einen deutlichen Richtungskasus auf.“ Ich gestehe, daß ich mich solchen Sätzen gegenüber geschlagen gebe. Auch die gewiß nicht uninteressante Frage nach der gattungsspezifischen Zuordnung – ob es sich nun um eine Erzählung, eine Novelle oder um eine psychologische Studie handle – beunruhigt mich nicht, solange die Mehrheit der Exegeten so tut, als sei dieser „Verbrecher“ sozusagen eine Kopfgeburt, die nur dies tut und das läßt, weil niemand anderer als Friedrich Schiller die Fäden zieht.

Ich will den Gelehrten nicht ins Handwerk pfuschen. Was mich aber an den Interpretationsartisten aller Disziplinen schon immer gestört hat, ist ihr gestörtes Verhältnis zur Pflicht. Ich fürchte, das ist eine zunehmende Tendenz. Während in der Kür kunstvoll zum doppelten Rittberger angesetzt wird, der dann allerdings oft genug als gemeiner Bocksprung endet, scheint man sich um den materiellen Zustand des Eises, auf dem man sich befindet, immer weniger zu kümmern. Im Zweifelsfall fegen das dann die Domestiken; in unserem Falle also die Heimatforscher, Schriftsteller und Dilettanten. So wird es wenigstens manchmal transparent.

Manches kann man getrost wörtlich nehmen. Es sei „eine wahre Geschichte“, versichert uns Schiller im Untertitel. Und es ist eine wahre Geschichte, aber die Literatur verschafft sich ihre eigene Wirklichkeit. Obwohl es den historischen Wilhelm Tell nie gegeben hat, hat seine Gestalt, spätestens seit Schiller, etwas Wirkliches. Der historisch verbürgte Attentäter in eigener Sache, wie man den „Sonnenwirt“ nennen könnte, verschwimmt dagegen im Nebel der Unwirklichkeit. Dabei sind wir über sein Leben ungewöhnlich gut unterrichtet, verfügen über eine detaillierte Biographie – freilich ausschließlich aus Belastungsmaterial.

Verschnürt zu dicken Bündeln ruht im Stuttgarter Hauptstaatsarchiv ein aufeinandergehäuft einen Meter weit übersteigender Aktenberg, der, in beängsti-

gender Vollständigkeit Kriege und Katastrophen überlebend, seine die Zeiten so kompakt überdauernde Existenz der Literatur zu verdanken hat: „Was bleibt aber, stiften die Dichter“. Hätte nicht Schiller – und dann in seiner Folge andere – den Justizfall zu einem Fall der Literatur gemacht, die Justizbürokratie und ihre Erben hätten sich wohl schwerlich der Mühe unterzogen, neben Verhörprotokoll und Urteil auch Liebesbriefe des Delinquenten, ja selbst Liebesbriefe an ihn, in ihren Archivkellern fortzuschleppen.

Es ist schon ein mehr als merkwürdiges Gefühl, so ein Todesurteil leibhaftig in den Händen zu halten, noch die verstörte Handschrift des Todeskandidaten vor Augen, der, als sein Schicksal noch zu retten gewesen wäre, seine Angehörigen erfolglos bittet, „nur dieses Mahl noch zu helfen und mich nicht zu verlassen“, und dessen Ende dann die Handschrift eines Augenzeugen bis ins kleinste meldet: „... bott dem Schindesknecht zu außziehen der Strümpf den einen fuß, legte sich selbst nieder, und hielt seine Strafe mit großer Gedult aus“.

Schillers lebenslängliches Interesse für alles, wie es Ernst Bloch formulierte, „was an einem Galgen hart vorbei streifte oder dort hängen blieb“, ist bekannt. Der Henkersstrick, um im Bild zu bleiben, zieht sich von den „Räubern“ und dem frühen Gedicht „Die Kindsmörderin“ bis hin zu den späten Dramenfragmenten, etwa „Die Kinder des Hauses“ und „Die Polizei“. Was Thomas Mann augenzwinkernd als „Lust am höheren Indianerspiel“ definierte, hat noch in Weimar mißfallen: „Doch war es wunderlich, daß ihm noch von den Räubern her ein gewisser Zug von Grausamkeit anklebte, der selbst in seiner schönsten Zeit ihn nie ganz verlassen wollte ...“

Was hier Goethe Eckermann diktiert, hat Marx, wenn man so will, in einer Abschweifung über den Mehrwert theoretisch unterfüttert. Der Verbrecher, heißt es dort unter ausdrücklichem Hinweis auf die „Räuber“, „produziert nicht nur Kompendien über das Kriminalrecht, nicht nur Strafgesetzbücher und damit Strafgesetzgeber, sondern auch Kunst, schöne Literatur, Romane und sogar Tragödien.“

Manches kann man getrost wörtlich nehmen. Wir haben einen Verdacht, leiten wir also ein Ermittlungsverfahren ein. Daß sich der äußerst gewissenhafte Rechercheur Schiller, der sich so gut wie nichts aus den Fingern gesogen hat, ausgerechnet den Stoff der „Räuber“ aus dem blauen Himmel der Erleuchtung holte, ist ein im Kern längst widerlegtes ahistorisches Ammenmärchen, dessen ideologische Drapierung zu Genüge nachgewiesen wurde, auch wenn eine annähernd deckungsgleiche historische Kulisse sich nur schemenhaft abzeichnet. Äußerst plastisch und dabei handfest läßt sich aber in dieser Kulisse der „Sonnenwirt“ ausmachen, dessen Patenrolle bei den „Räubern“ wenn nicht, wie zumeist, völlig ignoriert, so doch bei weitem unterschätzt wird. Wir werden sehen, daß dieser Friedrich Schwahn alias Christian Wolf – wie er bei Schiller heißt – dem Dichter sozusagen als Mitgift in die Wiege gelegt wurde.

Wie es denn nun „wirklich“ gewesen sei, dieses Leben des „Verbrechers aus verlorener Ehre“, dessen nachhaltiges Nachleben Schiller verschuldet hat, hat der 1848er Hermann Kurz – der, wenn dieses Wort einen Sinn hat, zu Unrecht der Literaturgeschichte als Fußnote verlorengegangen ist – in seinem in

vieler Hinsicht den vollmundigen Begriff atemraubend verdienenden „Sonnenwirt“-Roman so unter die Haut gehend geschildert, daß man sich anhand der Akten nur darüber verwundern kann, daß da eigentlich nichts zurechtgebogen wurde.

Es war alles andere als ein kurzer Prozeß, den man da führte. Der abgrundtief, ja unerhörte Fall des Bürgersohnes Friedrich Schwahn in die diskriminierte Gemeinschaft der Vaganten, Zigeuner und Juden war ein langer Weg, den in seinen kriminellen Verästelungen zu rekonstruieren die Obrigkeit keine Mühe scheute. Man hat sich mit diesem Abweichler beschäftigt.

Wieviel Arbeit ein einzelner den Behörden abverlangen kann. Man sieht die Amtsperücken förmlich dampfen, spürt die kalligraphischen Anstrengungen einer mit dem erhobenen Zeigefinger fuchtelnden, noch auf unsicheren orthographischen Füßen stehenden Bürokratie, die schon hinter dem nächsten Gartenzaun auf Amtshilfe angewiesen ist und den „hocchedel gestrenget, insbesonder hochgelärhten Herr Nachbar“ bitten muß. Diese schweißtreibenden Überstunden, die überall dort geleistet werden mußten, wo sich der Sohn des Sonnenwirts blicken ließ. Einer, der alles, oder doch fast alles hätte haben können. Ein Sohn aus gutem Hause, der, man sieht es an seiner Schrift und Sprache, durchaus Bildung hatte und dem es nicht an der Wiege gesungen wurde, daß er einmal als Doppelmörder, Einbrecher und Dieb mit dem hebräischen Wörterbuch im Gepäck verhaftet werden wird. Dessen individuelle Empörung, dreißig Jahre vor der bürgerlichen Revolution, keine politische Perspektive kannte und dessen erzwungene Solidarität mit dem völlig entrichteten Bodensatz der Gesellschaft in sein Gegenteil umkippte, als ihn ein einfühlsamer Arm der Obrigkeit an die verlorene Ehre rührte.

Da hat er ausgepackt. In seinen letzten Stunden wollte Friedrich Schwahn mit seinen Geständnissen eine Gesellschaft reformieren, die durch und durch verrottet war. So zielen denn auch seine Aussagen weniger auf die sogenannten Täter, er nannte eh fast nur solche, die für die württembergische Justiz nicht zu greifen waren, als vielmehr auf den, wenn man so will, Überbau einer kriminellen Subkultur: die Hehler und Auftraggeber aus dem bürgerlichen Milieu.

Was er da auf 88 Folioseiten geradezu in einem Anfall von Schreibwut zu Papier bringt, ist ein einziger Abgrund. Wer hat da nicht alles die Hand aufgehalten. Biedermann reihenweise. Pfarrer, Kaufleute: Schultheißen im Dutzend. Uns wundert nichts. „Auch auf der Nachtseite der alten Gesellschaft“ – so kommentiert das Hermann Kurz, bewußt den Doppelsinn der Betonung offenhaltend – zeigt sich „die Arbeit vom Kapital unterdrückt“. Schwahn, den sicheren Tod vor Augen, wird angesichts dieser Honoratioren konkret: „Sie sind ärger als die Räuber, sie gehören gehenkt.“

Er selbst, aus dessen weiterer Verwandschaft es einer bis zum Bischof der Brüdergemeinde in Pennsylvanien brachte, hat das Christentum, wie wir aus den Aufzeichnungen seines Gefängnisgeistlichen wissen, auf eine radikale und durchaus politische Weise ernstgenommen:

„Die Gerechtigkeit Gottes schien ihm nicht so groß zu seyn, als sie wirklich ist. Gott straft das Böse, sprach er, das ist recht, und ich empfinde an mir die Wahrheit. (...) Aber sagen Sie mir, warum strafet Gott nicht diejenigen, die

größeres Unheil auf der Welt anrichten, als ich? Es sind derer sehr wenige, die ich getötet habe, gegen diejenige, die aus Schuld der Großen umkommen. Ich habe lange nicht soviel geraubt als diese.“

Und an anderer Stelle:

„Schließen sie selbsten. Habe ich Verstand zum Sündigen gehabt, so würde ich ihn auch gehabt haben, etwas Besseres zu thun. Ich würde die Leute weniger betrogen haben, als andere. Ich würde besonders der Armen immerdar geschont, und ihnen ihre Arbeit jedesmahlen wohl bezalet haben. Das Schreyen der Arbeiter würde nicht wider mich zu Gott aufgestiegen seyn.“

„Der Verbrecher“ – sagt Ernst Bloch in „Naturrecht und menschliche Würde“ – „ist nirgends revolutionär, auch seine Slum-Gestalt würde, wenn ihr Gelegenheit dazu gegeben würde, als Rentier enden. Der Kriminelle sieht als noch so kühner nicht heroisch aus, er ist untragisch, er hat, statt den großen Schlaf der Welt zu stören (...) die Besitzenden nur aus einem kleinen Schlaf gestört, und diese fallen zugleich in ihn zurück. Trotzdem bestanden Übergänge (...) zu einem Anschein, ja Beginn rebellischer Akte; diese Übergänge nahm bisweilen der Räuber.“

Wie wir aus dem Lebenslauf des Friedrich Schwahn wissen, war die tägliche Praxis der Räuber zwar eher kläglich, ihr Selbstverständnis nur bedingt solidarisch, von einer Perspektive ganz zu schweigen. Wie wir aus diesem Lebenslauf aber auch wissen, waren diese Räuberbanden um 1760 eine so real organisierte Größe, daß sie ernsthaft daran denken konnten, dem Markgrafen von Baden-Durlach sein Ländle aus Rache anzuzünden. Dalberg hatte also durchaus Gründe, nur runde zwanzig Jahre später die Mannheimer Uraufführung der „Räuber“ ins Spätmittelalter zu verlegen. Es soll schon Intendanten gegeben haben, die weit vorsichtiger gewesen sind. Was dem einen die böhmischen Wälder, ist dem anderen Stammheim.

Den großen Schlaf der Welt hat der Sonnenwirt wohl nicht gestört. Den Schlaf im kleinen Württemberg, dem Land um den Asperg, aber desto nachhaltiger. „Der Ruf dieses Menschen“ – heißt es bei Schiller – „verbreitete sich in kurzem durch die ganze Provinz.“

Das kann man getrost wörtlich nehmen, denn Schiller ist – und das läßt sich beweisen – mit dem Sonnenwirt aufgewachsen. „Die Geschichte Seines Geistes“ – beantwortet der Vater eine autobiographische Anfrage des berühmten Sohnes – „kann interessant werden, und ich bin begierig darauf. Kommen zarte Entwicklungen der ersten Begriffe mit hinein, so wäre nicht zu vergessen, daß er einmal den Neckar-Fluß gesehen, und sonach im Diminutivo jedes kleine Bächchen ein ‚Neckarle‘ geheißen. Wiederum hat Er einen Galgen bei Schorndorf, als Mama mit ihm nach Schwäbisch-Gmünd gefahren, einer Mausefalle verglichen, weil Er vor diesem Mausefallen gesehen hat, die einen Galgen glichen.“

Ein Galgen ist ein Galgen ist ein Galgen. Auch in Arkadien. „Gott sei seiner armen Seele gnädig“: so steht es mit roter Tinte, neben Exekutionsart und Datum, im Taufbuch von Ebersbach an der Fils, wo unter dem 4. Juni 1729 – im selben Jahr wie Lessing – die Geburt des Sonnenwirtle, wie der Sohn des Sonnenwirts in korrektem Schwäbisch heißt, verzeichnet ist. Im Taufbuch zu Marbach am Neckar finden sich unter Schillers Paten gleich drei, die aus

dem Vaihingen an der Enz stammen, wo dieser Friedrich Schwahn am 30. Juli 1760 unter Hinterlassung von Rechnungen hingerichtet wird:

„Den Schwahnen zu rädern und zwar von der Brechen zu schlagen = 1 fl. / Ihme den Kopf mit dem Beil abzuhauen = 30 kr. / Solchen auf den Pfahl zu stecken = 1 fl.“

Versuchen wir – mit derselben Akribie – die ersten Berührungspunkte zu seinem späteren Testamentsvollstrecker, der zu diesem Zeitpunkt gerade ein halbes Jahr alt ist, zu rekonstruieren. Dazu begleiten wir zunächst den „Verbrecher aus verlorener Ehre“ auf seinem letzten Gang. Sein Gefängnisgeistlicher erinnert sich:

„Es war eine sehr große Menge Volkes vor der Thüre. Er lächelte und sagte, am jüngsten Tage würde weit mehrere zu sehen seyn, wenn doch nur diese alle sich an ihm spiegeln und lernen möchten, sich vor Sünden zu hüten. Nicht wahr, fuhr er fort, dorten werde ich ein besseres Urtheil hören?“

Man schleift ihn, wohl in einer Kuhhaut, zur Richtstätte. „Bey des Bürgermeisters Hüblers Hauß“ – so der Gefängnisgeistliche wörtlich – „rief er hinauf: Ich danke dem Herrn Bürgermeister gehorsam vor alle erwiesenen Wohlthaten.“ Dieser Bürgermeister Hübler ist nun kein anderer als der Pate jenes Friedrich Schiller, der dann runde fünfundzwanzig Jahre später so gründlich Urteilsschelte übt, daß das nach zweihundert Jahren seine Wirkung nicht verloren hat.

Das Sonnenwirtle begleitet den jungen Schiller auf Schritt und Tritt. Schillers Vater war zur Zeit des Sonnenwirt-Prozesses in Vaihingen einquartiert. Als man in Lorch, kurioserweise anfangs in einem „Gasthaus zur Sonne“wohnt, wohnt man sozusagen in Sichtweite zum Tatort. In unmittelbarer Nähe hat das Sonnenwirtle die meisten seiner Untaten verübt und die Behörden, so gründlich hat er ausgepackt, ermitteln noch immer nach Helfershelfern. In Ludwigsburg ist es dann das Zucht- und Arbeitshaus, wo Friedrich Schwahn zu den Korrektionsversuchen einsaß, die ihm dann den Rest gegeben haben. In Ludwigsburg verkehrt Schillers Vater mit Christoph Ludwig Kerner, der, vormaliger Göppinger Vogt, unzählige Schriftstücke in Sachen Schwahn zu verfassen hatte. Und auf der Karlsschule ist einer von Schillers Lieblingslehrern Jakob Friedrich Abel. Den hat er, wie sich der erinnert, mehrfach über das Sonnenwirtle ausgequetscht. Denn dieser – was war doch dieses Württemberg für ein Dorf – ist wiederum der Sohn des Amtsmanns Abel, der Friedrich Schwahn seinerzeit mit dem Christentum an die verlorene Ehre rührte, ihn festnahm und zum Geständnis brachte und dann den ganzen Prozeß federführend abzuwickeln hatte. Die Verzahnung von Räuber- und Dichterlebenslauf ließe sich weitertreiben. Ich will's dabei bewenden lassen.

Schiller ist Pate von Intercity-Zügen, Ausflugsdampfern, Kräuterschnäpsen. Nicht zu vergessen die Apotheken und die Weinsorte zweifelhafter Provenienz. Der unübersehbare Dschungel der Sekundärliteratur treibt noch immer kostbare, duftende und auch höchst seltsame Blüten. Verwunderlicherweise hat aber die Heerschar der Biographen diese intime Nähe zu einem Räuberleben bislang nicht wahrgenommen, allenfalls, en passant, gestreift. Was sich finden läßt, muß man nicht erfinden. Man muß den Positivismus nicht mit den Tatsachen zu Grabe tragen.

Kommen wir ins Reich der Spekulation. Der Sonnenwirt, das ist der Stoff, aus dem die Mythen sind. Womit man sich entweder identifiziert, oder – sozusagen – nach der Polizei ruft. Mir kommt es so vor, als sei dieser schwäbische Räuber bei Schiller nicht wegzudenken. Der Desperado in der eigenen Brust, der zu Schiller und zum Schiller-Leser dazugehört. Wen eine Erzählung wie der „Verbrecher aus verlorener Ehre“ kalt läßt, der ist, fürchte ich, nicht nur für die Literatur verloren. Der ist zum Fürchten. Nicht umsonst spielt Heinrich Böll, der nach Meinung eines früheren Bundespräsidenten die Gewalt „unter dem Pseudonym Katarina Blüm (sic!)“ verherrlicht habe, auf diesen Titel an. Ich habe den Salonzynismus, mit dem man sich über Schiller lustig zu machen glaubt, nie begriffen. Schiller ist ein uneingelöster Anspruch. „Er gilt ja nicht“, sagt Martin Walser und trifft damit den Nagel auf den Kopf.

„Wut und Angst, abergläubischer Haß, panischer Schrecken und wilde Verfolgungssucht beherrschen eine Menschheit, welcher der kosmische Raum gerade Recht ist, strategische Basen darin anzulegen, und die die Sonnenkraft äfft, um Vernichtungswaffen frevelisch daraus herzustellen.“ Dies ist ein Zitat von Thomas Mann aus seiner Schiller-Rede von 1955, wo er – ich zitiere wieder – einer vor „Verdummung trunkene(n) Menschheit“, die „unterm Ausschrei technischer und sportlicher Sensationsrekorde ihrem schon gar nicht mehr ungewollten Untergange“ entgegentaumelt, Schiller – „zu rettender Ehrfurcht des Menschen vor sich selbst“ – entgegenhält.

Wir haben in den letzten dreißig Jahren Fortschritte gemacht. Nüchtern betrachtet, müßte Thomas Mann heute den Vollrausch diagnostizieren. Zum Delirium tremens ist es dann nur noch ein kleiner Schritt. Wenn eine jederzeit und überall wiederholbare Katastrophe, beispielsweise die der atomaren Verseuchung, nicht mehr als „Schrift an der Wand“ – als Menetekel – begriffen, sondern sozusagen auch noch als Bestärkung bei den Zurüstungen für den größten Katastrophenfall verstanden wird, so scheint mir auch diese Grenze bereits überschritten. Das ist dann nicht mehr nur der „grausame Hohn und die stolze Sicherheit der ungeprüften aufrechtstehenden Tugend“ – von der Schiller spricht –, sondern schon der nackte, wenn auch methodische Irrsinn. Wie anders wäre es sonst zu erklären, daß alles, was schmerlich wider den Stachel lockt, eiligst mit dem Stempel des Terrorismus gebrandmarkt wird, unzweifelhaftem Gegenterror aber, legitimiert er sich nur in der Gestalt der offiziellen Bomber einer Supermacht, wenn nicht gar mit Heiligspredigung, so doch mit so unterwürfigem Kotau begegnet wird, daß man den Eindruck gewinnen könnte, als sei das Sternenbanner die neueste Variante des Geßler-Hutes? „Wie sehr würde man erstaunen“, – heißt es in Schillers Einleitung zum „Verbrecher“ – „wenn man so manchen, dessen Laster in einer engen bürgerlichen Sphäre und der schmalen Umzäunung der Gesetze jetzt ersticken muß, mit dem Ungeheuer-Borgia in einer Ordnung beisammen fände.“

Wenn er doch nur gelten würde, „unser“ Friedrich Schiller. Wenigstens auf dem Theater: „Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endigt. Wenn die Gerechtigkeit für Gold verblendet und im Solde der Laster schwelgt, wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Ohnmacht spotten und Menschenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, über-

nimmt die Schaubühne Schwert und Waage und reißt das Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl.“ Wie nötig hätten wir ihn, diesen Friedrich Schiller, diesen anarchistischen Staatsanwalt im Dienste des Schönen, Wahren, Guten, dessen Gerechtigkeitssehnsucht bei keiner noch so rechtsstaatlichen Justiz einklagbar ist: „Tausend Laster, die jene ungestraft duldet, straf sie; tausend Tugenden, wovon jene schweigt, werden von der Bühne empfohlen.“ Wo ist es denn, dieses erhellende und reinigende Theatergewitter, das beispielsweise dieser Bonner Übereinkunft so in die Knochen fahren würde, wie weiland die „Louise Millerin“ dem Absolutismus eines Karl Eugen? Was sich finden läßt, muß man nicht erfinden, und was wäre das für ein Theaterstoff, sozusagen nach Schiller-Gusto, dieses nahe Oggersheim mit seiner Marbacher Straße, wo weder der staatstragende gefüllte Briefumschlag noch die Pistole des Juwelenräubers fehlt und sich in trauter Nachbarschaft die ganze Bandbreite des bürgerlichen Trauerspiels entwickeln läßt.

Man kann die Mannheimer Rede über die gute stehende Schaubühne nur mit Wehmut lesen. Was Schiller der Bühne im Kampf gegen die Trias von Törheit, Verbrechen und Laster nicht alles zutraut. Zwar weiß er wohl, daß bei den eigentlichen Schurken mit einer Wende nicht zu rechnen ist: „Mit diesen Lasterhaften, diesen Toren müssen wir leben.“ Daß man sich vielmehr, ganz Rhetorik des letzten Gefechts, gegen sie wappnen muß: „Wir müssen ihnen ausweichen und begegnen; wir müssen sie untergraben oder ihnen unterlegen.“ Das Theater also kein erbaulicher Wartesaal der Geschichte, sondern Unterstand und Schulungsstätte in einem, eine Art Sandkasten, wo man nicht nur die Schachzüge des Lebens, sondern die Strategie eines realen Gegners realistisch und zur realen Nutzanwendung studieren kann: „Jetzt aber überraschen sie uns nicht mehr. Wir sind auf ihre Anschläge vorbereitet. Die Schaubühne hat uns das Geheimnis verraten, sie ausfindig und unschädlich zu machen.“

Wer sich so weit vorwagt, wird nicht erwarten, daß man ihn als Klassiker in Ruhe läßt. Schiller, der selbst apostrophierte Zeitgenosse aller Zeiten, versteht sich vor allem als Angebot. Deshalb verwechselt man ihn auch so leicht mit einem Selbstbedienungsladen, wo sich die Langfinger, die Zitatenkrämer, Ideologen und Sonntagsredner ungeniert bedienen können. Doch was es dort zu holen gäbe, läßt sich sowieso in keine Tasche stecken. Fast das gesamte Schiller-Arsenal, allem voran die vielzitierte Freiheit, ist so endgültig auf den begrifflichen Hund gekommen, daß sich die Bedeutungen beliebig und ins schiere Gegenteil verdrehen lassen. Wer aber meint, auch die Schillersche Revolte, die sich an der Unschuld der Begriffe entzündet und ihnen ihre radikale Bedeutung zurückgewinnen will, sei schon reif für den Entsorgungspark, der täuscht sich. Das strahlt noch immer. Was sind das anderes als Anschläge, diese Dreistigkeit, von der Fahrlässigkeit einmal ganz zu schweigen, mit der der Sprache so zunehmend ihre Geschichte und ihr Inhalt gestohlen wird, daß, wer sich wehren und sich ernsthaft artikulieren will, ebenso zunehmend ins Fuchtel kommt? In Schiller-Rage also.

Wer das Theater auch als einen Ort der Selbstverteidigung versteht, der wird uns als Anschauungsmaterial gern seine Schurken borgen, wird es sich gefallen lassen, daß wir *unseren* Wurm und *unseren* von Kalb herbeizitieren, selbst

wenn wir dabei seine Vorlage zur Kenntlichkeit entstellen müssen. Legitimer Nießbrauch wird erst dann zum Mißbrauch, wenn jemand damit anfängt, sich als Eigentümer auszugeben. Da fängt es dann an, kriminell zu werden. „Unser Schiller“ ist so ein Fall. Wir brauchen das Schindluder nicht aufzulisten, das mit „Unserem Schiller“ getrieben wurde. Vom Spießer bis zum Mörder war der noch jedem recht.

Was für „Unseren Schiller“ in der Vergangenheit galt, gilt in der Gegenwart und, wenn es sie denn gibt, in aller denkbaren Zukunft. So frei und klassenlos – und daß letzteres *kein* Fortschritt wäre, kann niemand *mit* Schiller leugnen – kann keine Gesellschaft sein, daß da nicht immer noch welche auf der Strecke blieben. Das sind dann die, die alles wörtlich nehmen, und die könnten dann von sich sagen, daß das „Ihr Schiller“ sei. Denn der hat schon vor der Revolution gewußt, was nach ihr zu tun übrig bleiben würde. Diesem Rest hat er sich verschrieben.

Jede Revolution muß die Begriffe notwendig kompromittieren, für die sie einmal angetreten ist. Sonst tritt sie auf der Stelle und wird niedergemacht. Die Unschuld der Begriffe kommt erst dann zu ihrem Recht, wenn alles vorüber ist. Dieser notwendigen Selbstbefleckung verweigert sich Schiller. Da ist er dann ganz Nationaldichter der Deutschen, die, freilich aus anderen Motiven, eine wirkliche Revolution nie zustande brachten. Wie die denn auszusehen hätte, das kann er sich nur als Märchen im Gebirge denken. Den Funken aber, die Revolte, den schürt er unentwegt. Weil er sich an den Begriffen reibt. Weil er Tugend als Tugend und Laster als Laster sieht. Da ist er gänzlich ungeschmeidig, um in seinem Vokabular zu bleiben. Da läßt er sich von den real profitierenden Begriffsbesetzern nicht irritieren. Nicht zuletzt deshalb nicht, weil dies die Sprache der Väter ist. Mit den verlorenen Söhnen hat er mehr am Hut. Das Sonnenwirtle hatte, wie wir aus seiner realen Geschichte wissen, einen dieser tugendhaften Väter, die ihre Kinder auf die „Mittelstraße“ zwingen. In seinem „Verbrecher aus verlorener Ehre“, den Schiller unter allen Umständen anonym publiziert wissen wollte, kommt der Vater gar nicht vor. Den läßt er gnädigerweise sterben, bevor sich die Geschichten zu entwickeln beginnt. Da ist er auf dem Sprung zum Märchen.

Meine erste Begegnung mit dem Theater war, wie könnte es nach den eingangs geschilderten Verwicklungen anders sein, wieder eine Begegnung mit Friedrich Schiller. Kein Weihnachtsmärchen, denn das hätte Geld gekostet. Also Wilhelm Tell, denn das war für die Schule, folglich Bildung und diese eine Investition. Außerdem war der Besuch gewissermaßen obligatorisch. Daß ich dabei gefehlt hätte, hätten sich meine Eltern nicht getraut. Von obligatorischen Veranstaltungen dieser Art ist mir meistens nur die Fahrt in Erinnerung geblieben. Daß über den Sternen aber unveräußerliche Rechte hängen und sich der Gedrückte, notfalls mit Gewalt, selber helfen darf, hat sich dem Schüler eingeprägt. Das war Trost und Ermutigung zugleich. Irritiert war ich erst, als ich dann nachher in der Schule erfahren habe, daß es den Wilhelm Tell nie gegeben hat. Das hat mich erschreckt und wieder eingeschüchtert. Wäre ich ein Schweizer Kind gewesen, hätte mich das sicher nachhaltig verstört. So aber bin ich darüber hinweggekommen.

Oskar Neumann

Zarteste Lyrik und asiatische Bedrohung

Fast anderthalb Jahrzehnte sind vergangen, seit Golo Mann, damals auf die Resultate der außerparlamentarischen Bewegungen der 60er Jahre und auf die folgende Veränderung auch des parlamentarischen Kräfteverhältnisses reagierend, die Lösung für die Tendenzwende ausgab, *den roten Faden rauszuziehen aus der Geschichte*. Wie weit er dabei die Politiker der Rechtswende im einzelnen zu unterstützen beabsichtigte, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls sind sie die Nutznießer geworden. Obwohl sie manches erreichten an Entsolidarisierung und Gewöhnung an die Hochrüstung, zeigen sich neuerdings deutliche Grenzen: Für die Änderung des § 116 Arbeitsförderungsgesetz, für die Sternenkriegkomplizenschaft – der erste SDI-Auftrag ist an den Rüstungskonzern MBB ergangen –, für das Atomprogramm und nun auch noch den Einstieg in die Plutoniumwirtschaft mit schnellen Brütern und mit Wackersdorf ist in der Mehrheit der Bevölkerung kein Konsens herzustellen. Im Gegenteil, der Widerstand verbreitert sich unter dem Eindruck der Katastrophe von Tschernobyl und der folgenden teils zynischen Erklärungen, teils brutalen Handlungen der Regierenden in Bonn und München.

Die Rechtskoalition reagiert, indem sie noch weiter nach rechts geht, mit der forcierten Entwicklung zum autoritären Polizeistaat bis zu den Anfängen von Staatsterrorismus und mit dem Rückgriff auf immer noch finstere Ideologien.

Kaum eines der verfassungsmäßigen Freiheitsrechte bleibt unbedroht. Auf die Tatsache, daß Millionen die DGB-Aktionen zum Schutz des Streikrechts unterstützen haben, antwortet Kohl, deutsche Politik werde nicht auf der Straße gemacht. Das Kanzlerwort wirkt besonders überzeugend aus dem Munde eines Mannes, der den diskreten Handreichungen nahesteht, die den Kauf der politischen Macht durch Unternehmermillionen so vorteilhaft vom Lärm der Straße abheben. Inzwischen wird das Demonstrationsrecht im Raum Wackersdorf schon zwanzig Kilometer vor dem Bauzaun für eine Konzertveranstaltung in Frage gestellt – ein bewährtes Verfahren, nachdem die Anmelderinnen einer Frauenkundgebung gegen die Plutoniumfabrik bereits so lange den Instanzenweg der Verwaltungsgerichte bemühen mußten, bis die Zeit für eine effektive Vorbereitung abgelaufen war. Dem CSU-Parteitag sind CS-Gas und Gummischrotschießanlagen schon nicht mehr hart genug; er beschließt einen Dringlichkeitsantrag zur Änderung des Haftrechts mit „Schutzhalt“ für „Wiederholungstäter“. Vollends überschlägt sich die Welle der Kriminalisierung des Widerstands nach dem Attentat von Straßlach. Der frühere Münchner Polizeipräsident und jetzige Zimmermann-Mitarbeiter Schreiber erklärt, mit dem Mord an dem Siemens-Manager Beckurts sei die Saat von Brokdorf und Wackersdorf aufgegangen.

Mord ist offenbar nicht gleich Mord. So ließ die Justiz, anders als bei RAF-Verdächtigen, den Organisationszusammenhang bei der Beurteilung der Tat von Neofaschisten wiederholt außer Betracht – so geschehen beim Freispruch von der Mordanklage im Fall des Wehrsportgruppenführers Hoff-

mann in Nürnberg und in Sachen der Hamburger Skinheads, die den Türken Avci auf brutalste Weise ums Leben gebracht haben. Dazu paßt vorzüglich die Meldung, daß bis Spätsommer dieses Jahres die letzten Strafverfahren gegen Richter und Staatsanwälte des Volksgerichtshofs eingestellt werden und damit über 5000 Morde der faschistischen Blutjustiz ungesühnt bleiben sollen. Warum bedürften da die paar Brandstiftungen und Bombenlegungen des V-Mannes, der beim bayerischen Verfassungsschutz „Donner“ hieß, der Aufklärung, gar noch im Parlament? Im Rechtsausschuß des Landtags blockierte jedenfalls die CSU-Mehrheit eine Behandlung des Falls.

Um so strengere Richter fanden die beiden Regensburger Juristen, bei denen das dortige Verwaltungsgericht auf mangelnde Verfassungstreue und damit auf Bestätigung der Ausbildungs- und Berufsverbote erkannte, und das allein aufgrund der Mitgliedschaft im Sozialistischen Hochschulbund. Auch an Beispielen der Ausweitung der Berufsverbote hinein in die Privatwirtschaft fehlt es nicht. Das jüngste exekutierte der Siemens-Konzern in Erlangen gegen den Jugendsprecher und SDI-Gegner Gerd Hintz, nachdem dieser öffentlich einen sehr bescheidenen Teil der Wahrheit über die profitable Beteiligung des Hauses Siemens am faschistischen Programm „Vernichtung durch Arbeit“ ausgesprochen hatte.

Unter schwerstem Beschuß durch Strauß und Zimmermann steht das verfassungsmäßige Recht auf Asyl in der Bundesrepublik. Wie hier auf unmenschliche Weise Angst und Pogromstimmung erzeugt werden, qualifiziert die SPD als „klassische Methode ultrarechter Politik“ (Alfred Emmerich in der *Neuen Osnabrücker Zeitung*). Schließlich darf in diesem Register auch das Recht auf Kriegsdienstverweigerung nicht fehlen; hier hat General von der Recke allerdings kaum mit Berufsverbot zu rechnen, auch wenn er die Verfassungsgarantie als „paradox“ abtut.

Das alles kann nicht ohne entsprechende psychologische Nachrüstung ablaufen. Wo der rote Faden raus ist, wird der schwarzweißrote, zunehmend deutlich verzweigt mit dem braunen Faden als Leitlinie eingezogen, an der entlang das Geschichtsbild ummontiert, die Hierarchie der neuen Sinnsetzungen und Werte formiert werden soll. Wie die Alten sangen, so wollte der Stuttgarter Kultusminister Mayer-Vorfelder die Jungen zwitschern lassen, um früh genug die alt-neuen Nationalismen von „Deutschland über alles“, vom Reich zwischen Maas und Memel, Etsch und Belt zu aktivieren. Und wieder erweist sich Golo Mann hilfswillig, an „zarteste Lyrik“ erinnernd und dabei völlig vergessend, was es zur Auswahl an nationaler Symbolik hierzulande vom Hakenkreuz am Stahlhelm bis zu den Gaskammern von Auschwitz zu sagen gibt.

Darauf zu insistieren, ist gegenwärtig eher noch notwendiger als zu der Zeit, da Strauß meinte, ein Volk, das so viel geleistet habe, brauche sich Vergangenes nicht länger vorbehalten zu lassen. Inzwischen wird dieses Vergangene nicht nur von Politikern, die ihm so eng verbunden sind wie der schreckliche Jurist Filbinger, sondern auch von zahlreichen Lehrstuhlinhabern des historischen Fachs auf erneute Brauchbarkeit hin zugerichtet. Dafür stehen neben mehr oder minder offen neofaschistischen Organen inzwischen längst die führenden konservativen Verlage offen, und an gut honorierten Einladungen

läßt es das Feld und das Umfeld der Landsmannschaften soweit fehlen wie etwa die Konrad-Adenauer-Stiftung an wohldotierten Preiszuteilungen, jüngstens für die Herren Kaltenbrunner und Lobkowicz, zwei verdiente Bindeglieder zwischen rechts und rechtsaußen.

Bereits in Hellmut Diwalds „Geschichte der Deutschen“, bei Springers Propyläen-Verlag erschienen, sind die Grundzüge und Fixpunkte der revisionistischen Geschichtsdarstellung präsent. Mit dem Jahr 1945 „verbindet sich der verheerendste Bruch in der deutschen Geschichte“, die „historische Kontinuität der Deutschen“ reißt ab – nicht etwa weil der Faschismus sie vorher ruiniert hat, sondern weil nun die Vergangenheitsbewältiger im Auftrag der Sieger sich der Sache bemächtigen. Im Gegenzug muß jetzt unsere Geschichte neu geschrieben werden, dienlich zur „Prüfung unserer Werte und Verbindlichkeiten“; so öffnet sie den Deutschen den „Blick für Gemeinsamkeiten, die sich nicht durch Zweistaatentheorien oder innerdeutsche Grenzen auseinanderschlagen lassen“, . . . „leidenschaftlich genug, um einen Identitätsbeweis zu gewinnen“. *Identität* – das ist ja nun ein Kernstück in der Ideologie der ganzen rechten Szene, eingeschlossen die „nationalrevolutionäre“ Strömung. Danach müssen sich die Menschen so verhalten, daß sie mit ihren Trieben, mit ihrem in Jahrtausenden so gewachsenen Erbgut in Einklang leben. Früher hieß das die Bindung an „Blut und Boden“. Zur Verfeinerung wird national und international einiges aufgeboten, vom „Thule-Seminar“ um Armin Mohler bis zu dem Haufen der abendländisch Zivilisierten („GRECE“) des Alain de Benoist.

So geht es auch bei Diwalds „Identitätsbeweis“ um durchaus große Beträge, nicht nur um die gleiche Nationalität, also um den Komplex der ethnischen Eigenschaften und Beziehungen, deren Gemeinsamkeit für die Bevölkerung der beiden deutschen Staaten wohl niemand anzweifelt. Diwald geht es um die *Nation* und um ihren Anspruch auf das *Reich*. In seiner Konstruktion einer fortbestehenden „Nation der Deutschen“ ist kein Platz für die eine Nation erst konstituierenden ökonomischen, politischen, sozialen und ideologischen Beziehungen, verflochten mit den ethnischen. Im „Nationalen“ gehen für Diwald die revolutionären Bauern und ihre fürstlichen Schlächter ebenso auf wie Rosa Luxemburg und die preußischen Militaristen, wie „Juden und Nationalsozialisten“. Sein „Reich“ umfaßt über die drei deutschen Republiken „westlich der Elbe, östlich von ihr und im Alpenland“ hinaus auch noch das restliche Drittel der Gebiete „innerhalb derjenigen Grenzen, an denen vor Jahrzehnten die Souveränität des früheren Deutschen Reiches endete“. Dem Expansionismus sind keine Grenzen gesetzt, durchaus vergleichbar dem „Anspruch auf die Gebiete, in denen das deutsche Volk seit Jahrhunderten gewachsen ist“ (Gründungsaufruf der NPD 1964).

Unter dem Eindruck der Auseinandersetzungen des Jahrs 1985, bei denen sich die Charakterisierung der Ereignisse von 1945 als „Befreiung“ weithin gegen die Umwertung zur „Katastrophe“ durchsetzen konnte, werden inzwischen die früheren Positionen der Rechtswender teils fixiert, teils modifiziert. Die Befreiungsperspektive, so findet Diwalds Kölner Kollege Andreas Hillgruber, sei nur für die Opfer der Konzentrationslager akzeptabel, nicht aber für die deutsche Nation in ihrer Gesamtheit. Damit nicht genug. Die auf ihr

falsches Kriegsziel, die Zerschlagung Preußen-Deutschlands, fixierten Westmächte hätten dem Vormarsch der Russen zugesehen; so sei „ganz Europa der Verlierer der Katastrophe von 1945“. Die Konsequenz liegt auf der Hand: Was dem deutschen Ostheer in der tragischen Isolation des ausgehenden zweiten Weltkriegs leider versagt blieb, ist nunmehr der Bündniskonstellation aufgegeben, die Lösung der Frage – „so offen wie damals“ – nach der „Rekonstruktion der zerstörten europäischen Mitte“.

Übereinstimmend mit Diwald begründet auch Ernst Nolte sein Neuschreiben der jüngsten Geschichte damit, daß angeblich zumeist die Sieger die Geschichte des Dritten Reiches geschrieben und zu einem „negativen Mythos“ gemacht hätten. In der Umwertung genügt ihm ausdrücklich nicht, was die Totalitarismustheoretiker bisher geleistet haben, indem sie die Sowjetunion und den Kommunismus gleichermaßen negativ wie den Nationalsozialismus ins Bild setzen. Nolte will mehr: An allem sind die Revolutionäre schuld, seit eh und je und vor allem seit 1917. So hat auch Hitler (von Hillgruber ebenso als der einzige Verfechter der Endlösung selbst gegen Himmler und Heydrich entdeckt) nur reagiert auf das, was er als Vernichtungsbedrohung empfinden mußte: „Die sogenannte Vernichtung der Juden während des Dritten Reiches war eine Reaktion oder eine verzerrte Kopie, aber nicht ein erstmaliger Vorgang oder ein Original.“

Jürgen Habermas hat diese revisionistische Geschichtskonzeption charakterisiert: „Die Naziverbrechen verlieren ihre Singularität dadurch, daß sie als Antwort auf (heute fortdauernde) bolschewistische Vernichtungsdrohungen mindestens verständlich gemacht werden. Auschwitz schrumpft auf das Format einer technischen Innovation und erklärt sich aus der ‚asiatischen‘ Bedrohung durch einen Feind, der immer noch vor unseren Toren steht.“ (*Die Zeit*, 11. Juli 1986)

Um die Fixierung auf dieses Feindbild geht es in letzter Instanz, wo immer Neofaschisten, Rechtskonservative, Revisionisten und Revanchisten die Zukunft dadurch bestimmen wollen, daß sie die Position dessen besetzen, „der die Erinnerung füllt, die Begriffe prägt und die Vergangenheit deutet“. Und so füllt, prägt und deutet Diwalds Erlanger Kollege Michael Stürmer in der FAZ vom 7. April 86: „Die Deutschen müssen sich daran erinnern, daß die Bundesrepublik als Schlußstein entstand: sie wird vom Bündnis gehalten, aber sie hält es auch. Die Nation in der Mitte Europas wird aus der Geographie so wenig entlassen wie aus der Geschichte.“

Kann die Konsequenz aus soviel Mißbrauch von „Nation“ nun darin bestehen, daß wir den Begriff der Nation fallen lassen wie eine heiße Kartoffel? Dieser Auffassung scheint Thomas Neumann zu sein, wenn er „keinen Unterschied“ findet zwischen den zitierten Sätzen von Stürmer und dem folgenden Satz Bernd Gählers: „Wegen der Nation muß Entspannungspolitik erzwungen werden, und wegen der Entspannung müssen entscheidende Schritte zur Nationwerbung gegangen werden.“ Gäßler redet hier von der Bundesrepublik und von dem Volk in diesem Staat, und er redet so von einer in der Tat unvermeidlichen Auseinandersetzung mit denen, die dieser bürgerlichen Nation der BRD einreden wollen, sie umfasse die „Mitte Europas“ und habe, was immer ihr daran fehle, heimzuholen in ihr Reich. Mit Entspannung ist

das unvereinbar, zu Friedenspolitik bildet es einen unversöhnlichen Gegensatz. Darf dagegen die Friedensbewegung beanspruchen, unsere tatsächlichen *nationalen Interessen* zu vertreten? Darauf wüßte ich gern eine Antwort von Thomas Neumann.

Das Bündnis für den Frieden dürfe, so meint er, nicht „zum ersten Begriff der politischen Theorie“ werden, da zu nichts anderem tauglich, „als den Brei der Herzen umzuröhren“. (*Düsseldorfer Debatte* 5/86) Dahin gerät man, wenn man nicht wahrhaben will, daß der globale Friede heute wirklich auf der Tagesordnung an erster Stelle steht. Und daß wir zu seiner Rettung Rationalität und Emotion brauchen. Das wird nicht bloß „als Theorie gehandelt“, das ist die Realität der Welt in diesem ausgehenden zwanzigsten Jahrhundert. Das bewegt Marxisten und Nichtmarxisten, bis hin zu Politikern an der Spitze kapitalistischer Staaten und bürgerlicher Nationen – diese vor allem dann, wenn sie entsprechend kräftigen Druck der Friedenskräfte außerhalb und innerhalb der Parlamente verspüren. Das hebt die Tatsache nicht auf, daß in unserer bürgerlichen Gesellschaft auch weiterhin zwei Nationen bestehen, daß Herrschende und Unterdrückte um die Vorherrschaft kämpfen. Sie tun das neuerdings vor allem auch mit Argumenten und Taten zum Beweis der Friedensfähigkeit und Friedenswilligkeit in Geschichte und Gegenwart. Das bedingt eine Polarisierung der Kräfte – bis dorthin, wo die bundesdeutschen Ideologen der Hochrüstung und der Rechtswende es für nötig halten müssen, den Faschismus gegen das Urteil der Geschichte nachträglich in Schutz zu nehmen, seine Verbrechen, gipflend in Angriffskrieg und Völkermord, zu verständlichen Reaktionen herunterzuspielen, seinen Mythos des 20. Jahrhunderts weiterzuspinnen, bis dank der Kombination von aggressivem Nationalismus, blindem Antikommunismus und atomaren Vernichtungsmitteln diesmal wirklich alles in Scherben fällt.

Was bisher auf die Vertreter des Neofaschismus in Gestalt von NPD, FAP oder DVU beschränkt schien, greift inzwischen immer mehr Platz in der Grau- oder Braunzone, die der Rechtskonservatismus im Zeichen von Hochrüstung und Rechtswende um sich ausbreitet. In diesem Sinn ist die Schlußfolgerung, die sich in jüngsten Gewerkschaftsbeschlüssen ebenso artikuliert wie in Aktionen vor Ort, zu verstehen: „Der Neofaschismus als aktiv genutzter Hebel der Rechtsentwicklung ist nicht etwa nur eine potentielle Gefahr von morgen, er ist, da er von den herrschenden Rechtskreisen als Vehikel genutzt wird, eine unmittelbar politische Gefahr von heute.“ (Reinhard Opitz)

Georg Herde

„Ostdeutsche Kulturarbeit“ der Landsmannschaften

Im engen Zusammenhang mit den Hochrüstungsplänen der Reagan-Administration und der Bonner „Wende“ müssen die Friedenskräfte in unserem Lande, aber auch die Nachbarstaaten, insbesondere die sozialistischen, verstärkte revanchistische Aktivitäten in der BRD registrieren. Allein die Tatsache, daß in den Jahren 1984 und 1985 auf fast allen revanchistischen Großveranstaltungen der Landsmannschaften und des Bundes der Vertriebenen – wo unverhüllt territoriale Ansprüche propagiert wurden – Vertreter der Bundesregierung bis hin zum Bundeskanzler als Redner aufraten, signalisiert die Übereinstimmung zwischen Regierung und Revanchistenorganisationen. Dazu kommt, daß die Bundesregierung – im Gegensatz zur Streichung bzw. Kürzung von Sozialausgaben – die finanzielle Förderung für landschaftliche Organisationen und Einrichtungen, die insbesondere über die Etats der Bundesministerien des Innern und für „innerdeutsche Beziehungen“ gewährt wird, erhöht hat.

Besonders entspannungsfeindliche Ausfälle, die im krassen Widerspruch zu den bilateralen und multilateralen Verträgen stehen, in denen die Bundesrepublik Deutschland die bestehenden Grenzen in Europa und deren Unanastbarkeit anerkannte, stießen auf heftigen Widerspruch im In- und Ausland. So zum Beispiel das ursprünglich von der Führung der Landsmannschaft Schlesien für das „Deutschlandtreffen der Schlesier“ im Juni 1985 gewählte Motto „Schlesien bleibt unser“, aber auch das in Absprache mit dem Bundeskanzler geänderte „Schlesien bleibt unsere Zukunft im Europa freier Völker“, oder die im Organ der Landsmannschaft Schlesien, *Der Schlesier*, veröffentlichte Vision eines Funktionärs der „Schlesischen Jugend“, daß „die Wiedervereinigung Deutschlands“ durch den Marsch der Bundeswehr bis an die Grenzen der Sowjetunion erreicht werden könnte.

Auch solche politischen Kräfte und Publikationen, die ansonsten die revanchistischen Landsmannschaften unkritisch gewähren lassen, ja sie sogar als staatstragende Organisationen bewerten, übten im Frühsommer 1985 Kritik in der Erkenntnis, daß die revanchistischen Ausfälle dem Lande auch bei den westlichen Verbündeten zum Schaden gereichen.

Vor dem Bundestreffen der Landsmannschaft Schlesien in Hannover wurde vielerorts in Anbetracht der Auseinandersetzung um das revanchistische Motto gerätselt, ob Bundeskanzler Kohl der Zusage, auf der Veranstaltung zu sprechen, nachkommen werde oder nicht. Er erschien und ermunterte mit seiner Rede die revanchistischen Führungskräfte, ihre Tätigkeit fortzusetzen – ein Hinweis auf den Einfluß, den die Landsmannschaften und ihre Führungen auf die Bundesregierung, vor allem auf die Unionsparteien haben.

Rolle der „Ost- und Mitteldeutschen Vereinigung“ in der CDU/CSU

In der politischen Öffentlichkeit ist viel zu wenig bekannt, welche bedeutende Rolle die „Ost- und Mitteldeutsche Vereinigung in der CDU/CSU“

(OMV) spielt, die ihre Geschäftsstelle im „Konrad-Adenauer-Haus“ – also der CDU-Parteizentrale – in Bonn unterhält. Diese OMV ist eine Vereinigung innerhalb der Unionsparteien wie der „Wirtschaftsrat“ oder die „Sozialausschüsse“. In ihr sind alle CDU- bzw. CSU-Mitglieder und -Funktionäre organisiert, die zugleich Mitglieder des Bundes der Vertriebenen und der in ihm vereinigten Landsmannschaften bzw. des Bundes der Mitteldeutschen und von dessen Mitgliedsverbänden sind. Bundesvorsitzender der OMV ist der BdV-Vizepräsident und Vorsitzende der Landsmannschaft Schlesien, Dr. Herbert Hupka. Dem Vorstand gehören u. a. an: der BdV-Präsident Dr. Herbert Czaja (MdB/CDU), der BdV-Vizepräsident Helmut Sauer (MdB/CDU), der bayerische BdV-Vorsitzende Dr. Fritz Wittmann (MdB/CSU).

Im Bundestag sind 44 OMV-Funktionäre und -Mitglieder vertreten. Am Kabinettstisch sitzen mit dem Bundesminister für innerdeutsche Beziehungen, Windelen, und dessen Parlamentarischem Staatssekretär, Dr. Ottfried Henning (der zugleich Bundesvorsitzender der Landsmannschaft Ostpreußen ist), zwei OMV-Vertreter.

Die OMV spielt im politischen Leben der BRD die Rolle des Transmissionsriemens zwischen den Unionsparteien und den revanchistischen Organisationen und Einrichtungen. Auf der Bundesdelegiertentagung der OMV im Juni 1985, wo Dr. Hupka erneut zum Bundesvorsitzenden gewählt wurde, erläuterte er in seinem Bericht die Rolle der OMV u. a. wie folgt:

„Die Ost- und Mitteldeutsche Vereinigung ist das unruhige Gewissen unserer beiden Parteien, wenn es, gerade weil es um Deutschland geht... Im Grundsatzprogramm der CDU heißt es: ‚Wir werden das Bewußtsein von Deutschland in allen Teilen bewahren und lebendig erhalten.‘ Wir haben als Vereinigung unserer beiden Parteien Aktivitäten zu entfalten und Impulse zu vermitteln. Mitten in den beiden Unionsparteien ist unser Standort.“

Und weiter: „Die Ost- und Mitteldeutsche Vereinigung muß in die Verbände wirken – Bund der Vertriebenen, Landsmannschaften, Bund der Mitteldeutschen – und das Handeln und Wollen der Verbände in die beiden Unionsparteien transportieren. Die Verbände haben ihrerseits den Anspruch, ernst genommen zu werden. Durch seinen Auftritt auf dem Deutschlandtreffen der Schlesier und seine Rede hat der Bundeskanzler bewiesen, wie ernst gerade er die Verbände nimmt und daß er nicht bereit ist, entgegen wiederholt vorgeschlagenen Ratschlägen, die Vertriebenen etwa auszugrenzen.“

Schon diese wenigen Hinweise auf die Beziehungen zwischen Bundesregierung, Unionsparteien und den revanchistischen Organisationen machen deutlich, wie eng die entspannungsfeindliche revanchistische Politik der fast ausschließlich von CDU/CSU-Politikern geführten Revanchistenorganisationen mit Bonn verbunden ist. Einzelne besonnene Stimmen, wie z. B. die des stellvertretenden Fraktionsvorsitzenden Volker Rühe (MdB/CDU), änderten an dem aufgezeigten Tatbestand bisher nichts.

„Ostdeutsche Kulturarbeit“, „die zweite Schlacht um den deutschen Osten“

Seit Bestehen der Bundesrepublik Deutschland hatten sich die revanchistischen Organisationen, die Landsmannschaften und der Bund der Vertriebe-

nen (früher Zentralverband der vertriebenen Deutschen) im wesentlichen drei Arbeitsschwerpunkte gestellt. Das waren

1. die „Heimatpolitik“ – d. h. die Proklamierung territorialer Ansprüche mit dem Ziel, die Ergebnisse des zweiten Weltkrieges rückgängig zu machen;
2. die „ostdeutsche Kulturpolitik“, deren Inhalt im wesentlichen darauf abzielt, den Anspruch auf ehemals deutsche, seit 1945 polnische, sowjetische und tschechoslowakische Territorien zu untermauern und revanchistischen Geist an nachwachsende Generationen weiterzugeben; und
3. Sozialpolitik, d. h. die Vertretung sozialer und ökonomischer Anliegen ehemaliger Umsiedler, die im Ergebnis des von Hitler-Deutschland vom Zaune gebrochenen zweiten Weltkrieges ihre Heimat verloren hatten.

Der Komplex „Sozialpolitik“ spielt heute in der Tätigkeit der Landsmannschaften kaum noch eine Rolle. Die Lastenausgleichsgesetzgebung ist abgeschlossen, und die ehemaligen Umsiedler sind gleichberechtigte Bundesbürger geworden.

Die „Heimatpolitik“ der Landsmannschaften, d. h. die Proklamierung territorialer Ansprüche inkl. der Absicht, die DDR und andere Territorien in die Bundesrepublik Deutschland einzugliedern, hat durch die von der BRD abgeschlossenen bilateralen und multilateralen Verträge, in denen die bestehenden Grenzen und deren Unantastbarkeit anerkannt wurden, schwere Rückschläge erlitten. Nach Abschluß der Ostverträge wurde von den Revanchistenverbänden die „ostdeutsche Kulturarbeit“ zur Hauptaufgabe erkoren.

„Erinnerung an den deutschen Osten wachhalten“

Wenn die Führungskräfte der Landsmannschaften, die Czaja, Hupka, Henning usw., auch heute noch bei jeder Gelegenheit – als hätte es die vertraglichen Verpflichtungen über die Unantastbarkeit der Grenzen nie gegeben – die Revision der Grenzen in Europa verlangen, so ist doch die Haupttätigkeit der Landsmannschaften darauf gerichtet, durch „ostdeutsche Kulturarbeit“ die „Erinnerung an den deutschen Osten“ über Generationen hinweg wachzuhalten. Der Bund der Vertriebenen und die Landsmannschaften entsprechen der Ankündigung des inzwischen verstorbenen Generalsekretärs des BdV, Dr. Hans Neuhoff, nach Ratifizierung der Verträge von Moskau und Warschau: „Die Vertriebenen und ihre Verbände verlagern ihre Tätigkeit verstärkt auf die Kulturarbeit, nicht zuletzt weil dort die zweite Schlacht um den deutschen Osten stattfindet“ (*Deutscher Ostdienst*, 30. 4. 1973).

„Der Heimatpolitik untergeordnet“

Schon 1958 betonte der Bundesvorstand der Pommerschen Landsmannschaft in der Festschrift „Zehn Jahre Pommersche Landsmannschaft“:

„Die Rückgewinnung der Heimat ist das Ziel jeder landsmannschaftlichen Arbeit. Ihren Inhalt umreißt der Begriff ‚Heimatpolitik‘. Landsmannschaftliche Kulturarbeit ist daher Teil der Heimatpolitik und damit diesem Ziel untergeordnet. Ihre Aufgabe erschöpft sich mithin nicht in musealer Tätigkeit, in der Sammlung, Pflege und Erhaltung alten pommerschen Kulturgutes. Sie muß sich

vielmehr auch verpflichtet fühlen, mit kulturellen Mitteln unter den pommerschen Landsleuten den Heimatgedanken wachzuhalten und zu vertiefen, ihn in der pommerschen Jugend zu wecken und für das landsmannschaftliche Heimat anliegen in der westdeutschen, ja ausländischen Öffentlichkeit weckend und werbend zu wirken . . .“

Der langjährige Bundeskulturreferent der Sudetendeutschen Landsmannschaft, Reinhard Pozorny, erläuterte im Mitteilungsblatt der Sudetendeutschen Landsmannschaft (Funktionärsorgan der SL) im Dezember 1961 die grundsätzliche Funktion und Rolle der Kulturarbeit wie folgt:

„Die Kulturarbeit unserer Landsmannschaft vollzieht sich im Vorfeld der Heimatpolitik ihrer Volksgruppe. Sie ist also ein Instrument des politischen Daseinskampfes der Volksgruppenorganisation und klar und eindeutig auf das Ziel der landsmannschaftlichen Arbeit eingestellt . . . Die Landsmannschaften sind als politische Organisationen unter dem Gesetz angetreten, daß die Rückgewinnung der verlorenen Ostgebiete eine Wiedergutmachung des Unrechts an 14 Millionen Deutschen ist . . .“

In jüngster Zeit wird freilich kaum in solcher Offenheit über die Funktion der „ostdeutschen Kulturarbeit“ landsmannschaftlicher Organisationen und Einrichtungen gesprochen. Daß sich nichts geändert hat, bewies aber z. B. die 2. Vorsitzende des Landesverbandes Niedersachsen des Bundes der Vertriebenen/Vereinigte Landsmannschaften, Dr. Barbara Löffke, auf einer Jubiläumsfeier der Kreisgruppe Uelzen der Landsmannschaft Schlesien: „Die kulturelle Arbeit ist uns nur Mittel zum Zweck, und der Zweck heißt Rückkehr in die Heimat“ (*Der Schlesier*, 29. 6. 1984).

Die staatliche Förderung der „ostdeutschen Kulturarbeit“

Wie viele Millionen DM die landsmannschaftlichen Organisationen und Einrichtungen direkt bzw. indirekt für ihre „ostdeutsche Kulturarbeit“ aus den Kassen des Bundes, der Länder und zahlreicher Kommunen jährlich erhalten, ist konkret kaum erfassbar. Die letzte Übersicht über die Förderung der „ostdeutschen Kulturarbeit“ veröffentlichte die Bundesregierung am 22. 4. 1982 – also die damalige Regierung Schmidt/Genscher – im Rahmen des Entwurfs „Grundsatzkonzeption zur Weiterführung der ostdeutschen Kulturarbeit“. Gemäß diesen Angaben förderten 1980 die Bundesregierung mit dem Betrag von 12 666 178 DM und die Länder mit 16 564 774 DM – also an die 30 Millionen DM.

Ungeachtet der Frage, ob in dieser Aufstellung alle für die „ostdeutsche Kulturarbeit“ von Bund und Ländern aufgewandten Steuermittel erfaßt sind, muß diesen 30 Millionen DM der Betrag von etwa 15 bis 20 Millionen hinzugefügt werden, den Städte, Kreise und Orte vor allem im Zusammenhang mit Patenschaften für landsmannschaftliche Heimatkreis- und -ortsvereinigungen aufwandten.

Seit der „Bonner Wende“ mit Übernahme der Regierung durch CDU/CSU und FDP wurden die Bundesmittel zur Förderung der „ostdeutschen Kulturarbeit“ alljährlich erhöht. Das Bundesinnenministerium als das für die För-

derung landsmannschaftlicher Kulturarbeit verantwortliche animierte auch die Landesregierungen, die Förderung zu intensivieren und wandte sich an die Länder und Kommunen, die bestehenden Patenschaften für landsmannschaftliche Gliederungen neu zu beleben, zu intensivieren und neue Patenschaften zu übernehmen.

Grundlage der Förderung der „ostdeutschen Kulturarbeit“ ist der § 96 des Bundesvertriebenengesetzes (BVFG) vom 19. 5. 1953. Dieser § 96 lautet (zitiert aus der Fassung des BVFG vom 23. 10. 1961):

„Bund und Länder haben entsprechend ihrer durch das Grundgesetz gegebenen Zuständigkeit das Kulturgut der Vertreibungsgebiete in dem Bewußtsein der Vertriebenen und Flüchtlinge, des gesamten deutschen Volkes und des Auslandes zu erhalten, Archive, Museen und Bibliotheken zu sichern, zu ergänzen und auszuwerten, sowie Einrichtungen des Kunstschaaffens und der Ausbildung sicherzustellen und zu fördern. Sie haben Wissenschaft und Forschung bei der Erfüllung der Aufgaben, die sich aus der Vertreibung und der Eingliederung der Vertriebenen und Flüchtlinge ergeben, sowie die Weiterentwicklung der Kulturlistungen der Vertriebenen und Flüchtlinge zu fördern. Die Bundesregierung berichtet jährlich dem Bundestag über das von ihr Veranlaßte.“

Dieser Artikel des BVFG, auf den sich die Führer der landsmannschaftlichen Vereinigungen und Einrichtungen bei ihren Wünschen nach immer umfangreicherer Förderung der „ostdeutschen Kulturarbeit“ berufen, ist ebenso noch in Kraft wie der Artikel 7 des gleichen Gesetzes.

Artikel 1 und 2 BVFG bestimmen, daß jene Bundesbürger, die im Ergebnis des von Hitler-Deutschland vom Zaune gebrochenen zweiten Weltkrieges ihre ehemalige Heimat – sei es in den ehemals deutschen Ostgebieten oder in anderen europäischen Staaten – verloren hatten, „Vertriebene“ oder „Heimatvertriebene“ sind. Der Artikel 7 BVFG bestimmt die Vererbbarkeit dieser Eigenschaft – auch für Kinder, die als Bundesbürger geboren werden. Die Nachgeborenen erwerben die Eigenschaft als „Vertriebene“ selbst dann, wenn nur ein Elternteil sie besitzt. Den gesetzlichen Bestimmungen nach sind in der BRD etwa 25 Prozent der Bewohner „Vertriebene“. Es ist nicht sehr schwierig, hochzurechnen, zu welchem Zeitpunkt es in diesem Lande nur noch „Vertriebene“ gibt.

Die Begriffe „Vertreibung“, „Vertriebene“, „Heimatvertriebene“ wurden in der Ära des kalten Krieges bewußt eingeführt, um Stimmung gegen die Sowjetunion, die VR Polen, die CSSR und andere sozialistische Länder zu machen, um von den Ursachen – nämlich den Verbrechen des Naziregimes gegen die Völker Europas –, die zur Aussiedlung der Deutschen und zur Grenzfestlegung gemäß Potsdamer Abkommen der Alliierten führten, abzulenken.

Die „Grundsatzkonzeption zu Weiterführung der ostdeutschen Kulturarbeit“

Wie schon erwähnt, legte die SPD/FDP-Bundesregierung Schmidt/Genscher dem Deutschen Bundestag am 22. 4. 1982 als Anlage des „Berichtes der Bundesregierung über ihre Maßnahmen zur Förderung der ostdeutschen Kulturarbeit gem. § 96 BVFG in den Jahren 1979 und 1980“ die „Grundsatzkonzeption zur Weiterführung der ostdeutschen Kulturarbeit“ bei,

„Notwendigkeit und Ziele“ dieser Grundsatzkonzeption wurden von der Bundesregierung u. a. wie folgt begründet:

„Nicht nur kulturpolitische Gründe fordern, das ostdeutsche Kulturerbe in gleicher Weise wie die anderen Teile des kulturellen Nationalerbes zu pflegen. Der Einheit der deutschen Kultur, von der die Bundesregierung ausgeht, kommt vielmehr im Hinblick auf die staatliche Teilung des deutschen Volkes entscheidende Bedeutung auch als einigendes Band unserer Kulturnation zu. Die Präsentation unserer Gesamtkultur im In- und Ausland stellt daher einen wichtigen Beitrag dazu dar, das Bewußtsein der Einheit unserer Nation wachzuhalten und zu festigen.“

Unter der Überschrift „Bestandsaufnahme“ wird festgestellt, daß es nicht möglich sei, alle „auch die auf der Orts- und Kreisebene geförderten Einrichtungen und Maßnahmen“ zu erfassen. Weiter wird betont, daß von Bund und Ländern „rund 200 Zuwendungsempfänger“ gefördert wurden, und zwar durch ca. 400 Mittelbewilligungen. Erreicht werden soll eine „bessere Zuständigkeitsabgrenzung zwischen Bund und Ländern“. Der Bund sollte sich grundsätzlich beschränken auf „die Förderung von Einrichtungen mit räumlich oder sachlich weitreichenden Arbeitsgebieten“. Als besonders „förderungswürdig“ wird zunächst „kulturelle Breitenarbeit“ angeführt. „Träger der kulturellen Breitenarbeit“, so wird erläutert, sind insbesondere der Bund der Vertriebenen, der Bund der Mitteldeutschen und die insgesamt 25 Landsmannschaften, dazu kirchliche Einrichtungen und die DJO - Deutsche Jugend in Europa.

Unter „Bewertung“ wird angeführt:

„Die Kulturarbeit der Verbände ist von besonderer Bedeutung, weil sie grundsätzlich auf Breitenwirkung angelegt und darauf ausgerichtet ist, das Kulturgut der Vertreibungsgebiete im Bewußtsein einerseits der Vertriebenen und Flüchtlinge und andererseits des gesamten deutschen Volkes und des Auslandes zu erhalten . . . Soweit sie sich an jüngere Menschen und nichtvertriebene Bürger wendet, zielt sie vor allem darauf ab, sie mit dem Kulturgut der Vertreibungsgebiete bekannt – und ihnen seinen Anteil am gesamten nationalen Kulturerbe bewußtzumachen und sie für die Bewahrung und Weiterentwicklung auch dieses Kulturgutes zu gewinnen.“

Die „Vorschläge“ gehen u. a. dahin, „die Jugendarbeit stärker zu fördern“, „den Verbänden in größerem Umfang die Beschäftigung von Mitarbeitern in der Kulturarbeit zu ermöglichen“, „die ostdeutschen Bildungs- und Begegnungsstätten stärker zu fördern und zu sichern“, „einschlägige Ergebnisse der Wissenschaft für die Breitenarbeit auszuwerten“ und schließlich „auf eine stärkere Berücksichtigung ostdeutscher kultureller Themen in den Massenmedien hinzuwirken“.

Die „kulturelle Breitenarbeit“, die künftig noch intensivere Förderung erfahren soll, wird vor allem durch die Patenschaft von Bundesländern für Landsmannschaften und die Patenschaften von Stadt- und Kreisverwaltungen für „Heimatgliederungen der Landsmannschaften“ unterstützt.

Der Bundeskulturreferent der Sudetendeutschen Landsmannschaft (SL), Direktor Oskar Böse, berichtete lt. *Sudetendeutsche Zeitung* vom 18. 10. 1985

vor der sich als „Exilparlament“ verstehenden „Bundesversammlung der Sudetendeutschen Landsmannschaft“ über die Situation und den künftigen Weg der Kulturarbeit der „sudetendeutschen Volksgruppe“, daß es „über 60 kulturelle und wissenschaftliche Vereinigungen, an die 100 Heimatstuben und Archive und 65 Heimatblätter“ allein im Rahmen der SL gebe; daß über 142 Kommunen Patenschaft über „sudetendeutsche Heimatvereinigungen“ ausüben. Schließlich erwähnte Böse noch die vielen „kulturellen und wissenschaftlichen Einrichtungen“ der „Gesinnungsgemeinschaften“ (Ackermann-Gemeinde, Seliger-Gemeinde, Witiko-Bund), sowie „Bildungsinstitutionen, welche die Sudetendeutschen mit staatlicher Unterstützung aufbauen konnten“; dazu die Zeitschrift *Sudetenland*, *Mitteilungen des Sudetendeutschen Archivs*, die *Sudetendeutsche Zeitung* und Schriften der Gesinnungsgemeinschaften. Böse betonte, daß „die Kulturarbeit weit über den Aufgabenbereich des Kulturreferates der Sudetendeutschen Landsmannschaft hinausreicht“. Die von Böse genannten Zahlen beweisen, an wie vielen Fronten die Revanchistenverbände „die zweite Schlacht um den deutschen Osten“, von welcher der BdV-Generalsekretär sprach, führen.

Unter der Überschrift „Bildung, Wissenschaft und Forschung“ heißt es in der „Grundsatzkonzeption“, daß als „Träger“ dieser Aufgaben insbesondere zu nennen seien: „der Herder-Forschungsrat mit seinen sieben regionalen historischen Kommissionen und 12 Fachgruppen“, das „Collegium Carolinum“ und das „Institut für ostdeutsche Volkskunde“ sowie „die überregionalen und regionalen Kulturwerke, Stiftungen und historischen Vereinigungen“. Und weiter heißt es:

„Kulturelle Bildungsarbeit vollzieht sich in Unterrichts-, Vortrags- und Filmveranstaltungen sowohl des allgemeinen Bildungsbereiches als auch der Breitenarbeit der Vertriebenen. Dabei wird auch auf das von den Verbänden und Einrichtungen der Vertriebenen bereitgestellte Material zurückgegriffen. Daneben finden bildungspolitische und fachwissenschaftliche Tagungen für Multiplikatoren statt. In diesem Zusammenhang ist insbesondere auf die Bundesarbeitsgemeinschaft für deutsche Ostkunde im Unterricht mit ihren Ländergliederungen hinzuweisen.“

Als „Vorschläge“ sieht die „Grundsatzkonzeption“ weiter vor, „Lehrstühle und Institute für ostdeutsche Landesforschung zu errichten“. Damit würde „die notwendige kontinuierliche Weiterentwicklung der ostdeutschen Landeskunde in Forschung und Lehre . . . gewährleistet. Gleichzeitig würde damit auch das Problem der Ausbildung von Historikern, Sprachwissenschaftlern, Volkskundlern, Pädagogen und Journalisten gelöst werden, die später als Multiplikatoren Breitenwirkung erzielen . . .“ Den „künftigen Lehrstühlen bzw. Instituten“ wird empfohlen, „mit den jeweiligen ostdeutschen historischen Kommissionen, Kulturwerken, Stiftungen und entsprechenden Vereinigungen zusammenzuarbeiten“.

Unter „Bildung“ wird erklärt, daß „erst auf der Grundlage einer umfassenden Vorbildung über den ostdeutschen Kulturbereich . . . nachhaltige Breitenwirkung“ erzielt werden könne. Das setzt voraus, daß „dieses Wissen im allgemeinen Bildungsprozeß weit stärker als bisher vermittelt wird. Die Aus-

dehnung der Schülerwettbewerbe auf alle Bundesländer ist anzustreben. Um eine vermehrte kulturelle Berichterstattung in den Massenmedien anzuregen, könnten weitere Wettbewerbe für Presse, Hörfunk und Fernsehen ausgeschrieben werden.“

Unter der Überschrift „Museen, Sammlungen, Archive und Auffangstellen für ostdeutsches Kulturgut“ wird darauf hingewiesen, daß es zahlreiche private Museen, Archive, Sammlungen, Heimatstuben und sonstige Einrichtungen „der Vertriebenen“ gibt, in welchen dingliches Kulturgut aller Art „aus den deutschen Ostgebieten“ aufbewahrt werde. Weiter heißt es: „Dagegen fehlen leistungsfähige Einrichtungen, in denen die großen Kulturlandschaften des deutschen Ostens umfassend dargestellt werden.“

Unter „Bewertung“ heißt es: Durch Museen, „in denen die großen Kulturlandschaften des deutschen Ostens umfassend präsentiert sind“, werde gesichert, „daß das Bild der deutschen Kulturlandschaften im Osten auf Dauer gegenwärtig bleibt“. An anderer Stelle wird mitgeteilt: „Für einige große Kulturlandschaften des deutschen Ostens werden mit tatkräftiger Unterstützung der jeweiligen Patenländer bereits regionale Museen geplant und vorangetrieben.“ Genannt wird das „Museum Oberschlesien“ in Hösel. Dieses Museum wurde im Oktober 1982 eröffnet. Die Gesamtkosten des Baus und seiner Einrichtungen betrugen etwa 5 Millionen DM. Kräftige Finanzhilfe leistete die SPD-Regierung des Patenlandes für die Landsmannschaft der Oberschlesier (LdO), Nordrhein-Westfalen. Satzungsziel der LdO ist u. a., „die Oberschlesier und das heranwachsende Geschlecht auf die Rückkehr in die Heimat geistig vorzubereiten“.

Ebenfalls wurden inzwischen ein „Ostpreußenmuseum“ in Lüneburg vollen-det und weitere ähnliche Einrichtungen der Landsmannschaft Ostpreußen im Schloß Ellingen und in Schleißheim bei München. Letztere wurden tatkräftig durch das Patenland für die Landsmannschaft Ostpreußen, Bayern, geför-dert.

Geplant ist ein „Museum Schlesien“ in Hildesheim.

Seit Jahren besteht das „Westpreußische Landesmuseum“ in Münster-Wolbeck, welches vom Landesverband Westfalen-Lippe finanziell gefördert wurde und wird.

In diesem Zusammenhang ist auch auf das mehr als 20-Millionen-Projekt „Haus Sudetenland“ in München hinzuweisen, welches vor allem von der bayerischen CSU-Regierung finanziert wird und als Organisations- und Agitationszentrale der revanchistischen Landsmannschaft und ihrer Gliederun-gen fungiert.

In Lübeck-Travemünde wurde mit dem Bau des „Pommernzentrums“ begon-nen, zu dessen Finanzierung neben der Bundesregierung vor allem die Lan-desregierung von Schleswig-Holstein beiträgt.

Über diese zentralen Einrichtungen hinaus dienen die zahlreichen „Häuser der Heimat“, „Häuser des Deutschen Ostens“ u. ä. m., insbesondere aber auch landsmannschaftliche Schulungsstätten wie der „Heiligenhof“ bei Bad Kissingen (Sudetendeutsche Landsmannschaft) oder das „Ostheim“ der Landsmannschaft Ostpreußen in Bad Pyrmont der Verbreitung der revanchi-stischen und entspannungsfeindlichen Politik, die auf die Revision der beste-

henden Grenzen abzielt.

„Ostdeutsche Kulturarbeit“ im Deutschen Bundestag

Am 27. Juni 1984 beriet der Bundestag die „Beschlußempfehlung des Berich-tes des Innenausschusses zu der Unterrichtung „Bericht der Bundesregierung über die Maßnahmen zur Förderung der ostdeutschen Kulturarbeit gemäß § 96 BVFG in den Jahren 1979 und 1980““. Berichterstatter bei der Beratung der Beschlussempfehlung des Innenausschusses waren am 27. 6. Dr. Czaja (MdB/CDU und Präsident des Bundes der Vertriebenen), und der SPD-Bun-destagsabgeordnete Dr. Nöbel.

Czaja erklärte, daß es bei den Ausschußberatungen „eine erfreulich breite Zustimmung zu den Bemühungen der früheren Regierung“ gab. „Bei den konstruktiven Empfehlungen zur weiteren Förderung der ostdeutschen Kul-turarbeit (gemeint ist die Grundsatzkonzeption – d. Verf.) gab es ... einen von unserer Fraktion begrüßten Konsens zwischen der Regierungskoalition und der SPD.“ Die Beschlussempfehlung, so sagte Czaja, „fordert im Rah-men der vorhandenen, 1984 etwas erhöhten und 1985 ... wohl weiter zu erhöhenden Haushaltssmittel die Bildung einiger Schwerpunkte ... Die kultu-relle Breitenarbeit soll im Rahmen der nach § 96 BVFG bereitzustellenden Mittel verstärkt gefördert werden.“ Ansonsten wies Czaja auf die oben bei der Besprechung der Grundsatzkonzeption erwähnten Planungen hin.

Der SPD-Bundestagsabgeordnete Dr. Nöbel stimmte bei seinem Debatten-beitrag Czaja weitgehend zu.

Der FDP-Abgeordnete, Dr. Hirsch, erklärte für seine Fraktion, daß er mit der Empfehlung an die Bundesregierung, mehr für die „ostdeutsche Kulturarbeit“ zu tun, einverstanden sei.

Lediglich MdB Fischer von den Grünen distanzierte sich und sprach vom „dumpfen Gedenken an die ehemaligen deutschen Ostgebiete“.

Förderung der „ostdeutschen Kulturarbeit“ beweist die politische Übereinstimmung

Der Billigung der „Grundsatzkonzeption zur Weiterführung der ostdeutschen Kulturarbeit“ durch die Regierungsparteien und die SPD (bei Ablehnung der Grünen) folgten lebhafte Aktivitäten von Bundesregierung und Revanchistenverbänden. Vor allem Vertreter der Ministerialbürokratie, des zustän-digen Bundesinnenministeriums sowie Bundesminister Zimmermann (CSU) und dessen Parlamentarischer Staatssekretär, Waffenschmidt (CDU), refe-rierten auf Veranstaltungen des revanchistischen Bundes der Vertriebenen (BdV) und der dort vereinigten Landsmannschaften. Sie erläuterten die „Grundsatzkonzeption“ und die Vorhaben, diese im Interesse der Politik der Landsmannschaften zu realisieren.

Der zentrale Informationsdienst des BdV, *Deutscher Ostdienst* vom 22. 11. 1984, berichtet von „der ersten kulturpolitischen Auseinandersetzung in der Bonner Parlamentsgeschichte“. Es handelte sich um die Antwort auf zwei große Anfragen von CDU/CSU und FDP einerseits und der SPD anderer-

seits zur „Kulturförderungspolitik der Bundesregierung“. Für die Bundesregierung sprach der Parlamentarische Staatssekretär Waffenschmidt und erläuterte, daß „die Grundsatzkonzeption zur Weiterführung der ostdeutschen Kulturarbeit maßgebend“ bleibe. Die Bundesregierung werde „die folgenden Maßnahmen schwerpunktmäßig unterstützen“:

- „1. Verbesserung der kulturellen Breitenarbeit,
2. Ausbau und Einrichtung von Landesmuseen der großen ostdeutschen Regionen,
3. Errichtung und Ausbau von Lehrstühlen und Instituten für ostdeutsche Landesforschung an den Universitäten,
4. Herausgabe systematisch übergreifender Gesamtdarstellungen zur ostdeutschen Kultur und Geschichte.“

Der BdV-Dienst kommentiert: „Damit haben sich die Bundesregierung und die sie tragenden Parteien erneut zu ihrer Verpflichtung der Förderung ostdeutscher Kulturarbeit bekannt.“

Am 28. 3. 1985 berichtete *Deutscher Ostdienst* unter der Überschrift „Die sudetendeutsche Frage ist offen“ über die Landeskulturtagung der Sudeten-deutschen Landsmannschaft (SL) Nordrhein-Westfalen. Als Hauptreferent trat dort Ministerialrat Hartmut Gassner vom Bundesministerium des Innern auf; sein Thema: „Ostdeutsche Kulturarbeit heute und morgen – Die Grundsatzkonzeption des Bundesministeriums des Innern zur Weiterführung der ostdeutschen Kulturarbeit“. Gassner wies zunächst darauf hin, so berichtete *dod*, „daß es bei der ostdeutschen Kulturarbeit ‚nicht um Konservierung des Gewesenen, nicht um wehmütige Erinnerung an etwas Abgeschlossenes und nahezu Verlorenes‘ gehe. Vielmehr sei es notwendig, ‚den großen unverzichtbaren Anteil ostdeutscher Kulturlandschaften an dem Gesamtbild deutscher Kultur in unserem Volk lebendig zu erhalten und einzubringen in den deutschen Beitrag zu einer künftigen Gemeinschaft der europäischen Völker, die wesentlich bestimmt sein wird von ihren gemeinsamen kulturellen Wurzeln‘.“ Gassner erläuterte dann die „Grundsatzkonzeption des Bundes zur Weiterführung der ostdeutschen Kulturarbeit“, die auch die Zustimmung des Bundestages gefunden habe. Was die Stärkung der „kulturellen Breitenarbeit der Verbände der Vertriebenen“ anbelangt, sei u. a. vorgesehen, „den Landsmannschaften die Beschäftigung hauptamtlicher Kulturreferenten zu ermöglichen“. Gassner schloß: „Die Konzeption sei langfristig angelegt und könne nur schrittweise verwirklicht werden. Damit solle das kulturelle Erbe der Deutschen aus dem Osten bewahrt werden und in die kulturelle Identität des ganzen deutschen Volkes eingebunden bleiben.“

Am 8. 9. 1985 sprach auf dem vom Bund der Vertriebenen organisierten „Tag der Heimat“ in Sieburg Staatssekretär Dr. Waffenschmidt zum Thema „Aktuelle Fragen der Vertriebenenpolitik“. Ausführlich beschäftigte er sich mit der „ostdeutschen Kulturarbeit“. Zunächst erklärte er:

„Deutschland ist nicht nur die Bundesrepublik, sondern das ist West-, Mittel- und Ostdeutschland! Und in diesem Deutschland wirkt auch das weiter, was der deutsche Osten uns bedeutete und weiterhin bedeutet: ein Lebensraum, der von geistigem und kulturellem Vermögen des deutschen Volkes geprägt ist. Wir

alle sind deshalb aufgerufen, auch an der Bewahrung des kulturellen Erbes des deutschen Ostens mitzuwirken.“

Waffenschmidt sprach dann über die „nationalen“ und „europäischen“ Gründe, „das Erbe der ostdeutschen Kulturlandschaften lebendig zu erhalten“. Schließlich referierte der Staatssekretär über die im Bundesinnenministerium erarbeitete „Grundsatzkonzeption“ und die schon oben zitierten vier Schwerpunkte. Alle Aktivitäten, die zur Verwirklichung der Grundsatzkonzeption führen sollen, seien – so Waffenschmidt – „nur Hilfestellung“.

„Kultur vollzieht sich vor Ort. Sie braucht die Unterstützung von Gebietskörperschaften. Für die ostdeutsche Kultur sind die Ostprovinzen als verantwortliche Träger weggefallen. Dankenswerterweise haben sich bei uns Länder- und kommunale Gebietskörperschaften im Wege der Patenschaftshilfe dieses wichtigen Teils deutscher Kultur angenommen.“

Am 5./6. 10. 1985 veranstaltete der Bund der Vertriebenen/Vereinigte Landsmannschaften seinen alljährlich im Herbst stattfindenden „Mitarbeiterkongreß“ in Königstein/Ts. bzw. Frankfurt/Main. Bei diesen Herbstkongressen ziehen die Revanchistenverbände jeweils Bilanz und beraten die Schwerpunkte ihrer Tätigkeit für das nächste Jahr. Hauptredner bei der Abschlußveranstaltung am 6. 10. in der Frankfurter Paulskirche war der Bundesminister des Innern, Dr. Friedrich Zimmermann (CSU). Auch Zimmermann erläuterte die „Grundsatzkonzeption“ und versicherte, daß „die dafür notwendigen zusätzlichen Mittel bereitgestellt“ würden. *Deutscher Ostdienst* berichtet über Zimmermanns Rede:

„Die Bundesregierung steht zu den Vertriebenen und ihren Verbänden und sie bekennt sich öffentlich zu dieser Haltung.‘ Besonderen Beifall fand Zimmermann, als er sich zu seinen bereits damals vor allen Dingen vom Ostblock, aber auch von manchen innenpolitischen Gegnern scharf kritisierten, deutschlandpolitischen Feststellungen vor dem bayerischen BdV-Landesverband in München vom Januar 1983 bekannte. Damals hatte er unter anderem erklärt: ‚Tendenzen, die deutsche Frage auf die Bundesrepublik Deutschland und die DDR zu beschränken, und die ostdeutschen Gebiete jenseits von Oder und Neiße nicht einzubeziehen, wird es bei der Bundesregierung nicht geben.‘“

Wie schon erwähnt, sprach der Kulturreferent der Sudetendeutschen Landsmannschaft, Böse, Anfang Oktober 1985 vor der SL-Bundesversammlung über die „ostdeutsche Kulturarbeit der Sudetendeutschen Landsmannschaft und ihrer Einrichtungen“. Was die Förderung der „Breitenarbeit“ durch die Grundsatzkonzeption der Bundesregierung anbelangt, sagte er wörtlich:

„Ich kann heute der Bundesversammlung mitteilen, daß meine jahrelangen Bemühungen – gemeinsam mit dem Vorsitzenden des Bundes der Vertriebenen, Dr. Czaja, – Früchte getragen haben. Die Breitenarbeit hat heute und wird in der Zukunft einen besonderen Stellenwert bei der Förderung der Kulturarbeit einnehmen. Ab 1. Januar 1986 wird nicht nur die Sudetendeutsche Stiftung wie bisher Personalkosten für die Kulturarbeit fördern, sondern auch der Bundesminister des Innern und das bayerische Arbeits- und Sozialministerium. Wir sagen allen drei Institutionen ganz herzlichen Dank für diese wichtige Unterstützung.“

Satzungsziel der Sudetendeutschen Landsmannschaft ist im übrigen, § 3 „Zweck... den Rechtsanspruch auf die Heimat (d. s. weite Gebiete der CSSR – d. Verf.), deren Wiedergewinnung und das damit verbundene Selbstbestimmungsrecht der Volksgruppen durchzusetzen“.

Staatliche Förderung der Kulturarbeit der Revanchistenverbände verstößt gegen die Ostverträge

Selbst bei engagierten Mitstreitern der Friedensbewegung, welche die Gefahr der verstärkten revanchistischen Aktivitäten im Zusammenhang mit den Hochrüstungsplänen und der Bonner Wende erkennen, wird da und dort die Meinung laut, man solle doch nicht die ostdeutsche Kulturarbeit der Landsmannschaften kritisieren; läßt sie doch das ostdeutsche Kulturerbe pflegen. Diese Friedensfreunde ändern jedoch schnell ihre Meinung, wenn man sie mit dem Stellenwert der „ostdeutschen Kulturarbeit“ im Rahmen der Revanchistenpolitik der Landsmannschaften vertraut macht. Wer verstärkte Kulturpolitik anstrebt, um auf diesem Gebiet „die zweite Schlacht um den deutschen Osten zu schlagen“, wer wie die Landsmannschaften behauptet, daß „die ostdeutsche Kulturpolitik der Heimatpolitik“, d. h. dem Streben nach Revision der bestehenden Grenzen, „untergeordnet ist“, der betrachtet die „ostdeutsche Kulturarbeit“ als ein wichtiges Mittel, um die Ergebnisse des zweiten Weltkrieges zu revidieren. Für diese Kräfte bedeutet „ostdeutsche Kulturarbeit“ ein Mittel, revanchistische Politik zu konservieren und an die nächste Generation weiterzugeben.

Die Bundesrepublik Deutschland hat in den Verträgen von Moskau und Warschau, Berlin und Prag und in der KSZE-Schlüsseleakte von Helsinki die bestehenden Grenzen in Europa anerkannt und die Unantastbarkeit der Grenzen bestätigt. Friede und Entspannung sind gefährdet, wenn diese vertraglichen Vereinbarungen unterlaufen, ja gebrochen werden. Darum besteht die dringende Notwendigkeit zu fordern, den Mißbrauch von Steuermitteln für die Förderung revanchistischer Organisationen und Einrichtungen zu unterbinden.

Nachbemerkung: Praxis 1986

Landeshauptstadt München
Direktorium – Fremdenverkehrsamt

Verwaltungshaushalt 1986; hier: Gewährung eines Zuschusses für den 37. Sudetendeutschen Tag vom 16. bis 18. 5. 1986 in München in Höhe von 50000 DM

Beschluß des Wirtschaftsausschusses vom 13. 5. 1986 (SB) öffentlich

I. Vortrag des Referenten

Vom 16. bis 18. 5. 1986 findet in München, wie in den Jahren 1954, 1960, 1966, 1967, 1970, 1973, 1979 und 1984 der Sudetendeutsche Tag statt. Die Veranstaltung steht in diesem Jahr unter dem Motto „Gerechtigkeit schafft Frieden“. Wie in den letzten Jah-

ren werden die einzelnen Veranstaltungen überwiegend auf dem Messegelände durchgeführt. Es werden ca. 100000 Teilnehmer erwartet.

Für die Vorbereitung und Durchführung der bisherigen Treffen der Sudetendeutschen Landsmannschaft in München gewährte die Landeshauptstadt folgende Zuschüsse: 25000 DM im Jahr 1954, 50000 DM im Jahr 1960, 60000 DM im Jahr 1966, 30000 DM im Jahr 1967, 30000 DM im Jahr 1970, 50000 DM im Jahr 1979, 60000 DM im Jahr 1984; für den Sudetendeutschen Tag im Jahr 1973 wurde seitens der Stadt kein Zuschuß gewährt.

Mit Schreiben vom 17. 1. 1986 hat sich der Bundesvorsitzende der Sudetendeutschen Landsmannschaft, Herr Jörg Kudlich, an den Herrn Oberbürgermeister u. a. auch mit der Bitte um Gewährung eines städtischen Zuschusses in Höhe von 75000 DM für die Vorbereitung und Durchführung des 37. Sudetendeutschen Tages gewandt. Ein entsprechendes Gespräch fand am 17. 1. 1986 zwischen Herrn Oberbürgermeister Kronawitter und Herrn Staatsminister Neubauer, Sprecher der Sudetendeutschen Landsmannschaft, statt.

Nach dem am 17. 1. 1986 vorgelegten Kosten- und Finanzierungsplan werden sich die Gesamtkosten der Veranstaltung auf 870000 DM belaufen. Davon sollen aus Eigenmitteln, Einnahmen aus dem Abzeichenverkauf, dem Volkstumsabend, sonstigen Erlösen und Zuwendungen der Sudetendeutschen Stiftung 655000 DM abgedeckt werden. Um die verbleibende Finanzierungslücke in Höhe von 215000 DM zu schließen, wurden Zuschußanträge an Bund, Land und Stadt gerichtet. Seitens des Bundesministeriums des Innern erwartet man einen Zuschuß in Höhe von 20000 DM. Nach Rücksprache mit dem bayerischen Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung werden von dort - 120000 DM wurden beantragt – wie beim letzten Sudetendeutschen Tag in München, 95000 DM (80000 DM + 15000 DM für Kulturpreise) in Aussicht gestellt. Bei der Landeshauptstadt München wurden 75000 DM beantragt.

Da der Zuschußantrag für die Durchführung des 37. Sudetendeutschen Tages erst am 17. 1. 1986 gestellt worden ist, war eine entsprechende Berücksichtigung des Betrages bei den Haushaltserklärungen für 1986 nicht möglich. Das Fremdenverkehrsamt hat deshalb keine Deckungsmöglichkeit und hat die Stadtkämmerei gebeten, wie auch beim letzten Treffen 1984, wieder überplanmäßige Ausgabemittel zur Verfügung zu stellen. Seitens der Stadtkämmerei liegt nunmehr die Zusage vor, einer Mittelbereitstellung über 50000 DM zuzustimmen. Laut Rücksprache mit dem Bundesgeschäftsführer der Sudetendeutschen Landsmannschaft, Herrn Dieter Max, wird die durch die Kürzungen entstandene Finanzierungslücke mit Einsparungen und weiteren Eigenleistungen des Bundesverbandes abgedeckt werden. Das Fremdenverkehrsamt wird die Bereitstellung der Mittel nach Beschußfassung in die Wege leiten.

Die Stadtkämmerei ist mit dem Beschußentwurf einverstanden.

Die Verwaltungsbeirätin für Fremdenverkehr, Frau Stadträtin Scheuble-Schaefer, hat ihr Einverständnis erklärt.

II. Antrag des Referenten

Der Wirtschaftsausschuß befürwortet, der Sudetendeutschen Landsmannschaft für die Vorbereitung und Durchführung des 37. Sudetendeutschen Tages vom 16. bis 18. 5. 1986 einen Zuschuß in Höhe von 50000 DM zu gewähren.

**III. Beschuß
nach Antrag.**

Stadtrat der Landeshauptstadt München

Der Referent:
Dr. Zehetmeier
Bürgermeister

**WISSENSCHAFT
IN DER UdSSR**
Herausgegeben v. der Akademie der Wissenschaften. Berichte u. Reportagen a. Wissenschaft und Forschung. 6 Hefte im Jahr. Erscheint in Deutsch, Russisch, Englisch und Spanisch. 132 Seiten, farbig. Jahresabo 60,00 DM.



RUSSISCHE SPRACHE
Zweimonatszeitschrift in russischer Sprache für den Unterricht und d. Selbststudium. Mit einer Schallplattenbeilage. Ideal für alle, die russisch lernen. 6 Ausgaben im Jahr. 128 Seiten pro Heft. Jahresabo 57,80 DM.



ZEITSCHRIFTEN AUS DER UdSSR

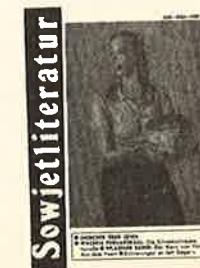
**SOWJET-
FILM**
Illustrierte Monatzeitschrift über den sowjetischen und internationalen Film. Berichte über neue Filme, Schauspieler und Regisseure. Ersch. in Dt., Russ., Engl., Frz., Span. 40 Seiten in Farbe. Jahresabo 30,00 DM.



**KULTUR
UND LEBEN**
Illustrierte Monatzeitschrift über das kulturelle Leben in der Sowjetunion und Neuigkeiten aus der Wissenschaft. Erscheint in Deutsch, Französisch und Spanisch. 52 Seiten in Farbe. Jahresabo 30,00 DM.



**SOWJET-
LITERATUR**
Monatzeitschrift mit Beiträgen sowjetischer Literatur, Kritik und Literaturwissenschaft. Mit zahlreichen Abb. von Werken der sowjetischen bildenden Kunst. (Zum Teil in Farbe). 192 Seiten pro Heft. Jahresabo 45,00 DM.



PROBELESEN KOSTENLOS

Telefon 02101/590370, Frau Lang.



Oder Coupon einsenden an:
Plambeck & Co, Postfach 101053,
4040 Neuss 1.

○ Bitte schicken Sie mir von folgenden Zeitschriften ein kostenloses Probeexemplar:

○ Bitte schicken Sie mir das Gesamtverzeichnis „Zeitungen und Zeitschriften aus der Sowjetunion“.

Absender:

03-05-01-KK-004-86

ZEITSCHRIFTEN AUS DER UdSSR

Anmerkungen

Adamowitsch Ales, geb. 1927 in einem Dorf bei Minsk. Als Junge stieß er zu den Partisanen während der deutschen Besatzung in Belorussland. Nach dem Krieg Abschluß der Schulbildung, dann Literaturstudium in Minsk. Zahlreiche Veröffentlichungen, meist über den Krieg in Belorussland, in seinen Worten: „Der erste atomare Krieg mit konventionellen Waffen“. Veröffentlichungen in deutschen Übersetzungen u. a.: „Henkersknechte“ (Berlin 1982); „Das Blockadebuch“ mit Daniil Granin (Berlin 1983); „Städte des Schweigens“ (Köln 1985). Den vorliegenden Beitrag schrieb A. A. exklusiv für den *kürbiskern*. Für die Vermittlung danken wir APN, Moskau.

Andrea Oswald, geb. 1926 in Jever. Beruf Augenoptiker. War seit 1976 Lehrbeauftragter an der Fachhochschule Ostfriesland in Emden, um als Schriftsteller zusammen mit Studierenden Probleme von der Sprache her zu erfassen: „Niederdeutsch – Sprache der Betroffenen“. Buchveröffentlichungen seit 1957, Lyrik, Kurzprosa, Sachliteratur, Hörspiel, Feature und andere Arbeiten für Funk und Fernsehen; seit 1976 auch Liedtexte und Kompositionen. 1983 wurde sein Bühnenstück „Laway – Aufstand der Deicher 1765“ uraufgeführt. Mitglied des Internationalen Dialekt-Instituts (IDS) und des VS.

Basse Michael, geb. 1957 in Bad Salzuflen. 1975 Abitur, 1977 Zeitungsvolontariat, 1980 freier Mitarbeiter beim SDR Stuttgart, 1981 Studium der Rechtswissenschaft und Philosophie in Regensburg, seit 1983 in München. Journalistische Arbeiten für Zeitungen und Fernsehen (Der lange Marsch der Arbeitslosen, Polizei – Die Prügelnabn der Nation, Weihnachten im Knast).

Borsch Wolfgang, sh. *kürbiskern* 3/80, 3/81 und 3/85.

Botterbusch Vera. Das in diesem Heft auszugsweise abgedruckte Gespräch mit Nathalie Sarraute führte V. Botterbusch Ende 1985 in Paris – im Rahmen ihres Films „Das Gefühl der vagen Empfindungen. Die Schriftstellerin Nathalie Sarraute“ (Sendung am 10. 1. 1986 im Bayer. Fernsehen). Zur Zeit arbeitet V. Botterbusch an einem Film über Jean Sibelius „Die Musik einer Landschaft“ (Sendung im Dezember 1986, III. Programm).

Brandstätter Horst, geb. 1950 in Stuttgart. Arbeit als Buchhändler, Bibliothekar, Redakteur, Antiquar und Dramaturg (unter Claus Peymann in Stuttgart). Seit vier Jahren freier Autor; Funkarbeiten, Aufsätze und Bücher (u. a. „Asperg – Ein deutsches Gefängnis“) gelten vor allem vergessenen Autoren und verfrühten Traditionen.

Elsner Gisela. Unser Text ist dem Roman „Das Windei“ entnommen, der im Frühjahr 1987 bei Rowohlt erscheint.

Fransecky Maria, lebt in Westberlin. Schreibt Gedichte und Prosa.

Gardein Uwe, lebt in München. Lyriker und Dramatiker; sh. auch *kürbiskern* 4/85.

Gross A. B. C., geb. 1951. Lehrer in Sonthofen.

Hennemann Susanne, lebt als freie Schriftstellerin in Lübeck. Schreibt Gedichte, Drehbücher, Kurzprosa. Zahlreiche Veröffentlichungen in Anthologien, in- und ausländischen Publikationen. „Das Räderwerk“, Gedichte (Wolf Marsch Verlag, 1983); „Blaue Räume“, Lyrische Texte (PARAM – Günter Koch Verlag, 1984).

Herde Georg, sh. *kürbiskern* 2/83 und 4/84.

Jung Werner, sh. *kürbiskern* 3/83, 4/84 und 1/86.

Kühn August, wird am 25. September 50 Jahre alt. Wir wünschen ihm alles Gute und weitere künstlerische Erfolge. Der hier veröffentlichte Text ist dem Roman „Meine Mutter 1907“ entnommen, der im September beim Schneekluth Verlag erscheint.

Littau Monika, geb. 1955, lebt in Witten. Studium Germanistik, Theologie, Geographie, Musikwissenschaften, arbeitslose Lehrerin; bis 1985 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Ruhr-Universität Bochum, derzeit Schriftstellerin, Referentin in verschiedenen Einrichtungen und Initiativen. Mitglied des VS. Buchveröffentlichungen u. a.: „Wo du die Welt von unten sehen kannst. Sri Lanka – Ein Textzyklus“ (Kanalpresse, 1983); Werkkreis Literatur der Arbeitswelt: Torschluß? Texte zum Friedenskampf (Fischer, 1985); Kolfhaus, Littau, Swoboda: „Kulturelle Jugendbildung zwischen Programmatik und Professionalität“ (Westdeutscher Verlag, 1986). SH. auch *kürbiskern* 2/83.

Ooyer Hans van. Unsere zwei Texte sind für eine bibliophile Ausgabe mit Originalradierungen 1987 vorgesehen. Sh. auch *kürbiskern* 3/82, 2/83, 3/84 und 2/85.

Schernikau Ronald M., geb. 1960, lebt in Westberlin. „Kleinstadtnovelle“ (Rotbuch-Verlag); „Petrina Märchen“ (Mariannenpresse).

Schwarze Hans Dieter, geb. 1926 in Münster, lebt in Anterskofen/Niederbayern. Zahlreiche Veröffentlichungen, darunter der Anti-Kriegs-Roman „Ludwig Leiserer“, Geschichte, Verse; zuletzt die Erzählung „Sieben Tage Ruhe auf dem Lande“. Aus Anlaß seines 60. Geburtstages geht er im Winter 86/87 mit seinem Stück „Ein wunderlicher Kerl“ auf Tournee, er spricht den alten Wilhelm Busch unter Regie von Hanns Dieter Hüsch. Veranstalter Westfälisches Klandestintheater. Zahlreiche Auszeichnungen und Preise, u. a. Bundesfilmpreis in Gold, Bundesverdienstkreuz, Regiepreise in Prag und Marl.

Schumann Peter, geb. 1946 in Berlin, lebt zur Zeit in Allersberg. Veröffentlichungen von Lyrik, Prosa, Hörspiel, literaturwissenschaftliche Beiträge, Rezensionen. Mitherausgeber und Redakteur verschiedener Zeitschriften, Lesungen im Rundfunk und Fernsehen. Ab 1976 durch starke Belastung und Krankheit vorläufiges unfreiwilliges Ende als Schriftsteller und Maler, vorübergehend blind. Weiterhin (ab 1981) anhaltender Versuch, als Schriftsteller und Maler zu überleben.

Wochele Rainer, geb. 1943 in Brünn, lebt in Stuttgart. Studium der Theaterwissenschaft, Psychologie und Philosophie in Köln. 1969 bis 1981 Lokalredakteur bei der „Stuttgarter Zeitung“. Seit 1982 freiberuflicher Schriftsteller. Mitglied im VS. 1983 Stipendiat der Kunststiftung Baden-Württemberg. 1984 Thaddäus-Troll-Preis des Förderkreises deutscher Schriftsteller in Baden-Württemberg. Kurzgeschichten in Zeitschriften und Anthologien. „Schrittwechsel“, Jugendroman (Signal-Verlag, 1983) u. a.

Wolf Klaus-Peter, geb. 1954 in Gelsenkirchen. Nach Abitur und Kriegsdienstverweigerung Arbeit im Sozialen Friedensdienst. Viele Buchveröffentlichungen, zuletzt der Roman „Das Werden des jungen Leiters“ (Büchergilde, 1986). Im Dammitz Verlag erschien 1981 „Vom Widerstand der Kirchen“.

Durch ein Versehen fehlte bei den letzten Heften ein Hinweis auf die verwendeten Abbildungen: Zum Titel von Heft 1/86 wurde ein Motiv von HAP Grieshaber benutzt; die Titelgrafik des Heftes 2/86 stammt von dem Münchner Maler und Grafiker Franz Kochseder, die von Heft 3/86 von A. Paul Weber. Umschlaggestaltung: 1 und 2/86 – Steffen Schauberger; 3/86: Gisela Burkhart.

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden; Rücksendung nur, wenn Rückporto beiliegt.

KÜRBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitler, Klaus Konjetzky, Oskar Neumann, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitler (verantwortlich), Klaus Konjetzky, Oskar Neumann. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 146/Rgb., 8000 München 40. Verantwortlich für Anzeigen: Gertrud Dietz, Anschrift wie Verlag.

Verlag: Dammitz, im Verlag Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, Xantener Straße 7, Postfach 920, 4040 Neuss.

Gesamtherstellung: Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, 4040 Neuss.

Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember).

Einzelheft DM 8,50, Jahresabo DM 32,- inkl. MwSt. + Porto. Studentenabo DM 27,-.

Kündigung bis spätestens 31. Oktober. Nicht gekündigtes Abonnement verlängert sich um ein weiteres Jahr.

Postcheckkonto: PSchA Essen, Kto.-Nr. 3736 69-431 (BLZ 360 10043).

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt beim Verlag.

ISSN 0023-5016.

JAMES MATTHEWS

James Matthews ist einer der bekanntesten Lyriker und Erzähler des schwarzen Südafrika. Der Eindringlichkeit, mit der er den Überlebenskampf und die Hoffnung der Schwarzen in den Gettos von Kapstadt schildert, wird sich kaum jemand entziehen können.

Die Träume des David Patterson

David Patterson lebt mit seiner Familie in einem der schwarzen Gettos vor Kapstadt. Nachts arbeitet er als Telefonist, aber er lebt nur wirklich, wenn er schreiben kann. Die „liberale“ weiße Boheme ist inzwischen auf das neue Talent aufmerksam geworden.

Roman, engl. Broschur, 18,80 DM




Weltkreis

Weltkreis-Verlags-GmbH, Postfach 789, 4600 Dortmund 1

3053205AKP86004 5600
SCHUH JUERGEN
HARDTSTR. 119

148 3

F2484 F

5600 WUPPERTAL 1

PROSAISCHES DRAMATISCHES

- Gisela Elsner: Der Schwamm ● Friedrich Hitzer:
Die Brücke von San Fernando ● Andreas
- B. C. Gross: Das Floß der Medusa ● August Kühn:
Helma ● Hans Dieter Schwarze: Blick. Schlag. Fliege
tot. ● Rainer Wochele: Stuttgarter Sprüche ●
- Monika Littau: Kontakte. Schwarz weiß gold. ●
- Klaus-Peter Wolf: Marktfrau Busch und
Literaturwissenschaftler Müller-Hildenbrandt ●
- Ronald M. Schernikau: Kalle K. und Berlis K.
Elektriker und Hausfrau ...

LYRIK

- Oswald Andrae ● Michael Basse ● Gerda Biernath
- Wolfgang Borsich ● Susanne Hennemann ●
- Maria von Fransecky ● Gerd Herholz ● Hans van
Ooyen ● Peter Schumann

ESSAY UND KRITIK

- Ales Adamowitsch: Nicht abseits vom Wichtigsten ●
- Uwe Gardein: Arno Schmidt und Einer seiner
Bewunderer – Der Briefwechsel mit Alfred Andersch
- Nathalie Sarraute: Das Gefühl der vagen
Empfindungen. Ein Gespräch mit Vera Botterbusch ●
- Werner Jung: Das Werk Ludwig Börnes ● Horst
Brandstätter: Der Verbrecher aus verlorener Ehre
oder Die Unschuld der Begriffe ● Oskar Neumann:
Zarteste Lyrik und asiatische Bedrohung ● Georg
Herde: „Ostdeutsche Kulturarbeit“ der
Landsmannschaften

Bitte
freimachen

Postkarte

Bitte senden Sie kostenlose Probeexemplare des
Kürbiskern (k) bzw. der Tendenzen (t) an folgende
Adressen:

1. _____
2. _____
3. _____
4. _____
5. _____

Damnitz Verlag
im Verlag Plambeck & Co
Hohenzollernstraße 146
8000 München 40

Ich bestelle

- Abonnement kürbiskern DM 32,-
- Studentenabonnement kürbiskern DM 27,-*
- Abonnement tendenzen DM 32,-
- Studentenabonnement tendenzen DM 27,-*
- Doppelabonnement kürbiskern und tendenzen DM 54,-

(* Studien-, Schüler- oder Lehrlingsnachweis erforderlich)

4 Nummern jährlich ab Nr. _____

Gewünschtes Abonnement bitte ankreuzen.

Kündigungen jeweils zum 31. 10. für das nächste Jahr. Nicht gekündigte Abonnements verlängern sich um ein Jahr.

- Hiermit erteile ich – bis auf Widerruf – die Genehmigung zur Abbuchung der Abogebühren von meinem Girokonto.

BLZ

Konto-Nr.

Name und Sitz des
Kreditinstituts

- Ich zahle nach Rechnungserhalt.

Meine Anschrift:

Name, Vorname: _____

Straße, Nr.: _____

PLZ, Ort: _____

Datum: _____

Unterschrift: _____

Widerrufsbelehrung. Besteller haben das Recht, ihr Abonnement innerhalb einer Woche beim Damnitz Verlag im Verlag Piambbeck & Co, Hohenzollernstraße 146, 8000 München 40, zu widerrufen. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung (Datum des Poststempels) des Widerrufs. Die Kenntnisnahme der Widerrufsbelehrung bestätige ich hiermit durch meine Unterschrift.

Datum: _____

Unterschrift: _____

Ich bin der Werber:

Name, Vorname: _____

Straße, Nr.: _____

PLZ, Ort: _____

und möchte als Dankeschön einen Büchergutschein über 30 DM, den ich nach Eingang der Abogebühren beim Damnitz Verlag gegen Bücher aus seinem Programm einlösen kann.

Bitte schicken Sie mir

- das Damnitz-Verlagsprogramm
- ein kostenloses Probeheft der Literaturzeitschrift kürbiskern
- ein kostenloses Probeheft der Kunstzeitschrift tendenzen